(Snell)

Stiefel

Dr. Ludwig Snells
Leben und Wirken.

Ein Beitrag

zur Geschichte der regenerirten Schweiz,

bearbeitet nach den von dem Verstorbenen

hinterlassenen Papieren und Schriften

von

einem jüngern Freunde

desselben.

Macte virtute!

Zürich,
Verlag von Meyer & Zeller.
1858.

Den treuen und biedern Kampfesgefährten,

Den ältern und jüngern Freunden

des Verstorbenen

gewidmet

von dem Verfasser.

Vorwort.

Die Reihen der schweizerischen Staatsmänner, welche in Folge der Julirevolution dem Gnadenregiment der 1815 restaurirten Aristokratie den Abschied gaben und durch die politischen, materiellen und geistigen Reformen der dreißiger Jahre in den bedeutendsten Kantonen der Schweiz eine freiere, gerechtere und gebildetere Staatsverwaltung schufen, welche die nationale Verjüngung des Schweizervolks durch diese kantonale Regeneration vorbereiteten und endlich nach langjährigen heftigen Kämpfen mit dem Ultramontanismus durchführten, — lichten sich mehr und mehr und nur noch wenige derselben ragen gleich ehrwürdigen Ruinen aus jener Zeit patriotischer Bestrebungen, politischer und geistiger Schöpfungen in eine neue Generation hinüber, der unter ganz veränderten Lebensverhältnissen und Interessen jene Sturm- und Drangperiode entweder gar nicht oder doch nur aus dunkeln Erinnerungen bekannt ist.

Mit derselben Liebe, mit welcher das Schweizervolk an seinem Vaterlande hängt, blickt es auch zu den Männern hinauf, welche für seine politische Freiheit, für seine materielle Wohlfahrt und für seine geistige Bildung gerungen und gekämpft haben und unter diesem Ringen und Kämpfen ergrauten und ins Grab sanken. Unter diesen Männern nimmt unstreitig Dr. L. Snell eine ehrenvolle Stellung ein; denn in dem

Zeitraum der drei letzten verhängnißvollen Dezennien hat er vorzugsweise durch die Publizistik so tief und oft so entscheidend auf die Entwicklung des öffentlichen Lebens in der Schweiz eingewirkt, war seine Thätigkeit so innig mit der Geschichte derselben verwoben und verflochten, daß es nicht nur für seine vielen Bekannten, mit welchen er stets durch Korrespondenz in dem freundschaftlichsten Verkehre stand, sondern auch für alle, welche Lust und Liebe für vaterländische Angelegenheiten haben, von hohem Interesse sein muß, das Lebens- und Charakterbild des seligen „Alten" sich zu vergegenwärtigen.

Die vorliegende Biographie macht keinen Anspruch auf Vollständigkeit in der Darstellung des Lebens und Wirkens des Verewigten; denn eine solche ist so unmöglich, als es unmöglich ist, das Weben und Schaffen der Naturkraft im Frühling, die tausend und tausend verborgene Knospen und Blüthen hervorbringt, die glänzende Perle des Thaues, die troz ihrer Klarheit doch dem einen so und dem andern wieder anders gefärbt erscheint, zu schildern. Wenn dieselbe aber den Verwandten und Freunden des Verstorbenen in der Schweiz und Deutschland, deren Andenken er stets treu in sich bewahrte, nur ein annäherndes Bild von der manigfaltigen Wirksamkeit des Seligen gewährt; so freut den Verfasser diese Frühlingsblume auf das Grab des unvergeßlichen Freundes, dieser Frühlingsgruß des geprüften Kämpfers an seine treuen und biedern Kampfesgenossen umsomehr, als er dadurch eine heilige Pflicht der Pietät nach Vermögen erfüllt hat.

Im März 1858.

Inhalt.

Jugend,- Lehr- und Wanderjahre bis 1830.

Ludwig Snell gehört einer Familie des Herzogthums Nassau an, welche mehrere Generationen hindurch dem kleinen Staate und dessen Nachbarländern eine Anzahl tüchtiger Männer für den Dienst des höhern Unterrichtes und der Kirche geliefert hat. Hohe geistige Befähigung und ausdauernde Energie scheinen ein natürliches Erbtheil dieser Familie zu sein. Schon der Großvater L. Snells, J. Peter Snell, gest. 1797, Vater von zwei Töchtern und fünf Söhnen, bereitete letztere für den Besuch der Landesuniversität Gießen vor und wirkte bis in sein höchstes Alter als Pfarrer mit stets ungetrübter Seelenruhe und klarer Geisteskraft. Drei seiner Söhne zeichneten sich besonders aus: J. Peter Snell, gest. 1816, als Geistlicher, bekannt durch eine „Kritik der Volksmoral" nach kantischen Prinzipien und durch einen weitverbreiteten Katechismus, F. Daniel Snell, gest. 1827, als Professor der Philosophie an der Universität Gießen und der Vater L. Snells, Christian Wilhelm Snell, gest. 1834, als Gymnasialdirektor. Letzterer erhielt nach einem achtjährigen Aufenthalt in Gießen, wo er sich dem Studium der Theologie und Philologie widmete und als Lehrer am Pädagogium wirkte, 1784 den ehrenvollen Ruf eines Prorektors an das alte berühmte Gymnasium in Idstein, einem einsamen Städtchen in einem waldigen Gebirgsthale des Taunus, wo schon die Natur den Musen eine stille, einladende Pflanzstätte bereitet zu haben schien. Jeder der vier Hauptklassen der Anstalt stand ein Hauptlehrer vor und zwar der obersten Klasse

oder der Prima der Rektor mit dem Titel eines Professors, der zweiten oder der Sekunda der Prorektor, der dritten oder der Tertia der Konrektor und der vierten oder der Quarta der Subkonrektor; jede dieser vier Klassen zerfiel wieder in drei „Ordnungen", von denen je eine von jedem Schüler ein Jahr lang besucht wurde, nur sehr fähige Zöglinge wurden nach einem halben Jahr in eine höhere Ordnung „fortgesetzt." Schon 1799 trat Ch. W. Snell als Rektor an die Spitze des Gymnasiums und erweiterte in dieser Stellung den längst begründeten Ruf der Anstalt, die oft über hundert Zöglinge zählte. Hier entfaltete er die höchsten Blüthen seiner Kraft und Thätigkeit und hier wurde ihm auch, was ihm von Gütern und Freuden dieses Lebens bestimmt war, im reichlichsten Maße zu Theil bis 1817, da die alt-ehrwürdige Anstalt nach Weilburg verlegt wurde.

Von hier aus erfreute Ch. W. Snell beinahe jedes Jahr das Publikum mit einer größern oder kleinern Schrift. Von seinen Schulbüchern nennen wir nur sein „Lehrbuch der deutschen Schreibart", welches mehrere Auflagen erlebte. Seine Hauptthätigkeit als Schriftsteller entwickelte er aber in Verbindung mit seinem Bruder F. Daniel Snell in Gießen durch die Bearbeitung eines nach kantischen Prinzipien durchgeführten Systems der Philosophie in acht Bänden, von denen er die Einleitung in das Studium der Philosophie, die Aesthetik, Metaphysik, Moralphilosophie, das Natur- und Vernunftrecht schrieb; dieses Werk sicherte ihm einen ehrenvollen Namen in der Geschichte der Philosophie. Ein besonderes „Handbuch der Aesthetik" legte ein glänzendes Zeugniß davon ab, wie sicher und fein sein Geschmack über das Schöne urtheilte und wie bewandert er in der antiken und modernen, besonders der englischen Literatur war. In den jährlichen Schulprogrammen, in welchen er stets solche Gegenstände behandelte, die nicht nur den Schulmann, sondern jeden Gebildeten, welchem das Schulwesen am Herzen liegt, ansprechen müssen, erhielt er die schönste Gelegen-

heit, seine Mitbürger über die höchsten und letzten Endzwecke der Erziehung aufzuklären.

Ungeachtet einer kärglichen Ausstattung des Gymnasiums mit Lehrkräften und literarischen Hülfsmitteln zeichneten sich doch stets die Zöglinge von Idstein auf den berühmtesten Universitäten Deutschlands durch ihre wissenschaftliche Bildung und ihren sittlichen Ernst aus. Das war das Werk des Rektors. Als Lehrer und Erzieher haßte Ch. W. Snell, ein strenger Kantianer, die einseitigen und falschen Richtungen des Philanthropinismus eines Basedow, Kampe und Salzmann und mit glühendem Zorne sprach er sich in seinen Programmen gegen diese Afterpädagogik, wie er sie nannte, aus. Im Gegensatze zu derselben verlangte er von seinen Schülern unbedingten Gehorsam, angestrengte Arbeit, ausdauernden Fleiß und pünktliche und ordentliche Ausarbeitung der gestellten Aufgaben, gönnte ihnen jedoch auch gerne Erholung durch den Genuß jugendlicher Freuden, bei welchen aber nie etwas Unanständiges vorkam, ohne daß er es strenge rügte. Sein Geist durchdrang beherrschend das ganze Leben der Schüler und beseelt von demselben schritten sie mit Sicherheit dem vorgesteckten Ziele entgegen. Eine heilige Scheu erfüllte die Zöglinge vor der fast allgegenwärtigen Aufsicht des „Alten", wie sie ihren Rektor nannten; seine Beobachtung erstreckte sich auf alle möglichen Verhältnisse, auf die häusliche Einrichtung, auf den Privatfleiß, auf den Umgang und sogar auf die Verwendung des bewilligten Taschengeldes; selten verging ein Abend, da der gefürchtete und doch geliebte Rektor nicht in einer oder mehreren Wohnungen erschien, um den Lebenswandel der Zöglinge zu überwachen. Sein Verhältniß zu den Lehrern wurde nach und nach das schönste und herzlichste, das man sich denken kann, da meistens jüngere Männer, selbst ehemalige Schüler gewählt wurden. Diese betrachteten ihren Vorsteher als Freund und kannten ihn als Meister in der Lehrkunst; sie schenkten ihm daher auch das unbedingteste Vertrauen, suchten und fanden

bei ihm, selbst in häuslichen Angelegenheiten, Rath und Hülfe; von Hader und Zwietracht, von zersplitterter Lehrthätigkeit war keine Rede, alle Lehrer wirkten im Sinn und Geiste ihres Vorbildes. Wie der Rektor die Seele des Gymnasiums, so war dieses und durch dasselbe jener der eigentliche Lebensmittelpunkt des Städtchens; er war der Rathgeber in allen wichtigen Angelegenheiten, die Jahresprüfungen des Gymnasiums waren Festtage für Idstein, und das Städtchen und das Gymnasium theilten Freude und Schmerz.

Nicht minder groß und edel erwies sich in ihrem eigenthümlichen Wirkungskreise die treue Lebensgefährtin Ch. W. Snells, Louise, geb. Simon, die Tochter eines angesehenen Geistlichen. Ohne eigenes Vermögen — ein altes Uebel in der ganzen Snell'schen Familie, wie sich Ludwig oft ausdrückte — waren die Eltern für den Unterhalt ihrer zahlreichen Familie, die durch fünf Söhne und zwei Töchter vergrößert wurde, nur auf die geringe Besoldung und den kargen Ertrag der schriftstellerischen Thätigkeit des Vaters angewiesen und zwar in den harten und drückenden Jahren der kriegerischen Zeit von 1790—1815, da auf den Bewohnern von Idstein Durchmärsche, Einquartirungen und Plünderungen von zahlreichen Truppen schwer lasteten. Unter diesen Verhältnissen war die äußerste Sparsamkeit und Entbehrung zur unabweislichen Nothwendigkeit geworden und hatte die Mutter, die selten eine Magd hielt und nur mit einer Tante das Hauswesen besorgte, eine schwere Pflicht zu erfüllen. Den ganzen Tag über, vom frühen Morgen bis zum späten Abend, war sie unermüdlich thätig mit Schaffen und Ordnen und fand dabei doch immer noch Muße genug, um ihren Sinn fürs Schöne zu befriedigen, ihre Blumen in dem Garten und in den Zimmern zu besorgen und jedem Ankömmling einen heitern Blick auf ihr niedliches und reinliches Haus zu verschaffen. „Herrliche Seele!“ so schrieb Ludwig nach dem Tode derselben — „welches Entzücken fühle ich, wenn ich mir

Dein Bild zurückrufe! Den Frieden des Himmels sehe ich über Deinem Antlitz ausgegossen! Deine Geduld, die Ruhe Deines Gemüthes und Deine Gelassenheit im härtesten Ungemach waren mehr als menschlich. Es war nicht bloß das Gefühl der Pflicht, das Dich stärkte, tröstete und ermuthigte; es war eine Freudigkeit, eine Begeisterung in Deinem Thun, Leiden und Dulden, die weit über der bloßen Pflicht erhaben sind. In Deiner Seele war nie ein Kampf, nie eine Ermattung, nie Kleinmuth. Aber nie habe ich auch Deine Erhabenheit des religiösen Glaubens mehr gefunden, Dein Vertrauen auf den Schutz des Allmächtigen war unerschütterlich; ich erinnere mich noch wohl, wie ich Dich oft früher in der Küche ein Lied singen hörte, vorzüglich Dein schönes Lieblingslied: Wer nur den lieben Gott läßt walten. Ruhe im Frieden des Paradieses, herrliche Seele! Und wenn es den verklärten Geistern möglich ist, zu wissen, was ihre theuern Uebriggebliebenen auf der Erde thun, woran ich fest glaube; dann siehst Du mit seligem Entzücken, wie ich diese kostbare Erinnerung an Dich niederschreibe und wie ich im Andenken an Dich Thränen der Liebe und des Schmerzens vergieße!"

Solche Eltern waren geeignet, ihren Familienkreis zu einem Tempel aller häuslichen Freuden, alles häuslichen Glücks und aller häuslichen Tugenden zu machen; darum haben wol auch selten die Glieder einer Familie so selige Tage mit einander verlebt und so reine Vergnügen mit einander genossen wie diejenigen von Ch. W. Snell. Unter seiner und seiner Gattin Leitung bot das Jugendleben der sieben Geschwister nach und nach alle Reizmittel, welche Geist und Herz bilden, den Thätigkeitstrieb frühe entwickeln und den Sinn für die Zeit und ihre Aufgaben wecken; die ernste, aber keineswegs pedantische Kinderzucht gewöhnte an Arbeit und Ausdauer im Streben, ließ jedoch auch Raum genug für die freie Entfaltung der Kraft und des Frohsinns durch Jugendspiele. So wurde Lud. Snell ein schönes und glückliches Familienleben,

das Arkadien des Jugendtraumes, die herrlichste, unschätzbarste und doch so seltene Gabe des Himmels zu Theil; wie oft vergegenwärtigte er sich sein Leben in Idstein, da er wohl wußte, was er dem warmen und liebevollen Busen des familiären Kreises, in dem seine Jugend aufwuchs, zu danken hatte, welcher Balsam die seligen Erinnerungen, die an dieser Frühlingspoesie seines Daseins hingen, für die Wunden waren, die die ernsten Kämpfe des spätern Lebens seiner Seele schlugen und welch sittliche Kraft und Erhebung für alle Schicksale in jener Friedensstätte wehte.

Der lebensfrohe Friedrich, geb. 1784, und der mehr ernste Ludwig, geb. 1785, lebten wie Zwillingsbrüder gleichsam nur Ein Leben; sie besuchten die gleiche Klasse des Gymnasiums von Idstein, wurden mit einander konfirmirt, gingen zusammen auf die Universität Gießen und trieben dieselben Studien. Der erste Gymnasialunterricht bereitete den beiden Brüdern viele Leiden; denn der Subkonrektor und der Konrektor betrachteten das „Plätzern" mit dem Stock als ein Hauptbildungsmittel. Nach dem baldigen Weggange dieser Lehrer trat unter Stein und Lade an die Stelle eines ertödtenden Schlendrians, einer mechanischen Dressur und Gedächtnißkrämerei eine begeisternde und bildende Lehrmethode. Stein entwickelte vorzugsweise den Sinn für die mathematischen und naturwissenschaftlichen Gegenstände, besonders für die Botanik. Lade schenkte neben dem Unterricht in der deutschen Sprache die größte Aufmerksamkeit dem Lateinischen und wußte namentlich durch eine anziehende Behandlung der poetischen Stücke das produktive dichterische Talent seiner Zöglinge zu entwickeln. Arbeitete Friedrich mit ungeheurer Leichtigkeit, so bedurfte dagegen Ludwig lange der Nachhülfe seines Bruders; während Friedrichs erste poetische Versuche in kleinen Liedern und Fabeln, die immer sinnig und fein irgend ein bedeutsames Moment aus dem menschlichen Leben hervorhoben, dessen großes Talent für die künstlerische Form offenbarten,

mißlangen dagegen Ludwigs Dichtungen beinahe immer, und nur im Zeichnen und Malen und besonders in der Musik konnte sich dessen ästhetischer Sinn ausbilden; hielt Friedrich in seiner äußern Erscheinung viel auf Anstand, Reinlichkeit und Ordnung, so war dagegen Ludwig in seiner Kleidung nachläßig und in seinen Haaren struppig, weßhalb er der Mutter viel zu schaffen gab.

Für alle die manigfaltigen Freuden und Spiele, welche dem Jugendleben einen so eigenthümlichen Zauber verleihen, boten das Gymnasialgebäude, der große Hofraum und zwei Gärten am nahe gelegenen Oberthor hinreichende Tummelplätze. Geräuschlose Spiele, verbunden mit Gesang, später das Vorlesen der Dichtungen von Göthe, Schiller, Matthisson und Salis erzeugten unter der frohen Kinderschaar ein heiteres und heimeliges Jugendleben. Im Sommer wurden fast täglich gemeinschaftliche Spaziergänge in die herrlichen Wälder und Felder der Umgebung gemacht; aber absichtlich begränzten die Eltern diese zuerst ziemlich enge, damit die junge Welt die ersten Jugendräume durch ihre Phantasie mit den luftigen Zauberwesen der Märchen und Fabeln zu einem eigentlichen Jugendparadies ausbauen könne. Das Schneemännchen und Schlittschuhlaufen, das Schneeball- und Steinwerfen, das Ball- und Kegelspiel, das Bauen von kleinen Hüttchen in den einsamen Wäldchen, das Braten von Kartoffeln, das Schütteln und Einsammeln von Bucheckern und das „Stoppeln", d. h. das Aufsuchen der hangen gebliebenen Aepfel, gewährten den Kindern die größte Freude; bei diesen Jugendvergnügen zeichnete sich Ludwig immer als gewandter Kletterer, Springer und Werfer aus. Die größte Freude bereitete den beiden Brüdern der Schneider Kunz, der Wächter des Oberthorthurms, wenn er sie am Sonntag Morgen früh mit hinaus in den Wald an seinen „Vogelheerd" zum Fang von Krametsvögeln mitnahm, wo sie dann ganz still in dem niedrigen Hüttchen stundenlang bei einem Feuerchen

kauern und lauern mußten. Das Schulleben wurde oft durch die Truppendurchmärsche unterbrochen; wenn aus der Ferne eine Trommel oder Trompete ertönte, so sandte der Lehrer einen „Buben" ab, um zu sehen, ob „Völker" angekommen seien; war dies der Fall, so lief Alles aus der Schule, um den Einmarsch der Völker zu betrachten. In Folge dieses Kriegslärms erhielten auch die uralten Kämpfe zwischen den Lateinern, den Zöglingen der untern Gymnasialklassen und den Deutschen, den Schülern der Stadtschule, neue Nahrung und bei der Ausführung der Schlachtpläne oder bei der Erstürmung der Schanzen gab es meistens blutige Köpfe.

Unter gewissen Verhältnissen wären manche Elemente des geschilderten Jugendlebens geeignet gewesen, ein rauhes, verwegenes, ja selbst verwildertes Geschlecht heranzubilden; allein unter der Leitung der väterlichen Strenge und der mütterlichen Milde förderten sie nur eine allseitige harmonische Ausbildung. Theurung und Mangel gewöhnten an Entbehrungen jeder Art und an eine Einfachheit im Leben, welche jeden Luxus in Wohnung und Kleidung, in Speise und Trank verschmähte; die Jugendspiele in Feld und Wald trugen zur Abhärtung des Körpers bei und gewöhnten an Strapazen; das Herumtummeln unter den fremden Kriegern und die Theilnahme an den Schülerkämpfen enfernten Scheu und Furcht vor Gefahren.

Hatte schon Lade durch sein begeisterndes Lehrtalent in den beiden Brüdern eine überwiegende Vorliebe für die klassischen Studien erzeugt, ihren Sinn für's Edle und Schöne geweckt und ihre produktive Thätigkeit gefördert, so geschah dies alles in noch höherm Grade durch ihren Vater noch als Prorektor und dann als Rektor des Gymnasiums. Ludwig, angefeuert durch einen edeln Wetteifer und durch eine reine Liebe zur Wissenschaft, entwickelte den angestrengtesten Fleiß und übte die sorgfältigste Selbstbeherrschung, um den Anforderungen seines Vaters zu genügen. Schon jetzt offenbarte sich in ihm jene kontemplative Richtung des Geistes, die sich so gerne

den Träumereien der Einbildungskraft hingibt. Schon jetzt beherrschte ihn jener unwiderstehliche Trieb zum Schreiben, jener höchst charakteristische Zug seiner Thätigkeit, der beweist, wie er gleichsam von Natur zum Schriftsteller bestimmt war. Kein Vergnügen konnte ihn fesseln, wenn ihn die Schreiblust anwandelte; er entfernte sich jedesmal mit den Worten: „Ich muß stoßen." Was er in stiller Einsamkeit schrieb, das verbarg er sorgfältig und bei seinem Abgang auf die Universität verbrannte er alles Geschriebene bis auf einige Hefte, die ihn auf allen Wanderungen bis an sein Lebensende begleiteten. Unstreitig bemächtigte sich seiner jetzt schon die Gewohnheit, der er bis zum Grabe treu blieb. Außer der genauesten Präparation für den Unterricht und der sorgfältigsten Ausarbeitung der gestellten Aufgaben, schrieb er in jenen einsamen Stunden Abhandlungen über frei gewählte Themata, zeichnete er sich, indem er immer mit der Feder in der Hand studirte, nebst kritischen Bemerkungen den Hauptinhalt und die eigenthümlichen sprachlichen Wendungen, namentlich die Kraftausdrücke eines gelesenen Buches auf und notirte er sich momentane glückliche Gedanken, Lebenserfahrungen, strenge Selbstbeurtheilungen, Vorsätze und zu besorgende Geschäfte.

Diese Schreiblust Ludwigs erhielt auch erst durch den Unterricht seines Vaters geistige Nahrung und praktische Bedeutung. Als Rektor legte Ch. W. Snell den Schlußstein zur gesammten Gymnasialbildung in der obersten Klasse. Beim Studium des klassischen Alterthums waren grammatische Spitzfindigkeiten und spielende Kritik ganz ausgeschlossen; der Lehrer eröffnete vielmehr den Schülern das Verständniß der ästhetischen und moralischen Größe, welche die Griechen und Römer in ihre literarischen Werke niedergelegt hatten. In der gleichen Weise und mit der gleichen Aufmerksamkeit behandelte er auch den Unterricht in der deutschen und französischen Literatur; durch den deutschen Sprachunterricht suchte er insbesondere den mündlichen und schriftlichen Ausdruck zu vervollkommnen,

weßhalb sich denn auch seine Zöglinge meistens durch Fertigkeit und Schönheit der Rede auszeichneten. Ein sehr wichtiges Bildungsmittel erblickte er in der Erläuterung der Grundbegriffe der Philosophie, wodurch er die Denkkraft und die Selbstthätigkeit seiner Schüler weckte und stärkte, Klarheit und Zusammenhang in ihr Wissen brachte, die verschiedenen Gebiete der Wissenschaften, deren vollständige Kenntniß die Universität erschließen sollte, charakterisirte und die festen Fundamente für die ethische und religiöse Bildung legte. Im Religionsunterrichte endlich begründete er auf philosophische Weise die einfachen und tiefen Wahrheiten des Christenthums und pflanzte er in seinen Schülern eine heilige Ehrfurcht vor dem Stifter und den Urkunden desselben.

Erst durch diesen Unterricht ihres Vaters erschloß sich den beiden Brüdern eine ganz neue Welt von Idealen; die wichtigen Fragen der Wissenschaft und des Lebens beschäftigten sie mehr und mehr und gaben ihrer Thätigkeit ernstere Zielpunkte. Die geistvolle Behandlung der antiken Welt durch den philologischen und historischen Unterricht weckte in ihnen, wie in allen geistvollen Zöglingen des Gymnasiums, ohne daß der Rektor es beabsichtigte, die Keime republikanischer Gesinnung — ein merkwürdiges Beispiel von der Zauberkraft des Studiums auf die Jugend. Dieser Republikanismus wurde jedoch noch durch einen andern Umstand befördert. Ch. W. Snell war ein biederer und loyaler Monarchist und ächt deutscher Patriot; daher hing er mit der ganzen Kraft seiner Seele an der Idee eines deutschen Kaiserthums und haßte dagegen auf's tiefste französische Frivolität und Fremdherrschaft; er war deßhalb auch ein entschiedener Feind Napoleons und seinen Haß gegen den Korsen flößte er allen seinen Zöglingen ein; derselbe Geist herrschte auch unter den Bewohnern von Idstein. Dieser Haß gegen den Einen Tyrannen steigerte sich nach und nach bei vielen Zöglingen des Gymnasiums, namentlich bei seinen Söhnen Friedrich, Ludwig und Wilhelm, wie auch bei

vielen Einwohnern des Städtchens zu dem Einen Hasse gegen jede Tyrannei und entfaltete in ihnen die reinste und edelste republikanische Gesinnung, welche das höchste Glück eines Volkes nur in einem möglichst freien Staatsleben suchte. Welch herrliche Stunden und Tage verlebten Friedrich und Ludwig mit den hervorragenderen Zöglingen des Gymnasiums, mit denen sie die treuesten Freundschaften, welche dem Jünglingsalter die eigentlich poetische Weihe geben, schlossen, wenn sie, den süßen Traum der Freiheit aller Völker träumend, die romantischen Gegenden Idsteins durchschweiften, oder in den Ferientagen größere Fußtouren in die herrlichen Thäler, auf die lachenden Höhenebenen und auf die Bergspitzen der Taunuskette, namentlich auf den reizenden und bezaubernden Feldberg, machten.

Bewegt durch ein wunderbares Gemisch von Trauer über die Trennung von der lieben Heimat und von Freude über den vorgeahnten Eintritt in das Reich des Wissens, begab sich das Brüderpaar im Frühling 1803 auf die Landesuniversität Gießen, wo sie der Aufsicht ihres Onkels, des Prof. Daniel Snell, anvertraut waren. Letztere schien dem Vater um so nothwendiger, da in jener durch die politischen Stürme aufgeregten und durch die verheerenden Kriege verwilderten Zeit das Studentenleben ein ziemlich rohes war; eine Menge Bierstoff wurde vertilgt, der Fechtboden fleißig besucht und der Schläger häufig geführt. Friedrich, dem ein fröhliches und geselliges Leben mehr zusagte, als das anhaltende Sitzen in der Studirstube, hätte sich gerne manchmal ein wenig unter die Studenten gemischt; allein das gab Ludwig, mit dem er das gleiche Zimmer bewohnte, nicht zu und seinem Willen fügte sich jener auch willig, weßhalb die brüderliche Liebe und Freundschaft nicht gestört wurde. So lebten beide ausschließlich ihren Studien; ihr einziger Gesellschafter war ihr Onkel, dem sie bei Hause oder auf Spaziergängen stets willkommene Gäste waren, mit welchen er sich, oft bei einem

Glase Wein, über die zu besuchenden Kollegien oder über die interessantesten literarischen Erscheinungen und über die wichtigsten wissenschaftlichen Fragen unterhielt. Vom Vater für den geistlichen Stand bestimmt, bildeten Theologie und Philologie ihre Hauptstudien; sie besuchten aber auch Kollegien über Philosophie bei ihrem Onkel und über Rechtswissenschaft bei dem berühmten Juristen Grolmann. Die meisten dieser Fächer machten ihnen jedoch in Folge ihrer gründlichen Gymnasialbildung wenig Arbeit und da sie ihrer Lieblingsneigung nach sich der akademischen Laufbahn zu widmen gedachten und ihnen noch hinreichende Muße übrig blieb, so beschäftigten sie sich auch eifrig mit Geschichte und Mathematik, weil diese bei dem an Gymnasien damals noch vorherrschenden Klassensystem wesentliche Erfordernisse für jeden Schulmann waren. Eine ausgezeichnete Probe ihrer gediegenen Bildung und ihres rastlosen Fleißes gaben sie durch eine Uebersetzung des Diogenes Laertius „über das Leben und die Meinungen der ersten griechischen Philosophen", worin sie durch historische, philologische und philosophische Anmerkungen den Grund zu einer systematischen Darstellung der Entwicklungsperiode der griechischen Philosophie zu legen suchten.

Die Arbeit, welche mit bedeutenden Schwierigkeiten verbunden war, wurde günstig aufgenommen und von Prof. Tennemann in Marburg, einer bedeutenden Autorität auf diesem Gebiete, sehr vortheilhaft rezensirt. Mit dem Erscheinen derselben 1806 nahmen sie von der Universität Abschied und betraten sehr bald die praktische Laufbahn.

Mit dem Eintritt in das Berufsleben hörte aber bei Ludw. Snell, wie bei seinen Brüdern Friedrich und Wilhelm, ein ernstes Nachdenken über die wahre Bestimmung des Menschen und über die Verwirklichung derselben keineswegs auf, wie dies bei so vielen Leuten der Fall ist, die den materiellen Erwerb als den höchsten Endzweck menschlicher Thätigkeit an-

sehen*). Die durch die bisherigen Studien geweckte Kontemplation begleitete ihn als treue Schutzgöttin in Glück und Unglück durchs ganze Leben; in ihr fand er die reinsten und seligsten Freuden und diese schützten ihn vor erschlaffendem Genuß oder träger Ruhe und wiesen ihn immer auf neue Bahnen wohlthätiger Wirksamkeit und auf neue Mittel zur Beförderung wahrer Menschenwohlfahrt. Wir finden bei ihm daher: ein wiederholtes Nachdenken über die rechtlichen, sittlichen und religiösen Grundideen des menschlichen Geistes; ein vergleichendes Studium aller positiven Religionen, aller historischen Staatsformen und aller sozialen Zustände, verbunden mit der eifrigen Erforschung der geschichtlichen Entwicklung derselben; ein hohes Interesse an allen Fragen, welche sich auf die Anordnungen für die Veredlung und Verbesserung der Lage des Volkes in jeder Hinsicht durch eine alle Klassen der Gesellschaft gleichmäßig durchdringende, allgemeine Grundbildung beziehen; eine sorgfältig gepflegte Bekanntschaft mit den bedeutendsten und einflußreichsten Erscheinungen auf dem Gebiete der modernen Literatur und ein häufiges Zurückkehren zu den Schätzen der antiken Schriftsteller als zu alten Bekannten, die ihm schon in der Jugend durch steten Umgang lieb geworden waren. Was er nun durch sein Nachdenken als wahr, edel und gut anerkannt hatte, das suchte er im Leben durch seine praktische Thätigkeit zu verwirklichen, und zwar ohne alle egoistischen Rücksichten aus reiner Liebe zur Menschheit. Er wählte sich daher auch den Beruf eines Lehrers und Publizisten, weil er in demselben eine unmittelbare Wirkung seiner Thätigkeit, die immer auf ein bestimmtes, wenn auch oft scheinbar unbedeutendes Ziel gerichtet war, voraussah. Bei der Durchführung seiner Ideen berücksichtigte er stets die Macht der bestehenden Verhältnisse, da er das Leben, wie es sich in der Wirklichkeit gestaltete, nur

*) S. Beilage 1.

zu genau aus der Geschichte und aus der eigenen Erfahrung kannte; wo sich ihm Keime für Verbesserung und Veredlung zeigten, da knüpfte er an das Vorhandene an, und nur, wo dieses unvernünftig war, hielt er eine Radikalreform für das einzige Heilmittel; der Vergangenheit gestattete er mithin nur ein Recht auf die Gegenwart, wenn jene sich nach den Bedürfnissen und Ueberzeugungen dieser umgestalten ließ. In stetem Verkehr mit friedlichen und biedern Leuten aufgewachsen, durch das Studium des antiken Lebens mit den großartigen Schöpfungen des republikanischen Geistes und durch die Geschichte der Vergangenheit und Gegenwart mit den verheerenden Gräueln des Despotismus bekannt gemacht, gestaltete sich in ihm die feste Ueberzeugung, daß jedes Streben nach Fortschritt die Gesammtheit, die Masse des Volkes ergreifen, von dem gesunden Sinn und Geiste desselben getragen werden und daß jeder Freund der Fortbildung ein wahrer Menschenfreund, ein Retter der Bedrängten und Unglücklichen sein müsse. Und diese Ueberzeugung weihte ihn zu einem rüstigen Kämpfer für die heilige Sache der Volksbildung und Volksfreiheit.

Unmittelbar nach beendigter Studienzeit kam L. Snell nach dem durch seine Kupferbergwerke bekannten, nicht weit von Kassel gelegenen Darmstädtischen Flecken Thalitter, wo er acht bis zehn Knaben und Mädchen von Honoratioren theils zur Ausbildung für höhere Lehranstalten, theils zur weitern Fortbildung überhaupt unterrichtete. Die besondern Schwierigkeiten einer gemischten Privatschule überwand er glücklich, die Mädchen mußten im Einverständnisse mit den Eltern auch den Unterricht im Lateinischen besuchen und ihr Lehrer hatte die Freude zu beobachten, daß dieselben nach zwei Jahren im Kornelius Nepos ebenso gut lasen als die Knaben. Hier machte er auch den ersten Versuch mit der Ausführung einer republikanischen Schulordnung, indem er die Schüler selbst mit der Handhabung der Disziplin theilweise betraute. Er

war mit der psychologischen Wirkung dieser Methode sehr zufrieden; denn aus ihr erklärte er sich die regere geistige Thätigkeit und die größere Anhänglichkeit der Zöglinge an den Lehrer, als sie sich sonst gewöhnlich in solchen Anstalten finden. Dieser zwar enge Wirkungskreis war L. Snell lieb und theuer geworden; sein Lieblingsvergnügen bildete die Jagd in den waldigen Umgegenden des Fleckens; bei den Eltern seiner Schüler genoß er stets der gastfreundlichsten Aufnahme, indem man sich allgemein freute, für den kleinen Kreis von Kindern in dem entfernten und abgelegenen Thälchen einen so trefflichen Lehrer gewonnen zu haben.

Allein er wurde aus diesem idyllischen Zauberkreis im Frühling 1808 abberufen durch den mit seinem Vater innig befreundeten Superintendenten Bickel in Moosbach bei Biberich, welcher ihn als Vikar wünschte. Nur ungerne unterzog er sich dieser Anstellung; zum Glück für ihn war dieselbe jedoch von nicht gar langer Dauer. Bei der Rückkehr von einem Besuche seiner Eltern fuhr ihm die Kugel aus der zufällig losgegangenen Jagdflinte in das linke Bein, worauf ihn ein Förster auf einem Wägelchen nach Idstein zurückführte, wo er zum Schrecken der ganzen Familie anlangte. Während seiner Wiedergenesung wurde der bisherige Konrektor Stein zum Prorektor befördert und nun erhielt Ludw. Snell noch als ein junger Mann von 24 Jahren sogleich das erledigte Konrektorat an dem ihm so lieb gewordenen Gymnasium von Idstein. Damit begann für ihn eine der glücklichsten Perioden seines Lebens.

Unter der Direktion seines Vaters entwickelte er hier als Konrektor seit 1808 und als Prorektor seit 1814 die rastloseste Thätigkeit. Neben dem Lehramte, dem er mit großem Talent, unerschütterlicher Konsequenz und milder Strenge vorstand, bildete das Studium der Grammatik, Literatur und Geschichte sein eigentliches Lebenselement. Während des angedeuteten Zeitraumes herrschte unter allen Lehrern

des Gymnasiums die größte Eintracht; durch gleiches Streben nach den gleichen Ideen enge mit einander verbunden, bildeten sie unter ihrem Nestor einen Kreis von jungen Männern, wie ein solcher selten an einer Anstalt sich findet. Sehr häufig wurden die hervorragenderen Gymnasiasten und die gebildeteren Jungfrauen des Städtchens zur Theilnahme an den freieren gesellschaftlichen Zusammenkünften eingeladen und meistens von dem jungen Konrektor in seinem Wohnzimmer aufs freundschaftlichste bewirthet. Da herrschte dann immer die heiterste Fröhlichkeit und oft äußerte sich die gemüthliche Stimmung im Gesang, aber stets nur in gemeinschaftlichem, worin alle Ein Herz und Eine Seele waren. Einst trat zufällig der Onkel Lud. Snells, J. Peter Snell, von Natur eine frohe, aber häufig von dem Hauskreuz geplagte Seele, in den singenden Kreis, unbemerkt horchte er anfangs schweigend und gerührt, den Kopf auf seinen Stock geneigt, dem Ausdrucke der seelenvollen Freude zu und brach dann, als er erkannt und mit Jubel begrüßt ward, in Wielands Worte im Oberon aus: „Ein Traum aus bessern Zeiten, so süß und auch so bitter.“ Oft wurden an Sonntag-Nachmittagen gemeinschaftliche Spaziergänge nach einem benachbarten Dorf gemacht, bei welchen Anläßen besonders der jugendlich-feurige Wilhelm, der häufig von Wiesbaden, wo er advozirte, über den Taunus nach Hause eilte, durch seinen unerschöpflichen Humor allgemeine Heiterkeit und große Freudigkeit erregte. Für andere Vergnügen hatte Lud. Snell keine Zeit; nur zur Unterbrechung des anhaltenden Sitzens und Studirens liebte und übte er das Kegel- und Billardspiel, während ihm das Kartenspiel als geistlos verhaßt war und er sich nur selten zu einer Partie Schach verstehen ließ. Im Leben war er höchst einfach und sparsam, er verschmähte jeden Luxus und konnte daher von seiner Besoldung jährlich einen ansehnlichen Theil für die Zukunft aufbewahren, was ihm sehr zu statten

kam; denn dem glücklichen Kreise von Idstein schlug nur zu bald die Stunde herber Trennung.

Die fast zehnjährige Wirksamkeit L. Snells am Gymnasium von Idstein fiel in jene Zeit, die in Tausenden die kühnsten Hoffnungen für eine volksthümliche Regeneration Deutschlands weckte, die aber auch, wie wohl selten eine andere, die größten und bittersten Enttäuschungen brachte. Jene Hoffnung auf eine nationale Wiedergeburt des bisher geknechteten Deutschlands wurde von L. Snell und seinen Jugendfreunden in Nassau mit allem Feuer der Begeisterung ergriffen; Idstein wurde ein Zentralpunkt dieser patriotischen Bestrebungen und hier hatten auch die Reformen des Studentenlebens durch die Brüder Follen ihren Ursprung. Mit dem Beginn des deutschen Befreiungskrieges bildeten sich 1814 und 1815 nach einem Aufruf E. M. Arndts in Preußen und in den Rheingegenden die sog. „deutschen Gesellschaften" zur Realisirung der Verheißungen des Königs von Preußen, der diese politischen Vereine besonders unterstützte, da er sich längere Zeit mit dem Gedanken einer Oberherrschaft in Deutschland trug. Auch im Nassauischen bildeten sich solche unter den freisinnigen, namentlich jüngern Männern, in allen bedeutenden Städten; in Idstein wurde L. Snell zum Präsidenten der deutschen Gesellschaft erwählt und in dieser Stellung betrachtete er die Durchführung der Sache des Volks im Gegensatze zu der der Fürsten als seine eigentliche Lebensaufgabe, der er jedes Opfer zu bringen bereit war; er war fortan für diesen Zweck unermüdlich thätig, benützte alle seine Ferien zu propagandistischen Reisen, trat in Korrespondenz mit den leitenden Mitgliedern anderer Vereine und arbeitete mit diesen an der Organisation eines engern Kreises, durch den freiere, mehr republikanische Institutionen ins Leben gerufen werden sollten. Seine politischen Verbindungen erstreckten sich in den Rheingegenden von Heidelberg an bis Koblenz hinunter. Die Regierungen aber, namentlich diejenigen in den ehemaligen Rheinbundstaaten, fürchteten die

Existenz dieser Gesellschaften und unterdrückten dieselben 1816, obschon sie sich nirgends gesetzwidrige Handlungen hatten zu Schulden kommen lassen.

Der nassauische Regierungspräsident Ibell, ein in der napoleonischen Schule aufgewachsener Staatsmann, ein aufgeklärter Büreaukrat, welcher das aufstrebende geistige Leben in Deutschland ebenso sehr als die alten Restaurationsmänner haßte, verfolgte mit unversöhnlicher Strenge die leitenden Mitglieder jener politischen Vereine, und als 1816 nach dem Aussterben des Fürstenhauses Nassau-Usingen, wozu Idstein gehörte, das ganze Herzogthum Nassau an Herzog Wilhelm von Nassau-Weilburg kam, wurde 1817 aus Erbitterung gegen den Lehrerklubb von Idstein für die Durchführung der längst projektirten Centralisirung der höheren Lehranstalten, das dortige alt-ehrwürdige Gymnasium aufgehoben und mit der bisherigen Schwesteranstalt in Weilburg zu Einem Landesgymnasium vereinigt. Dadurch wurde der bisherige glückliche Familien-, Lehrer- und Gesellschaftskreis in Idstein vernichtet. Der Vater Ch. W. Snell siedelte sich nach Weilburg über, wo er noch zehn Jahre lang mit unverdrossenem Eifer wirkte. Manigfaltige neue Auszeichnungen, wie die Ernennung zum Oberschulrath, die Wahl zum Deputirten des Gelehrtenstandes und die Berufung auf den Präsidentenstuhl der Landstände, versüßten ihm allerdings den Abend seines Lebens; allein so heimisch und so wohl wie in Idstein fühlte er sich in dem neuen Wirkungskreise nie mehr. Als er 1828 das ihm beschwerlich gewordene Amt niederlegte, beehrte der Herzog die Verdienste des edlen Alten mit der Uebersendung der großen Verdienstmedaille und mit Belassung des vollen Gehaltes, worauf er den Rest seines Lebens im Schooße seiner Familie in wohlverdienter Ruhe in Wiesbaden hinbrachte.

Die übrigen Lehrer waren an verschiedene Anstalten oder ins Pfarramt verwiesen worden. L. Snell sollte eine besonders empfindliche Zurücksetzung treffen, indem man ihm die

Lehrstelle für die untersten Klassen eines gewöhnlichen Gymnasiums anbot, weßhalb er seine Entlassung aus dem Lehrerstande nahm. Während des Sommers von 1817 lebte er bei seinem Bruder Friederich, nunmehrigem Pfarrer in Nauheim bei Limburg. Hier bearbeitete er für sich einen umfassenden, bis in das kleinste Detail gehenden Entwurf einer republikanischen Staatsverfassung, dessen wissenschaftliche Begründung in einzelnen Aufsätzen näher ausgeführt werden sollte. Hier schrieb er auch den kurzen Abriß der Geschichte der alten und Friedrich den der Geschichte der neuen Philosophie, welche 1819 als letzter Band des von seinem Vater und Onkel herausgegebenen Handbuches der Philosophie erschienen. Neben dieser wissenschaftlichen Thätigkeit half Ludwig seinem Bruder in dem durch ein Filial etwas beschwerlichen Predigeramte; nach dem Vorbilde desselben ließ er das Dogmatische so ziemlich bei Seite und verarbeitete dagegen den reichen, sittlich-praktischen Gehalt des Christenthums. Freilich zog ihn das Studium hierüber mehr an als das Predigen, da ihm die populäre Beredsamkeit seines Bruders fehlte. Der geistige Umgang mit dem „alten Bemerker", wie Friedrich von seinen Freunden genannt wurde, die treffliche Kindererziehung desselben — er war bereits Vater von zwei Mädchen und fünf Knaben, welch letztere allein noch in Nassau den Namen „Snell" tragen — gewährten L. Snell hohen Genuß und so verfloß der Sommer heiter und fröhlich unter dem steten Wechsel von wissenschaftlicher Beschäftigung, praktischer Thätigkeit und jugendlicher Spiele.

Besaß auch in Preußen die Reaktion bereits in dem Justizminister Kamptz und in dem Geheimrath Schmalz einflußreiche Vertreter, so hatte der Liberalismus in dem Ministerium doch noch seine Hauptstützen in dem Staatskanzler Freiherrn von Hardenberg, in Wilhelm Humboldt und in dem Kultusminister Freiherrn von Altenstein. Letzterer arbeitete für die geistige und sittliche Wiedergeburt des Volkes durch Förderung

des höhern Schulwesens, durch Gründung neuer Gymnasien und Universitäten. In den Rheingegenden erhob sich die Universität Bonn und unter den neu gestifteten Gymnasien zeichnete sich dasjenige von Wetzlar besonders aus. Noch im September 1817 wurde L. Snell als Direktor desselben berufen und Ende Oktober konnte die neue Anstalt, an der nur jüngere Männer angestellt waren, welche mit Eifer und Liebe die Ideen des Direktors ergriffen, eröffnet werden. Da ihm der Kultusminister bei der Organisation derselben ziemlich freien Spielraum ließ, so nahm er sich hiebei Idstein zum Vorbild. Bei der Eröffnung zählte das Gymnasium vier Klassen, die je nach Erforderniß wieder in zwei oder drei Ordnungen zerfielen. Diese einfache Organisation genügte aber weder der rasch sich steigernden Schülerzahl, noch der Forderung, welche der Direktor erfüllen wollte. Schon im dritten Jahre seines Bestandes hatte das Gymnasium nahezu 200 Schüler unter sechs Hauptlehrern für die vier Hauptklassen, denen eine Elementar- oder Vorbereitungsklasse vorausging, in welcher die eintretenden Zöglinge eine gleichmäßige Vorbildung erhielten. Wäre es dem Direktor vergönnt gewesen, nur noch ein Jahr länger an der ihm lieb gewordenen Bildungsstätte zu wirken, so wäre mit der Anstellung eines siebenten Lehrers die Errichtung einer neuen Klasse möglich geworden. Hiefür hatte er auch bereits die bestimmtesten Zusicherungen von Seite seiner obern Schulbehörden erhalten, namentlich von dem ehrwürdigen Präsidenten der Regierung der Rheinprovinz, dem Freiherrn von Ingersleben in Koblenz, der den Flor der Anstalt um so lieber sah, als die übrigen neuen Gymnasien seines Regierungsbezirkes nicht recht gedeihen wollten, sowie von Seite des Staatskanzlers von Hardenberg und des Kultusministers von Altenstein, welche die Anstalt einige Male mit ihrer persönlichen Gegenwart beehrt hatten.

Diesen schnellen Aufschwung, diese allseitige Anerkennung verdankte das neue Gymnasium dem Unterrichte und besonders

der darin gehandhabten Disziplin. Bei jenem sah L. Snell vorzugsweise darauf, daß mit jeder Erweiterung der Kenntnisse eine gesteigerte Entwicklung der freien Selbstthätigkeit verbunden sei, weßhalb die Schüler z. B. nach Beendigung eines Abschnittes immer angehalten wurden, einen kurzen schriftlichen Abriß des Behandelten auszufertigen. Als Direktor legte auch er den Schlußstein der Gymnasialbildung durch den Unterricht in der Philologie, Philosophie und Geschichte; einen Lieblingsgegenstand in der letztern bildete die ausführliche Behandlung der französischen Revolution mit besonderer Rücksicht auf die rechtliche und staatliche Entwicklung. Durch die Disziplin suchte L. Snell den längst gehegten Lieblingsgedanken eines republikanischen Gemeinwesens in dem Jugendleben der Gymnasiasten zu verwirklichen; denn nur in einem solchen sah er das beste Mittel, den eigentlichen Zweck der Schuldisziplin: Erzielung einer strengen Selbstbeherrschung durch unausgesetzte Uebung der sittlichen Kraft neben der fortschreitenden Entwicklung der Erkenntniß des Wahren und Guten, zu erreichen. Bei der Verwirklichung dieser Idee betheiligte er außer den Lehrern auch die Zöglinge; jede Klasse wählte aus ihrer Mitte unter Genehmigung der Lehrer einen Inspektor, welcher die Schüler seiner Abtheilung zu beobachten, die Schwächern in ihren Arbeiten zu unterstützen, dem Lehrer die nöthigen Mittheilungen zu machen, ihm die Anliegen der Klasse vorzutragen und die Aufträge für neue Anordnungen entgegen zu nehmen hatte.

In einer ausführlichen Schulordnung setzte der Direktor genau alle Bestimmungen fest, nach welchen sich die Zöglinge in ihrem Leben in und außer der Schule zu richten hatten; diese wählten aus ihrer Mitte wieder unter Genehmigung der Lehrer eine größere Zahl von Geschwornen, welche wöchentlich über die gegen die Schulordnung begangenen Fehler urtheilten; sie entschieden über das Schuldig, die Lehrer über die Strafe. Wöchentlich traten letztere unter dem Vorsitze des

Direktors zusammen, um sich die nöthigen Mittheilungen über den Gang der Anstalt, sowie über das Leben der Zöglinge zu machen und die nöthigen Anordnungen, welche Zeit und Umstände erforderten, zu treffen. Nach acht oder vierzehn Tagen versammelten sich die Schüler aller Klassen am Sonntag Morgen vor dem Gottesdienst im Schulsaale; diese Zusammenkünfte wurden mit Gebet begonnen und mit Gesang geschlossen; in denselben ertheilte der Direktor in längerm oder kürzerm Vortrage Ermahnungen und Belehrungen über die Pflichten und Lebensverhältnisse der Schüler, machte er diese mit den getroffenen Anordnungen bekannt, führte er ihnen neue Ankömmlinge vor und entließ er die Abgehenden; diese Vorträge waren stets von den wohlthätigsten Folgen. Aus kleinen Beiträgen der Schüler wurde eine Bibliothek gegründet, deren Verwaltung ganz in ihre Hände gelegt wurde, indem sie unter Genehmigung der Lehrer den Bibliothekar und Rechnungsführer wählten und die nöthigen Anschaffungen bestimmten. In solcher Weise suchte L. Snell alle Glieder der Anstalt durch das Band einer freien, sittlichen Gemeinschaft zu vereinigen. Trotz der kurzen Zeit seiner Wirksamkeit als Gymnasialdirektor hatte er doch die Freude, die Hoffnungen, welche er sich von derselben versprach, theilweise erfüllt zu sehen. In dem kleinen Wetzlar, wo in Folge des früheren Reichskammergerichtes die Sitten sich sehr gelockert hatten, wurde durch das Vorbild des Gymnasiums unter der gesammten Bürgerschaft ein edlerer Geist geweckt und in Anerkennung seiner Wirksamkeit wurde L. Snell schon 1818 das Inspektorat über alle evangelischen Stadtschulen übertragen mit der Weisung, sich selbst eine Instruktion über seine Thätigkeit zu entwerfen und Vorschläge für eine gründliche Reform der Elementarschulen, sowie für die Gründung einer höheren Töchterschule einzureichen.

Eine Wirksamkeit, wie sie von L. Snell in Wetzlar entfaltet wurde, konnte aber unter der in Preußen immer mehr

überhandnehmenden reaktionären Politik nicht von langer Dauer sein. Nachdem 1819 der Student Sand den russischen Spionen Kotzebue ermordet und der schwärmerische Apotheker Lönning von Idstein ein Attentat auf Ibell gemacht hatte, fiel durch den Ministerkongreß zu Karlsbad das liberale Ministerium in Preußen und begannen überall die traurigen Demagogenverfolgungen. Auch die drei Brüder Snell traf die ruchlose Verfolgung. Friedrich wurde plötzlich bei Nacht fortgeschleppt und in harte Gefangenschaft geworfen, bald aber seinem Amte und seiner Familie wieder zurückgegeben, da in Nassau die politischen Untersuchungen, die kein Resultat zu Tage förderten, niedergeschlagen wurden. Wilhelm, als Verfasser einer Petition an die Landstände, von Ibell seiner Anstellung im Kriminalgericht in Dillenburg entsetzt, fand noch bei Ludwig in Wetzlar ein Asyl; als er aber einige Tage nach Neujahr 1820 nach seiner Flucht von Dorpat wieder bei diesem eintraf, mußte er sofort in die Schweiz fliehen, wo er 1821 an der Universität Basel als Professor der Rechtswissenschaft angestellt wurde. Kurze Zeit, nachdem Wilhelm von seinem Bruder Ludwig in Wetzlar Abschied genommen hatte, ergriff auch diesen in seinem stillen Wirkungskreise die immer weiter um sich greifende und nach immer neuen Opfern gierige politische Untersuchung, die bisher nur der Freiherr von Ingersleben im Interesse der Gerechtigkeit und des aufblühenden Gymnasiums abzuhalten gewußt hatte. Der damalige Inquisitor der Rheinprovinzen, H. von Pape, verfuhr gegen L. Snell insofern milde, als er über ihn nicht wie über andere hartes Gefängniß, sondern nur milden Hausarrest verhängte.

Die Untersuchung, welche neun Monate dauerte, erstreckte sich: 1) auf politische Meinungen, die man in Aufsätzen und Briefen von L. Snell aus der aufgeregten Zeit der Befreiungskriege fand; 2) auf die Thätigkeit, die er als Präsident der deutschen Gesellschaft von Idstein in den Rheingegenden entfaltete; 3) auf eine von einem seiner Freunde verfaßten Kritik

der nassauischen Landstände, die er dem Drucke übergeben hatte. Von einem Vergehen oder einer Pflichtverletzung, von einer Betheiligung an den Thaten Sands oder Lönnings, von einem Versehen in der Amtsthätigkeit konnte der Inquisitor, so eifrig er auch suchte und forschte, nicht eine Spur entdecken. Diese Untersuchung hatte wie jede andere den Charakter einer Meinungsinquisition, eines geschäftigen Wühlens in den Lebensakten patriotischer Männer aus der Zeit einer hohen Begeisterung; in den Bestrebungen der Angeschuldigten verdammte man den Geist, der Frankreich überwunden und gab dadurch diesem Lande eine glänzende, aber jeden Deutschen tief schmerzende Genugthuung für dessen erlittene Niederlagen. Nachdem die Verhöre und der Hausarrest beendigt waren, erhielt L. Snell durch den Polizeiminister Kamptz die Anzeige, daß er mit Beibehaltung seiner Besoldung in seinem Amte suspendirt sei und das Oberlandsgericht in Breslau das Urtheil zu fällen habe. Da die oben unter 1 und 2 angeführte Thätigkeit, weil dieselbe einerseits in die Zeit vor seinem Eintritt in den preußischen Staatsdienst gefallen und anderseits gerade damals von den preußischen Staatsmännern unterstützt worden war, außer dem Gebiete der Strafbarkeit lag und da die unter 3 berührte Handlung nur in Zeiten der Verwirrung aller Rechtsbegriffe zu einer Anklage führen konnte; so trug L. Snell in der Defensionsschrift, die er selbst ausarbeitete, nach einer ausführlichen Würdigung der gegen ihn erhobenen Anschuldigungen, auf gänzliche Freisprechung, auf Wiedereinsetzung in sein Amt und auf Entschädigung an. Der Freiherr von Ingersleben, der ihm stets die ehrenvollste Theilnahme erwies und sich immer sorgfältig von dem Gang des Prozesses unterrichtete, so wie alle Juristen, die er konsultirte, sprachen nach Einsichtnahme der Untersuchungsakten und der Vertheidigungsschrift die Ueberzeugung aus, daß an einer baldigen Erfüllung der gestellten Anträge nicht zu zweifeln sei.

Nach Abgang der Akten an das Polizeiministerium in

Berlin wurde jedoch das Verfahren gegen L. Snell erst ein äußerst willkürliches und zeigte deutlich, daß Preußen ein vollendeter Polizeistaat geworden war, in welchem die Polizei die Justiz verschlungen hatte. Vergebens drang der Freiherr von Ingersleben mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln auf eine schleunige Beendigung des Prozesses; vergebens baten die Honorationen von Wetzlar in einer Zuschrift und die gesammte Bürgerschaft der Stadt in mehreren Petionen um einen Urtheilsspruch; vergebens wandte sich L. Snell selbst zu wiederholten Malen an den Präsidenten des Oberlandsgerichtes zu Breslau um Aufschluß über die Verzögerung des Urtheils: immer erhielt er die Antwort, die Akten seien noch nicht von Berlin gekommen. Er gab daher endlich die Hoffnung auf, daß je ein Urtheil erfolgen werde und wandte sich deßhalb auf den Rath des Freiherrn von Ingersleben unmittelbar an den König, als dieser 1822 die Rheinprovinz bereiste, mit der Bitte um Niederschlagung des Prozesses; doch Se. Majestät erklärte, nicht in den Gang der Justiz eingreifen zu wollen. Auf neue Verwendungen erhielt L. Snell die gleichen trostlosen Antworten wie früher. Es blieb ihm daher nichts übrig als stille Resignation. Von da an hörte nun ein ruhiges Leben und Wirken, dessen er sich bisher zu erfreuen gehabt hatte, auf; alle Versuche, welche von seinen Freunden gemacht wurden, um ihm eine Anstellung in der Heimat zu verschaffen, scheiterten an seinem Entschlusse: „frei zu leben und zu sterben, in keinem Sklavenstaate Dienste zu thun und seinen Idealen nie untreu zu werden.“ Selbst die zartesten Bande und die tiefsten Gefühle der Liebe konnten ihn in der Ausführung dieses Entschlusses nicht wankend machen. Bis er nach zehnjährigem, fast unstetem Wanderleben wieder einen ihm zusagenden Wirkungskreis gefunden, ertönte in ihm fortwährend der Ruf der Unruhe und des Gewühls, der ihn in die Ferne riß, der Ruf: „Hinaus in die Welt!“

Während der Zeit von 1820—1824 lebte L. Snell theils

in Wetzlar, wo er aus Liebe zu der von ihm gegründeten Anstalt fortwährend seine Kollegen durch seine auf Erfahrung beruhenden Rathschläge unterstützte, theils in Wiesbaden und theils in Weilburg. Zwei Mal reiste er auf mehrere Monate zu seinem Bruder Wilhelm nach Basel, von wo aus er kleinere und größere Fußreisen durch die Schweiz machte. Auf diesen lernte er die bedeutenderen liberalen Männer kennen, so Pestalozzi in Yverdon, Fellenberg in Hofwyl und Kaspar von Orelli in Zürich, mit welch letzterem er jetzt schon ein Freundschaftsbündniß schloß, das sich immer enger knüpfte; auch traf er viele Flüchtlinge, unglückliche Opfer der demagogischen Untersuchungen, von denen mehrere, wie A. Follen, W. Wesselhöft und List den Plan gefaßt hatten, nach Amerika auszuwandern; L. Snell war hiefür nicht abgeneigt, wollte jedoch erst das Ende seines Prozesses abwarten. Allein dieses war noch keineswegs vorauszusehen; denn nach dem Ausbruche der Revolutionen in den südlichen Staaten Europas machten auch die deutschen Machthaber wieder eifrig Jagd auf deutsche Farben und Röcke, auf verdächtige Pfeifenköpfe und Quasten. Da nun L. Snell des unthätigen Lebens in Deutschland müde war und mit Recht neue Verhöre und vielleicht auch eine neue Verhaftung fürchtete, so reiste er im Herbst 1824 nach London, um seine Neigung für das Studium der englischen Sprache und Literatur, sowie des englischen Staatslebens befriedigen und dadurch sich dort einen neuen Wirkungskreis schaffen zu können. Da er nach der Akte, durch welche er 1820 des Verhafts entlassen wurde, nirgends räumlich eingegränzt worden war, so glaubte er diese Reise ebenso ohne Gefährdung seiner Rechte machen zu können, wie diejenige in die Schweiz. Kaum hatte er sich aber in London eingerichtet, so erhielt er die Nachricht, daß ihm wegen unerlaubter Entfernung sein Gehalt entzogen sei. Wol protestirte er gegen diese Verfügung, die nur in Folge eines richterlichen Spruches hätte verhängt werden können; allein es war umsonst in einer

Zeit, da die Berufung auf die Gerechtigkeit gegen die Willkür der Polizei nichts vermochte. Nach einem Jahre erhielt er durch den preußischen Gesandten in London die Aufforderung, zum Behufe des endlichen Abschlusses der gegen ihn anhängig gemachten Untersuchung sich in Wetzlar einzufinden; er ließ aber durch jenen antworten, daß ihm die Rückkehr ökonomisch und rechtlich unmöglich sei, worauf er seines Amtes entlassen wurde.

Durch diese Katastrophe sah sich L. Snell in die Nothwendigkeit versetzt, durch angestrengtes Arbeiten den rauhen Launen des Schicksals für den theuern Aufenthalt in London die nöthigen Subsistenzmittel abzugewinnen. Die Sparsamkeit, an die er sich von Jugend auf gewöhnt hatte, kam ihm zunächst wohl zu statten; er kümmerte sich wenig, wenn etwa ein eitler Gentlemann über seinen grauen Bart, seine niedergetretenen Schuhe, seinen alten deutschen Rock, sein röthliches Barett, seinen gewaltigen Ziegenhainer und seine lange Pfeife die Achseln zuckte. Getreu seiner alten Maxime, in jeder Lebenslage alle Thätigkeit des Geistes auf den Punkt zu werfen, auf den alles ankommt, strebte er mit dem größten Eifer, sich in der englischen Sprache zu vervollkommnen; noch vorhandene kleinere Grammatiken und Lesebücher beweisen, mit welch ausdauerndem Fleiße er dies gethan hat; denn er konnte dieselben, überschrieben und angefüllt mit Notizen, erst als theure Reliquien aufbewahren, nachdem er die auseinanderfallenden Bogen und Blätter fest zusammengebunden hatte. Neben dem Studium der englischen Sprache ertheilte er jungen Engländern Unterricht über die Werke von Goethe und Schiller und über die Reden des Demosthenes und lernte er die englischen Reformbestrebungen in sozialer, staatlicher und geistiger Hinsicht kennen, worüber er Aufsätze in deutsche Zeitungen lieferte. Von Fellenberg an Lord Brougham, diesen berühmten Freund der klassischen Studien, diesen edeln Beförderer aller Reformideen, diesen hochherzigen Gönner aller

Flüchtlinge, empfohlen, ersuchte er ihn, dessen ganzes Vertrauen er sehr bald gewonnen hatte, um die Vermittlung von Verbindungen mit mehreren englischen Zeitschriften, in welche er vorzugsweise Arbeiten über die klassische Literatur schrieb; bekannt geworden durch solche in das berühmte Edinburger **Review**, erhielt er von einer Buchhandlung den Auftrag, eine neue Ausgabe von Klassikern zu besorgen — eine Arbeit, die ihn für lange Zeit mit einträglicher Belohnung beschäftigt hätte, wenn ein andauernder Aufenthalt in London seiner Gemüthsstimmung und Gesundheit nicht nachtheilig gewesen wäre.

Durch Lord Brougham wurde L. Snell, der dessen „Inaugural=Rede, gehalten am 6. April 1825, da er zum Rektor der Universität Glasgow eingesetzt wurde," ins Deutsche übersetzte, mit den Häuptern der englischen Reformpartei bekannt und er hatte sogar die Freude, einige Abende bei dem einsiedlerischen Bentham, einem der ausgezeichnetsten britischen Rechtsgelehrten, zuzubringen. Auch die meisten der hervorragenden italienischen und spanischen Flüchtlinge jener Zeit lernte er kennen theils in dem Hause des hochbetagten Obersten **Cartwright**, eines fruchtbaren Publizisten und eifrigen Reformers, theils in dem **Alehouse Black horse**, dem Sammelplatze der Militärs. Die tiefe Abspannung jedoch, welche die ungeheure Stadt bei gemüthlichen und gebildeten Menschen, die nicht gerade Kaufmannsgeschäfte treiben, in die Länge fast immer erzeugt, suchte er in einem engeren Kreise vertrauter Freunde zu verscheuchen, zu welchen besonders Völker, gewesener Professor in Chur, der nur durch schleunige Flucht einer gefälligen Auslieferung an Oestreich entgangen war, und Barbili, flüchtiger Sohn des bekannten Philosophen Barbili, ein reich begabtes Dichtergenie, das in Amerika einen frühen Tod fand, gehörten. Die spleenartige Stimmung L. Snells wurde in hohem Grade vermehrt durch den erschütternden Eindruck, welchen Karl Maria von Webers Tod auf ihn machte. Dieser Orpheus im Reiche der Töne war mit der Phthisis nach London

gekommen und versank dort bald in tödtliches Heimweh. Unter diesen Leiden, welche schnell die zarte Hülle aufrieben, die den unsterblichen Genius an die Erde fesselten, schloß dieser sich enge an seine Landsleute an; auch L. Snell besuchte ihn öfter und da klagte er häufig über die „kalte Menschenwüste", die London für jeden Ausländer sei; jener fühlte tief die Wahrheit dieser Bemerkung und wenn er auch den Gewinn, den der Aufenthalt in England für seine Ausbildung hatte, zugeben mußte, so erschien diese ihm doch nur als Mittel; ein dauernder Aufenthalt in London aber kam ihm nicht anders vor als ein Verschwinden seines Lebens in nichts.

Webers Leichenbestattung auf fremder Erde, wo jedes theilnehmende Gefühl der Engländer fehlte und nur eine Anzahl Deutscher nach deutscher Art eine von Bardili gedichtete Elegie an dessen Grabe sangen, vollendete jenen Eindruck in L. Snells Gemüth. Dazu kamen endlich schwere Hämorrhoidalleiden, die sich namentlich in der melancholischen Winterszeit entwickelten. Die Aerzte riethen ihm daher dringend eine Veränderung in der Lebensweise und im Klima; er sah sich also gezwungen, die vortheilhaften Verbindungen und die günstige Lage, die er sich in so kurzer Zeit errungen hatte, wieder aufzugeben und sich nach einem andern Wirkungskreise umzusehen. Erst dachte er an eine Auswanderung nach Amerika; allein der Gedanke an seine theure Mutter wandte ihn hievon ab. Dann erwachte die Sehnsucht nach den Gebirgen Schottlands; allein die Furcht vor einem Einsiedlerleben hielt ihn zurück. Eine Einladung Fellenbergs, mit dem er stets in freundschaftlichem Briefwechsel stand, eine Lehrstelle an seinem Institute in Hofwyl zu übernehmen, mahnte ihn endlich an die Rückkehr nach Deutschland und zwar um so mehr, da er hoffte, daß nun an die Stelle des leidenschaftlichen Verfolgungsgeistes eine gerechtere Behandlung derer, die einmal das Unglück gehabt hatten, in die Demagogenjagd gerathen zu sein, treten werde — eine Hoffnung, in welcher er von seinem theilnehmenden

und väterlichen Rathgeber, Freiherrn von Ingersleben, unterstützt wurde.

Im Herbst 1826 begab sich L. Snell zunächst aus Vorsicht auf einige Monate in die Niederlande zu seinem Freunde Hauff, Arzt und Professor der Chemie und Physik in Gent, von wo aus er dieses seltsame Land bereiste, das in seinen vereinsamten, umfangreichen Städten und in seinen mit Wasserpflanzen bedeckten Kanälen die Denkmäler einer einstigen großartigen Industrie bewahrt. Schon damals entfalteten die Jesuiten ihre Politik in der ihnen eigenthümlichen Scheußlichkeit und durch eine genaue Beobachtung derselben bereicherte er seine Erfahrungen mit einem unschätzbaren Beitrag für die Zukunft. Auf der Reise von Gent nach Wiesbaden setzte L. Snell das preußische Polizeiministerium von seiner Rückkehr in Kenntniß; allein zu allen Täuschungen, welche ihm der Glaube an die Gerechtigkeit schon bereitet hatte, sollte erst die größte und bitterste hinzutreten. Bei seinen Verwandten in Wiesbaden angekommen, erhielt er die Nachricht, die Polizeibehörde in Wetzlar habe den Befehl erhalten, ihn zu arretiren, sobald er daselbst eintreffen würde. An den nassauischen Staatsminister Freiherrn von Marschall, der an Ibells Stelle getreten war, wurde auch von Preußen bald nachher das Gesuch um Auslieferung gestellt; es wurde dasselbe aber entschieden abgelehnt und so gewährte ihm die Heimat sicheren Schutz, wo er größtentheils bei seinen Eltern in Weilburg lebte.

Neuerdings suchte nun L. Snell seinen Rechtsansprüchen beim preußischen Ministerium Gehör zu verschaffen; allein alle seine Schritte waren erfolglos und selbst der Freiherr von Ingersleben meldete ihm mit Schmerz, daß alle seine Bemühungen fruchtlos erschöpft seien. Da nun nach einem Beschlusse des deutschen Bundestages alle in die demagogischen Untersuchungen verwickelten und nicht freigesprochenen Personen aller Rechte auf Wiederanstellung verlustig erklärt worden waren, so war L. Snell jede Aussicht auf Thätigkeit und

Lebensunterhalt in Deutschland verschlossen und daher genöthigt, sich in einem andern Staate nach einem Wirkungskreise umzusehen. Aber selbst diese letzte Zuflucht blieb ihm abgeschnitten, so lange er dem preußischen Staatsverbande angehörte und mithin überall von Seite der preußischen Regierung Anfechtungen und Requisitionen zu fürchten hatte. Die eiserne Nothwendigkeit und der unversöhnbare Verfolgungsgeist zwangen ihn, zur Rettung seines letzten Rechtes, des Rechtes zu leben und zu arbeiten, um die Entlassung aus dem preußischen Staatsverband einzukommen; die Auswirkung derselben verdankte er seinem Wohlthäter, dem edeln Freiherrn von Ingersleben.

So wurde L. Snell nach einer Amtsthätigkeit und Pflichterfüllung, über deren Verdienstlichkeit alle seine Vorgesetzten und die gesammte Bürgerschaft, in deren Mitte er wirkte, nur Ein Zeugniß, das der Vortrefflichkeit, fällten, ohne alle gegründete Anklage in eine weitläufige Untersuchung verwickelt und nie der Wohlthat eines Richterspruches, den ein zivilisirter Staat selbst dem größten Verbrecher nicht versagen darf, theilhaftig; ohne Urtheil und Recht wurde er seines Amtes entsetzt und seines Gehaltes beraubt und zuletzt in Folge jenes fatalistischen Zwanges, der nur dann möglich ist, wenn das Recht vor dem Hasse verstummen muß, genöthigt, selbst den preußischen Staatsverband aufzugeben, um sein Leben fristen zu können, das man, wenn man nach der Rückkehr aus England seiner habhaft geworden wäre, wahrscheinlich in einem schauerlichen Kerker vergraben hätte, um dieses unbequeme Zeugniß grausamer Gewaltthat zu entfernen.

Fortdauernd kränklich und gequält von dem Schmerze über die Zerrüttung in Deutschland, erblickte er in dem Auftauchen des zauberischen Bildes, das er sich bei den beiden früheren Reisen in der Schweiz von diesem Lande geschaffen hatte, einen Wink der Vorsehung; und in der festen Ueberzeugung, daß er nur dort an Leib und Seele wieder genesen könne, sagte er seinen lieben Verwandten und Freunden im Nassauischen

und in Wetzlar, das er nochmals im Stillen besuchte, Lebewohl und wanderte im Sommer 1827, mit einem nassauischen Passe versehen, den er bis zur Erwerbung eines andern Bürgerrechtes stets wieder erneuern ließ, zu seinem Bruder Wilhelm nach Basel, mit einem wunderbaren Gemisch von Empfindungen über das Leben und die Ereignisse der Vergangenheit, so wie über die dunkeln Wege der Zukunft, für die ihm nur der Eine Gedanke ziemlich klar war, daß er nämlich mit Deutschland seine Rechnung abgeschlossen habe.

Den genannten Sommer über weilte die Familie Wilhelm Snells auf Anrathen des Arztes auf dem Lande, anderthalb Stunden von Basel in dem badischen Dorfe Wylen, fünf Minuten davon in einem Gebäude, „die Himmelspforte" genannt, welchen Namen dasselbe mit Recht trug. Früher ein Kloster, ist dasselbe doch weder düster noch unheimlich, sondern heiter und freundlich. Die Wohnung liegt an einem mit herrlichen Wäldern gezierten Hügel; rings um dieselbe finden sich prachtvolle Gärten mit den feinsten Obstsorten; in der Nähe steht eine mit Epheu umschlungene, stille friedliche Kapelle, in welcher sich jeden Morgen auf den Ruf des kleinen Glöckleins Bewohner der Umgegend zur Andacht versammeln. In weitern Kreisen erheben sich hinter der Wohnung prächtige, bergansteigende Wiesen; die Höhe des Hügels ziert ein kleines Tempelchen, von dem aus nach Süden auf den klaren, ruhigen Rheinstrom, auf die blühende Landschaft Basel und auf die kahlen Vogesen, nach Norden in ein grünes, durch ein Bächlein bewässertes Thal den Wanderer eine bezaubernde Aussicht erfreut.

In dieser stillen, abgeschlossenen, romantischen Welt widmete sich L. Snell bis zum Winter neben seinen Studien der Erziehung und Bildung der acht Kinder seines Bruders, von denen das älteste zehn Jahre alt war. Der regelmäßige Unterricht, den er den ältern derselben ertheilte, beschränkte sich auf die nöthigen Lese- und Schreibübungen, auf das Anhören

von auswendiggelernten Gedichtchen und auf das Durchgehen von Aufsätzchen. Dagegen spazierte er Stunden lang in den herrlichen Wäldern und Wiesen und gehend oder auf einem Baumstamme sitzend, erzählte er den Kleinen, besonders wenn sie sich brav gehalten hatten, Märchen, Sagen und Geschichten, gewöhnte er dieselben an eine sinnvolle Betrachtung der Natur, ihrer Gegenstände und ihrer Erscheinungen, indem ihm ein Baum, eine Blume, ein Ameisenhaufe, ein heranziehendes Gewitter, ein Hügel, ein Wässerlein u. s. w. Gelegenheit zu belehrenden Unterhaltungen über Naturkunde und Geographie gaben. Bei solchen Anlässen liebte er es, aus ihren Mienen und Fragen, welche die oft nicht befriedigte Neugierde oder das gesteigerte Interesse in Bereitschaft hatten, den Eindruck und die Wirkung seiner Belehrungen, den Antheil ihrer Empfindung und ihres Denkens zu erforschen.

Frühzeitig suchte er in den zarten Seelen einen frommen Sinn zu wecken. Er lehrte sie zu Gott, dem liebevollen Vater aller Menschen, beten; bei seinen Unterredungen über die Naturschönheiten vergaß er nie, in ihnen die Ahnung von einem unsichtbaren höchsten Wesen zu wecken, welches das ganze Weltall so wunderbar geschaffen habe und regiere. Das Tempelchen auf dem Hügel war sein und der Kinder Heiligthum; es war dem Studium und der kontemplativen Muse geweiht und keines der Kleinen durfte sich ohne ihn hineinbegeben. Einst trat er an einem Sonntag vor Sonnenaufgang mit den ältesten Kindern in das Tempelchen und als das leuchtende Gestirn des Tages sich über die prachtvolle Gegend erhob, sprach er nur wenige Worte über die Größe und Allmacht Gottes; mit heiliger Scheu blickten jene auf die Umgebung und im Gefühl dieser Wonne gaben sie der Kapelle den Namen „Tugendtempelchen". Bei nächtlichen Spaziergängen, wenn der Mond mit melancholisch-schwärmerischem Blicke die jugendlichen Gesichter beleuchtete, redete er unter Betrachtung der goldenen Sterne mit den Kindern über den

Himmel, die Wohnung aller Seligen. Ohne sich in die Erklärung der Glaubenslehren einzulassen, ertheilte er in dieser Weise den Religionsunterricht; mit Ehrfurcht und Vorsicht äußerte er sich über alles, was den Leuten heilig war und wenn ihn die Kleinen etwa frugen, wer denn der Heiland oder die Jungfrau Maria seien, welche von den Bewohnern der Umgebung angebetet werden, so sagte er ihnen nur, das seien heilige Geister, welche im Himmel Fürbitte bei Gott für die Menschen einlegten.

Der Kinderwelt gönnte er gerne ihre Freuden. Während der Spaziergänge sprangen die Kleinen in die Wälder, in die sie sich oft so vertieften, daß sie kaum mehr den Ausgang fanden, kletterten sie auf die Bäume, um zu „stoppeln", machten sie Feuerchen, um Aepfel und Kartoffeln zu braten. Ruhig und fest, aber vorsichtig kehrte der Lehrer mit den Kindern oft bei Nacht durch die dunkeln Wälder nach Hause, um ihnen die Furcht vor der schauerlichen Finsterniß zu nehmen; beim Mondschein ließ er sie die geheimnißvollen Schatten betasten und Grauen erregende Gegenstände näher betrachten, um sie an den Anblick derselben zu gewöhnen. Im Hause und um dasselbe spielte er mit ihnen in kindlichster Weise; bei schlechtem Wetter erheiterte er sie durch Klavierspiel, in welchem er sie unterrichtete, oder machte er ihnen lustige Zeichnungen, die sie nachahmen mußten. Die größte Freude hatte er an den Familienfesten, namentlich an der Feier der Weihnachten und Ostern, an denen er stets den innigsten und lebhaftesten Antheil nahm.

Die Kinder durften auch lärmen, das tollste Zeug schwatzen; aber wenn etwas Unschickliches oder gar Unanständiges in den Ausdrücken oder im Benehmen vorkam, so bezeugte er stets sein ernstes Mißfallen durch eine abwehrende Bewegung mit der Hand oder durch das Runzeln seiner Stirne und das Rollen seiner Augen oder durch einen scharfen Verweis. Am meisten haßte er Lüge und Neid, und wenn aus solchen

Quellen das harmonische Leben seiner Kleinen getrübt wurde, so erfolgte eine strenge Untersuchung und eine bessernde Strafe. Wenn eines der Kinder einen ihm ertheilten Auftrag richtig besorgt hatte, so gab er demselben ein kleines Geldgeschenk, das aber nicht aufgespart werden durfte, um die Neigung zum Geiz zu unterdrücken, sondern für gesunde Speisen, wie Milch und Obst, nie aber für Naschwerk ausgegeben werden mußte, um sie frühzeitig an eine nützliche Verwendung des Geldes zu gewöhnen. Unzeitiges und unnützes Essen tadelte er strenge, und wenn er, von Basel kommend, etwas Gutes mit sich brachte, so durfte dasselbe erst am folgenden Morgen genossen werden. So gingen Erziehung und Unterricht mit den Anschauungen, Erlebnissen und Erfahrungen der Kinder immer Hand in Hand.

Aus dem Mitgetheilten erkennen wir am deutlichsten die Liebe L. Snells zur Kinderwelt, eine Liebe, die ihm bis an das Ende seines Lebens blieb; er mochte sein, wo er wollte, beschäftigte er sich mit den Kindern seiner Verwandten und Freunde, und häufig sah man ihn, das eine oder andere derselben an der Hand, im Garten oder im Felde herumgehen und an ihren naiven Fragen und ihrem ungezwungenen Wesen sich ergötzen. In dem Umgange mit lebhaften, gut gearteten und geistig begabten Kindern fand er immer nach eigenem Geständniß die Quelle der reinsten Freude, der wohlthuendsten Erfrischung seines Geistes für strengere Arbeiten und des beruhigendsten Trostes für erlittene Unbilden. In späteren Jahren übte er noch auf die erwachsenen Geschwisterkinder in der Schweiz und in Deutschland durch Korrespondenz in deutscher und französischer Sprache einen höchst wohlthätigen Einfluß aus, indem er sie in ihrer Fortbildung und in allen wichtigen Angelegenheiten des Lebens stets mit seinen Rathschlägen unterstützte, wie sich aus folgendem Briefchen an eine seiner Schülerinnen auf der Himmelspforte ergibt:

Liebes Emilchen!

Dein liebes Briefchen kam mir unerwartet zu, wie der liebe Freund, wenn er Abends spät an der Hausthüre klopft und die ganze Familie freudig überrascht. Ich wußte noch gar nicht, daß Du im Welschland bist; um so lieber war mir der Flug Deiner Empfindungen und Gedanken vom Leemann bis zum Zürichsee. Daß Du französisch lernst, billige ich vollkommen; in der Schweiz ist dieses für jedes gebildete Mädchen nothwendig. Aber Dich in die französische Literatur zu vertiefen, ist ganz unnütz; Sprechen ist die Hauptsache. Dabei rathe ich dann noch einige schöne Bücher zu lesen, deren die Franzosen auch haben, so die von Marmontel, Florian, Chateaubriand. Die deutsche Literatur ist aber die naturgemäße Nahrung für Geist und Herz eines deutschen Mädchens. Ihr steht die englische Literatur näher als die französische; daher billige ich die Lektüre von Shakespeare und anderer großen Männer ebenfalls; nur mache, daß Du gute Uebersetzungen erhältst.

Dein Gedichtchen auf Deinen mir unvergeßlichen Bruder Wilhelm war mir eine freundliche Erscheinung, ein liebliches Sonntagskind. Ich wußte noch gar nicht, daß Du einen so vertrauten Umgang mit Apollo pflegest — und siehe, da kommt ein Götterkind zum Vorschein! Bewahre sorgfältig Dein Hüttchen auf dem Parnaß und schöpfe oft unterm heilgen Lorbeer am kastalischen Quell einen Zug jener göttlichen Begeisterung, welche die Seele so leicht über die Wirren des Lebens erhebt.

Auch ich führe an den wunderschönen Ufern des Zürichsees so ein halbpoetisches Leben. Sind meine ernsten Arbeiten vorbei, so mache ich große Spaziergänge auf die herrlichen Höhen, von denen ich auf die Glarneralpen und auf die weite Seefläche, oft mit hundert Schiffen bedeckt, die nach allen Richtungen, besonders nach dem gewerbreichen Zürich steuern, blicke. Häufig nehme ich die kleinen Knaben des Hausherrn mit und erzähle ihnen, wie ich euch auf der Himmelspforte erzählte.

Nun, mein lieber Springinsfeld, muß ich schließen. Schreib mir bald wieder. Ich drücke Dir mit aufrichtiger Liebe die Hand.

Küsnach, im Juli 1837.

Dein treuer Onkel

L. Snell.

Die Familie seines Bruders war L. Snell auf der Himmelspforte lieb und theuer geworden; das Wohl und Weh eines jeden Gliedes derselben ging ihm stets tief zu Herzen; er gönnte sich keine Ruhe, wenn er Kummer und Sorge wahrnahm, bis er diese verscheucht hatte; hinwieder freute er sich innig, wenn der Familie das Glück lächelte. Wie sehr er entzückt war über ihr glückliches Leben auf der Lorraine bei Bern, ergibt sich aus folgendem Briefe:

Liebes Emilchen!

Meinen herzlichen Dank für Dein Geschenk, das täglich mahnende Andenken an Dich und Euere Familie. Wie oft ich an Euch — an den schönen, glücklichen häuslichen Kreis, den Ihr bildet — denke und wie sehnsuchtsvoll ich auf meinen Spaziergängen über den Albis hinüberblicke und mit meinen Empfindungen bei Euch verweile, kann ich Dir nicht sagen. Euere Familie, so schmerzlich auch das frühe Entschlafen Deiner Brüder Wilhelm und Ludwig an fehlende Glieder erinnert, bildet doch immer noch ein schönes harmonisches Ganzes; das ist noch ein Kreis, der wohlthuend das Gemüth anspricht, ein Kreis aus dem alten Stamme von Idstein. Bei Euch ist ein blühender Garten, und selbst die Trauerweiden, die in ihm stehen, obschon zu ernsten Empfindungen stimmend, drücken nicht nieder, weil eine liebe, junge Welt in ihm lebt und wirkt. Als ich im letzten Herbst bei Euch war, da waren die dort verlebten Tage für mich Tage der wahren Erquickung; es war mir, als wäre ich nach einer langen Wanderung wieder in die selige Heimat unserer Jugendwelt in Idstein zurückgekehrt.

Liebes Emilchen, Du wirst mir nicht übel nehmen, wenn ich nach diesen wenigen Zeilen schon Abschied von Dir nehme; ich muß für morgen noch allerhand in den „Republikaner" schreiben. Ich klopfe bald wieder bei Dir an, und wenn Du wieder einen Trunk aus der kastalischen Quelle gethan und den Musen ihre Sprache abgelauscht hast, dann sende mir zu, was Du in den Stunden der Weihe vernahmst.

Zürich, den 4. März 1842.

Dein Onkel

L. Snell.

Unter dem heitern und glücklichen Leben während des idyllischen Aufenthaltes auf der Himmelspforte verstrichen der

Sommer und der Herbst von 1827 sehr schnell, fand aber auch L. Snell, was er gesucht hatte und wessen er so sehr bedurfte: Stärkung und Kräftigung des Körpers und des Geistes. Es kam der Winter, mit ihm die Rückkehr zum mehr einförmigen Leben in der Stadt Basel und noch war kein neuer Lebensplan zur Reife und Ausführung gelangt. Er ging deßhalb auf das erneuerte Anerbieten Fellenbergs ein, eine ihm angemessene Stelle in Hofwyl zu übernehmen und zwar als Studiendirektor, als welcher er die wissenschaftliche und pädagogische Leitung der dortigen Akademie überwachen und in den obern Klassen derselben Vorträge über Ethik, philosophische Rechts- und Staatslehre halten sollte. Als früherer Gymnasialdirektor bedingte sich jedoch L. Snell eine freiere, selbständigere Stellung aus über Aufnahme und Wegweisung von Zöglingen, über Berufung und Entlassung von Lehrern, über Abhaltung von Lehrerkonferenzen und öffentlichen Prüfungen, über Gliederung und Methodisirung des Unterrichtes, als Fellenberg, der als Begründer der Anstalt auf seine Hoheitsrechte mit Bezug auf Leitung derselben bekanntlich sehr eifersüchtig war, zugestehen wollte; deßhalb zerschlugen sich die Unterhandlungen, ohne daß jedoch dadurch das freundschaftliche Verhältniß der beiden Männer getrübt worden wäre. Unter diesen Verhältnissen entschloß sich L. Snell, den Winter von 1827/28 bei der Familie seines Bruders in Basel zuzubringen. Er habilitirte sich an der Universität als Privatdozent der Philosophie durch eine Antrittsrede über den Charakter der Beredsamkeit des Demosthenes und las vor einem zahlreichen Auditorium Kollegien über Cicero und Geschichte der griechischen Philosophie. Neben der Besorgung dieser Vorlesungen widmete er seine Zeit dem Studium der Geschichte, der politischen und sozialen Zustände der Schweiz. Stärkende Erholung gewährte ihm die fortdauernde Betheiligung an der Erziehung und dem Unterrichte der Kinder seines Bruders. In englische und deutsche Zeitschriften arbeitete er

nur so viel, als für seine einfache Subsistenz nothwendig war. Unter diesen Arbeiten hat besonders ein Aufsatz „über die Volksbildung in England", welcher 1828 im „Ausland" erschien, bedeutendes Interesse, indem er darin die historische Ausbildung und den Geist der **Mechanics Institutions** in England entwickelte, d. h. derjenigen Bildungsanstalten, welche in allen größeren Städten durch Assoziation der Handwerker ins Leben gerufen und von den hervorragendsten Professoren geleitet wurden, um den Arbeitern die für ihren Beruf nothwendigen Kenntnisse zu verschaffen, die in den höchst mangelhaften Schulen des Staates nicht gewonnen werden konnten.

Allein die ernsten Studien, in welche sich L. Snell während des Winters wieder begrub, regten aufs Neue die körperlichen Leiden auf, die schon auf dem Wege der Besserung waren. Die ihm befreundeten Aerzte, Dr. Troxler in Aarau und Dr. Sträuli in Küsnach, riethen ihm daher dringend, seine Lebensweise radikal zu ändern und das anhaltende Studiren und Stubensitzen mit einem leichten und harmlosen Wanderleben zu vertauschen. Von da an weilte er während der Jahre 1828 und 1829 im Frühling und Herbst auf einer Alpe am Hauenstein, in den Sommermonaten aber auf dem Rigi, dem schweizerischen Olymp, wie er die Königin der Berge zu nennen pflegte; von diesem aus durchwanderte er in den verschiedensten Richtungen die Urkantone, Zug und Luzern. In Folge dieser veränderten Lebensweise gewann er nicht nur wieder eine physische Stärke und Kraft, sondern auch eine geistige Einheit, Ruhe und Harmonie der Seele, wie er solche seit vielen Jahren nie besessen hatte. Wir ersehen dies am deutlichsten aus folgender Erinnerung an den Rigi:

„Heute verließ ich den Rigi; fröhlich und frisch gestählt an allen Nerven, sprang ich mit meinem Ränzel herab wie ein Vogel; die Wirthin und die jungen Mädchen sahen mir lachend nach. In dem vollen Gefühle der Kraft blickte ich noch einmal dankbar zu dem Berge

zurück und eine Thräne entfiel meinem Auge. Hier — hier war es, wo ich wieder mit den lang entbehrten, heiß ersehnten Gefühlen jugendlicher Heiterkeit und den zauberischen Empfindungen der physischen und psychischen Schwerkraft und Elastizität vertraut wurde; hier versöhnte ich mich wieder mit der Menschenwelt; ich lernte das Leben wieder lieben und schloß mich freundlich seinen Reizen an, die, wie die Frühlingsblumen nach der rauhen Winterszeit, so auch mir nach der langen Winteröde meines Lebens in der Schönheit des Lenzes wieder aufgingen."

Ein Umstand trug freilich viel dazu bei, L. Snell das Leben auf dem Rigi so angenehm und lehrreich zu machen, wie dies wohl noch nie einem Fremden zu Theil geworden ist. Da ihn der Wirth im Klösterli und auf dem Staffel, wo er abwechselnd logirte, nur Doctor nannte, so hielten ihn die Kurgäste für einen Doctor medicinae und es dauerte nicht lange, so konsultirten ihn fette Müller, aufgedunsene Wirthe, keuchende Matronen und bleichsüchtige Jungfrauen. Er ertheilte je nach den Umständen diätetische Rathschläge, verordnete auch, wenn es durchaus verlangt wurde, freilich immer nach dem gleichen Rezept, eine leichte Laranz, und machte, wenn seine Vorschriften befolgt wurden, ganz glückliche Kuren, indem er der stärkenden Luft und der freien Bewegung auf dem Berge, der veränderten Lebensweise und der natürlichen Heilkraft des Körpers größere Wirkung zuschrieb als den Arzneien. Dies erwarb ihm nach und nach den Ruhm des besten Rigidoctors. Belohnungen, obschon ihm solche reichlich angeboten wurden, nahm er nie an; dagegen hatte er das Recht, in seinem, wie in dem Interesse der Kurgäste die Speisen der Tafel zu bestimmen. Daher war er auf dem Rigi der angesehenste Mann. Männer und Frauen suchten seine Unterhaltung und die heitere Laune und die Erzählungen über seine Reisen erhöhten das Interesse an seiner Person.

Bei einer Rückkehr auf den Rigi bat ihn ein Mann aus Menzingen im Kanton Zug, den ein harter Unfall betroffen hatte, um ein Almosen; es hatte diesem nämlich ein St. Galler,

dem er schon öfter gastfreundliche Aufnahme gewährt hatte, nach Erweisung der gleichen Wohlthat seine beste Habe geraubt. L. Snell, keinen Zweifel in die Richtigkeit der Angaben des Mannes setzend, gab demselben ein kleines Geschenk und schrieb ihm auf dem untern Dächli folgenden Brief an seine Bekannten in Zug:

Hochgeehrteste Herren!

(Im Eingang erzählte er kurz den Unfall des Mannes.)

Als mir der arme, so grausam getäuschte Wohlthäter sein Unglück erzählte, dachte ich: Des Armen Eigenthum ist ebenso heilig, als das des Reichen. Wenn jener aber in einem Akt der Barmherzigkeit so schmählich mißhandelt wird, so erwächst daraus für diesen die heilige Pflicht, die Wunde, die des Armen Glaube an die Menschheit erlitten hat, durch eine angemessene Beisteuer zu heilen und seine Seele wieder mit dem Vertrauen in seine Brüder zu versöhnen. So dachte ich und erinnerte mich an das große kosmopolitische Band, das alle Menschen, den Bewohner des Mains und Rheins wie den der Schweizerseen in eine große Gemeinde vereinigt. Ich gab ihm als Reisender nach meinem Vermögen und entschloß mich, ihm ein Schreiben an Sie, meine Herren in Zug, mitzugeben; denn ich zweifle nicht, daß auch Sie nicht bloß ihre geschriebenen kantonalen, sondern auch die ungeschriebenen ewigen Gesetze, Rechte und Pflichten im Weltbürgerstaat anerkennen; und deßwegen habe ich mich nach den Freiheiten, die man in diesem Staate genießt, zum Advokaten des armen Mannes aufgeworfen, da er gerade keinen andern Fürsprecher hat. Ich zweifle demnach auch nicht, daß Sie dieses Kreditiv, das ich ihm in Kraft dieser Advokatur mitgebe, ehren werden, und mache mich verbindlich, jedes ähnliche Schreiben, das einmal einer von Ihnen in gleichem Falle mir an den Ufern des Rheins zusenden sollte, auf dieselbe Art nach dem jus reciprocum zu respektiren, nach dem großen Grundgesetz im Weltbürgerverein: „Gehe hin und thue deßgleichen."

Unterdächli, den 25. August 1828.

Ihr Dr. L. Snell,
Advocatus pauperum.

Zu den freundlichsten Erinnerungen, welche L. Snell über die Wanderungen in den Urkantonen aufzeichnete, gehört sein

kurzer Aufenthalt bei dem Kapuziner zu Realp im Urserenthal. In dem freundlich gelegenen Hospitium desselben fand er eine heimelige, durchaus reinliche und bequem eingerichtete Wohnung, in der Stube eine kleine, ausgewählte Bibliothek von deutschen und lateinischen Klassikern nebst verschiedenen Büchern über die Schweiz; die schmackhaften Speisen und der gewürzhafte Wein, das anständige Benehmen des Kapuziners und seiner Haushälterin sprachen ihn so an, daß er beschloß, hier einen Halt zu machen.

„Mit dem Pater wurde ich bald vertraut; er war ein junger, munterer Mann von mildem Charakter und einem offenen freundlichen Antlitz; der Ausdruck seiner Mienen war anziehend durch die Furchen des Denkens, sein Wesen veredelt durch Humanität und Bildung; leise blickte ein schwärmerischer Zug aus seinen dunkeln, schwarzen Augen. Er erzählte mir in anziehender, oft launiger Weise bald deutsch, bald lateinisch, das er leicht und gerne sprach, die Geschichte seines Hospitiums, entwarf mir ein unterhaltendes, oft scherzhaftes Gemälde von seiner Wirthschaft, seiner Seelsorge und seiner Hülfe im Dorfe und auf den Sennhütten, von der Art, wie er im Winter den Unterricht ertheile, um, wie er sagte, auch in diesen äußersten Winkel des Menschengeschlechts einiges Licht in die dichte Unwissenheit zu bringen. Ich unterbrach ihn jedoch in seiner Erzählung durch eine Frage nach der schönen Hausjungfer, die eben die Stube verließ und deren romantisch-schwärmerische Physiognomie mir schon längst aufgefallen war. Gerne gab er mir einige Mittheilungen über dieselbe. Sie war in einer Sennhütte, hoch auf den Alpen, unter den Schrecknissen der Natur geboren, und ihr Gemüth nahm frühe jene Richtung zur Geisterwelt und jene Empfänglichkeit für die Eindrücke tiefer, religiöser Ergebung an, die man in Uri sehr häufig findet, die in ihr aber noch mit besondern Gaben, vorzüglich einer starken Phantasie verbunden waren. Der Tod ihres Vaters, den sie im neunzehnten Jahre unter den Lawinen verlor, vollendete ihre religiöse Resignation. Das Hospiz nahm sie und ihre Schwester auf. Hier entwickelte sie bald ihre ungemeinen Naturanlagen; in einigen Monaten lernte sie die Haushaltungskunst; nach kurzer Anleitung führte sie alle Rechnungen, und bloß durch die Konversation mit den Reisenden brachte sie es dahin, bald leicht französisch und italienisch zu

sprechen. Ihre Reinheit bewahrte sie wie ein Heiligthum. Einst brachte sie einen ganzen Tag in einer Felsenhöhle zu, um den Nachstellungen zu entgehen, die ihr in der Abwesenheit des Kapuziners und der Dorfbewohner einige Engländer bereiteten. Geist dieser schauervollen Wildniß! warum sandtest du keine Lawine über diese Wüstlinge, die selbst in die reinen, unentweihten Höhen dieses Thales ihre schmutzigen Begierden trugen? Der Schrecken vor den Verfolgern und die schwere Krankheit, die derselbe ihr zuzog, haben ihre Wangen etwas gebleicht und ihre Seele der Welt gänzlich entfremdet: sie will ihre Tage in einem Kloster der heiligen Jungfrau weihen. Meine Liebe zu dem Pater wuchs mit jeder Minute. Wir erzählten uns unsere verschiedenen Lebensschicksale, vertieften uns endlich in das Gebiet der Philosophie und verloren uns hier auf Höhen, noch schwindelnder als die Firnen des Galenstocks in unserer Nähe. Es war unterdessen Nacht geworden; da rief die Schwester der schönen Jungfrau den Mönch hinaus. Bald kam er erschrocken wieder und sagte mir, daß seine Haushälterin ein heftiges Fieber habe und im Bett liege, und bat mich um meinen medizinischen Rath. Ich besuchte sie in ihrem stillen Kämmerlein, verordnete für die Nacht Gerstenwasser mit Zitronensaft und etwas Zucker, empfahl Warmhalten und Schwitzen und gab ihr den besten Trost. Nun legte ich mich zur Ruhe; der Himmel war wieder heiter geworden; der Mond goß sein mildes Licht auf die nahen Schneefelder; in mir waren alle sympathetischen Lebensgeister erwacht; nie war es mir unter einem Dache, wo Menschen hausen, wohler gewesen; ich schlief wie ein König. Am andern Morgen besuchte ich meine schöne Patientin, legte ihr die Hand auf die hohe Stirn; sie war besser und alle Gefahr verschwunden. Der Gedanke, durch meinen Rath vielleicht ein schönes Menschenleben gerettet zu haben, that mir wohl; ich drückte zum Abschied dem Pater und der Jungfrau die Hand; ein seelenvoller Blick von ihrer Dankbarkeit fesselte mein Auge auf ihrem Antlitz; sie griff neben sich und reichte mir ein Halstüchlein mit den Worten: „„Zum Andenken, lieber Herr, an Ihre Patientin in diesen wilden Bergen."" Liebes Tüchlein, ich werde dich behalten, so lange ich lebe. Welch ein süßes, himmlisches Band flicht die Empfindung zwischen wild fremden Menschen! Ein Augenblick hat mich mit einer Seele, die ich nie gekannt, vertraut gemacht. Wie arm wandern viele hundert Rechenköpfe aus Frankreich, England, Deutschland nach den Alpen, denen diese günstige Sympathie

fehlt. Wieder in Altdorf angekommen, konnte ich mich nicht von dem Reußthal trennen, ohne noch einmal meine Empfindungen mit Realp zu wechseln. Ich kaufte in einem Kunstladen ein Röschen und schrieb folgenden Brief an den Kapuziner:

Ehrwürdiger Herr Pater!

Ich muß Ihnen, ehe ich den Vierwaldstättersee überschiffe und das Thal verlasse, das zu Ihnen hinaufreicht, nochmals meinen herzlichen Dank für Ihre freundliche Aufnahme abstatten. Ich habe viele Thäler und Höhen Europas durchwandert, aber nirgends eine Stätte gefunden, wo dem müden Wanderer so wohl wird, als in Ihrem Hospitium. Harte Schicksale und politische Verfolgungen haben tiefe Furchen in meine Seele gezogen und mein Inneres vor der gewöhnlichen Menschenwelt verschlossen; aber alle Furchen verschwanden und das Innerste meiner Seele öffnete sich in Ihrer wohlthätigen Nähe. Darum möchte ich gerne eine bleibende Erinnerung bei Ihnen stiften. Wenn ich wieder einen bestimmten Wirkungskreis gefunden, sende ich Ihnen eine Votivtafel, die ich Sie bitte in Ihrem Hospitium aufzuhängen. Ich bin zwar Protestant; aber das wird Dir, lieber Bruder, keinen Anstoß geben — erlaube mir das vertrauliche Du, unter dem unsere Seelen sich besser verstehen; auf Deinem offenen, freundlichen Antlitz und in Deinen großen schwarzen Augen habe ich den hohen Gedanken gelesen, gereift ohne Zweifel in den heitern Höhen, die Du bewohnest: daß Ein Glaube alle erschaffenen Seelen vereint und Eine Verehrung des allmächtigen Geistes, der sie erschaffen hat, das Bruderband um sie schlingt. An beidem, dem ächten Glauben und der wahren Menschenliebe, bist Du, Bruder, reich, reicher als Tausende, die unter Deinen Eisgipfeln, wo Du die Nähe des Ewigen lebendiger fühlst, nur armselige Schätze an Gold und Silber sammeln. Das Blümchen, das ich hier beilege, sende ich meiner Patientin, der schönen, frommen Jungfrau zum Andenken an mich. Es ist zwar an sich nur ein werthloses Geschenk; aber eine reine Seele knüpft ihre geweihten Gefühle lieber an ein solches Blümlein, als an die kostbarste Gabe. Möge die Jungfrau den Frieden ihrer Seele und die Heiligkeit ihres Herzens — die himmlischen Kinder der Unschuld — unversehrt unter dem Schirm Deines Daches bewahren. Es ist ein köstliches Kleinod, das Dir der Himmel anvertraut hat! Laß Dein liebevoll schützendes Auge über ihrem Leben wachen, damit ihr Schutzgeist im Himmel nie betrübt werde.

Ob wir uns je auf dieser Erdenwallfahrt wieder sehen, weiß ich nicht; doch werde ich, so oft ich kann, dem Pilgrim, der in Dein einsames, stilles Thal wandelt, Kunde von mir an Dich geben. Auf jeden Fall sehen wir uns wieder, wenn der große Seelenhirt am Tage der Auferstehung seine Gläubigen versammelt.

Altdorf, den 21. August 1828.

Dein Bruder

Dr. L. Snell.

Die Freude des Wiedersehens wurde ihm aber nicht zu Theil; denn als er das nächste Jahr mit seinem Bruder Wilhelm wieder nach Realp kam, traf er weder den freundlichen Pater noch die schöne Haushälterin; jener war in ein anderes Hospitium als Superior berufen worden und diese zur Erfüllung ihres Herzenswunsches in ein Kloster gegangen.

Diese wenigen Mittheilungen mögen beweisen, daß unter Tausenden von Fremden, welche jährlich die Schweiz besuchen, diejenigen selten sind, welche bei ihren Wanderungen durch dieses Wunderland einen so geistigen Genuß empfinden und so zarte Beobachtungen machen, so viele Freundschaften knüpfen und so viele dankbare Erinnerungen an ihre Person zurücklassen, wie L. Snell. Ueber den Aufenthalt auf dem Rigi und die Wanderungen durch die Urkantone schrieb er nur zwei längere Aufsätze in das „Morgenblatt", den einen 1829 „über den Rigi" mit besonderer Rücksicht auf die allmälige Ansiedelung der Menschen auf demselben, den andern 1839 „über das Reußthal und die Gotthardsstraße". Aus den prachtvollen Gemälden, welche er in diesen Aufsätzen über die Naturschönheiten und über das Leben und den Charakter der Bewohner der Urschweiz entwirft, geht deutlich hervor, daß er sich ein ganz poetisches Bild von diesem romantischen Ursitze der Eidgenossenschaft und ein ganz ideales Urtheil über deren Einwohner gebildet hatte, indem er in dem einfachen Leben dieser Bergvölker und in dem Kampfe derselben gegen die Franzosen (1798) alle Tugenden der alten Heldenzeit erblickte.

Daher wäre er damals zu der Publizistenrolle, die er später übernahm, durchaus unfähig gewesen; eine gewisse Zuneigung zu dem Volke erlosch freilich nie in ihm, so sehr er auch den Egoismus der herrschsüchtigen Pfaffen und Magnaten verachtete. Die größten Vortheile, die er aber durch seine veränderte Lebensweise für die Folgezeit zog, bestanden in den zahlreichen Bekanntschaften, die er in der ganzen östlichen Schweiz auf seinen Wanderungen und bei seinem Aufenthalt auf dem Rigi machte. Er lernte so nicht nur durch eigene Anschauung die kirchlichen, politischen und geistigen Zustände und Bestrebungen in den einzelnen Kantonen, sondern zugleich die hervorragenderen Männer in denselben kennen, welche bald an die Spitze der fortschreitenden Bewegung traten und das Staatsleben in demokratischem Sinne umgestalteten.

Während in den 20er Jahren die deutschen Völker in eine krankhafte Abspannung versunken waren, kündigte sich damals in der Schweiz leise das Erwachen und Wehen eines freieren Geistes an, ja es tauchte selbst allmälig durch den Impuls der Vereine eine liberale Opposition auf, die den Faden der 1798 begonnenen und 1815 unterdrückten Nationalentwicklung wieder auffaßte und die Bahn des Fortschrittes betrat, wie dies unter einem republikanischen Volke, dessen Parteien in ihren Ideen und Interessen so tief und gewaltig aufgeregt worden waren, nicht anders sein konnte. Es ist auch leicht einzusehen, daß ein Mann wie L. Snell, der bereits in Deutschland sich als eifriger Verfechter der Sache des Volkes bemerkbar gemacht, dabei sich durch prinzipielle Festigkeit ausgezeichnet hatte und dadurch zur freiwilligen Verbannung aus seiner Heimat genöthigt worden war, sich angezogen fühlen mußte durch den neu erwachten, immer kräftiger vorwärts ringenden Kampf der Geister in der Schweiz, und daß er sich sagen mußte: Hier habe ich den Boden gefunden, auf dem ich für die Verwirklichung meiner Ideale eine freie Thätigkeit entwickeln kann. Waren auch die Siege, welche die liberale Partei in politischer Be-

ziehung durch die Preßfreiheit und in kirchlicher durch das Bisthumskonkordat für die Diözese Basel errangen, nicht gerade sehr bedeutend, so konnte doch vorausgesehen werden, daß auch ohne außerordentliche Ereignisse die Reform-Ideen allmälig im Staatsleben durchdringen werden, weil jene Partei eine sehr bedeutende Summe intelligenter Kräfte in sich vereinigte und ein klares Bewußtsein über das zu erreichende Ziel besaß.

Unter solchen Verhältnissen steigerte sich in L. Snell mehr und mehr die Sympathie für die Interessen und Schicksale der Schweiz, was ihm auch bald die Zuneigung der freier denkenden Männer gewann, die ihn näher kennen lernten: denn wenn die Schweizer auch im Allgemeinen ein entschiedenes Mißtrauen gegen die Fremden hegen, so öffnen sie doch, treu dem nicht erloschenen Charakter der alten Eidgenossen, gerne demjenigen, von dessen Treue und Redlichkeit sie überzeugt sind, sehr bald ihr Vertrauen. Dies gelang L. Snell in um so höherem Grade, als er sorgfältig jede zudringliche oder gar anmaßende Einmischung in die inneren Angelegenheiten, die den Schweizern in der Seele zuwider ist und die Ursache war, warum so mancher Deutsche sich verhaßt machte, vermied. „Haben Letztere einmal gelernt, mit dem Volkscharakter besser umzugehen, so werden sie glücklicher sein; und wenn sie es mit der Freiheit und dem Volkswohl redlich meinen und diesem Ziel ihre Kräfte aufrichtig weihen, werden sie Einfluß und Anerkennung finden. Auch ein Fremder kann in der Schweiz, wenn er Geist und Freiheitsliebe mit Takt und Erfahrung verbindet, einen tiefen und umfassenden Einfluß auf das politische Leben erhalten und ein wahrhaft populärer Charakter werden. Ein ehrenvolles Beispiel, ehrenvoll für die Schweizer, wie für die Deutschen, ist die Wirksamkeit und Stellung Dr. L. Snells.“ *)

---

*) S. die politischen Briefe über die Schweiz von C. Junius (J. Fröbel) in den „politischen Bildern aus der Zeit von Ruge“; Leipzig 1847, S. 24.

Freilich lag auch eine philisterhafte Hofmeisterei, wie sie von so vielen Deutschen geübt wird, weder in seinem noch in seines Bruders Wesen; beide hatten viel zu reiche Erfahrungen hinter sich, um durch ABC-Schützenfehler sich von Anfang an eine tüchtige Wirksamkeit unmöglich zu machen. Beide knüpften Jahre lang ihre politische Thätigkeit an die bestimmte Aufforderung von Schweizern selbst; allein jedes Interesse, das sie einmal entschieden ergriffen hatten, verfolgten sie mit eiserner Beharrlichkeit und enthusiastischer Energie und mit dem festen, in einer tief-religiösen Erziehung wurzelnden Glauben an den endlichen Sieg des Rechts und der Wahrheit. Während W. Snell vor dem Ausbruche der Basler Wirren nur sehr selten in die „Appenzeller Ztg." schrieb, beschäftigte sich L. Snell nach seiner Ankunft bei seinem Bruder viel mit Politik und trat in ziemlich lebhaften Verkehr mit mehreren Zeitungen, namentlich mit jenem radikalsten, einflußreichsten und vielgelesensten aller Blätter der Schweiz unter der Redaktion von Hauptmann Meyer in Trogen und mit dem „schweizerischen Beobachter" und der „Monatschronik" in Zürich und zwar nach der speziellen Aufforderung ihres Redaktors Nüscheler.

L. Snells erste größere, publizistische Arbeit war ein Aufsatz, „über die Verhältnisse der katholischen Kirche zu den schweizerischen Regierungen" in der Darmstädter „allgemeinen Kirchenzeitung" von 1828, worin er nicht bloß eine gediegene Kritik der Schrift von Dr. Cas. Pfyffer „auch etwas über die Kirchengüter 2c." lieferte, sondern auch die Reaktionspläne der ultramontanen Partei bei der Zersplitterung des Bisthums Konstanz schonungslos enthüllte und die nationale Reformpartei auf die Gefahren aufmerksam machte, die ihr von jener Seite drohten. Bevorwortet von Oberrichter J. J. Heß, wurde diese Arbeit durch die geßnersche Buchhandlung in Zürich einem größeren Publikum in einem besonderen Abdruck zugänglich gemacht. Schon in dieser Schrift kündigte sich L. Snell als gründlicher Forscher auf dem Gebiete des katholischen

Staatskirchenrechtes und als gefährlicher Gegner der Bestrebungen der hierarchischen Partei an. Denn er wurde in die eigentliche Werkstätte der ganzen neueren Geschichte der Schweiz gerade durch den glücklichen Umstand geführt, daß seine ernstere Beschäftigung mit den Angelegenheiten dieses Landes gerade in die Zeit fiel, als die Solothurn=Baselschen Bisthumsverhandlungen den Kanton Aargau besonders aufregten (1827). Diese kirchlichen Erscheinungen erinnerten ihn lebhaft an die Vorgänge in Belgien und fesselten sein Interesse so sehr, daß er mit stets wachsender Aufmerksamkeit geschichtlich den Faden der ultramontanen Partei verfolgte. Er verglich dann die Resultate seines Studiums mit den Beobachtungen auf seinen Reisen, fand jene in der Regel durch diese bestätigt und so berichtigten sich allmälig die ersten poetischen Eindrücke über die schweizerischen Zustände. Auf diese Weise gelangte er vollständig zu der, selbst vielen Schweizern nur halb oder gar nicht klar gewordenen Erkenntniß des einen Erklärungsprinzips der Kultur= und politischen Geschichte der Schweiz seit der Reformation — des kirchlichen und politischen Antagonismus der Konfessionen. Leichter war die Auffassung des andern Prinzips — des Gegensatzes der Demokratie und Aristokratie; denn dieses lag offen in der Vergangenheit und Gegenwart da, konnte aber auch nur durch die Kenntniß des erstern in seinen Verschlingungen mit der römischen Politik hinreichend begriffen werden.

Es war L. Snell auch sehr bald klar geworden, daß Zürich durch sein ganzes geschichtliches Leben zum bleibenden Vorstand der höheren Bildungsinteressen der Eidgenossenschaft berufen sei; denn es schien ihm den zu jener Zeit allerdings bedeutenden wissenschaftlichen Bestrebungen Basels der tiefere Grund zu fehlen, da sie nur auf dem unfruchtbaren Boden der Geldherrschaft ruhten. Wirklich bildete auch damals Zürich durch Usteri und die von ihm geleitete Schule jüngerer Juristen und heranwachsender Staatsmänner, sowie durch eine Presse, die,

unter der Zensur des vorurtheilsfreien Staatsraths Hirzel, sich in Bezug auf die inneren Angelegenheiten der Schweiz fast ganz frei bewegte, den geistigen Mittelpunkt der Reformpartei und zwar nicht nur auf dem politischen, sondern auch auf dem kirchlichen Gebiete; in letzterer Beziehung unterstützte Zürich als die eigentliche Wiege der schweizerischen Reformation die Opposition gegen die ultramontanen Bestrebungen. Aufgefordert von seinen dortigen Freunden, namentlich von Nüscheler und Dr. Geßner, schrieb daher L. Snell, in der sichern Ueberzeugung, daß jeder Fortschritt, der sich in Zürich Bahn breche, auch in den übrigen Kantonen Nachahmung finden werde, im Frühjahr 1829 in der kurzen Zeit von drei Wochen die Schrift: „Beherzigungen bei der Einführung der Preßfreiheit in der Schweiz." Es erschien dieselbe, da sie eine entschieden demokratische Färbung trug, anonym in der geßnerschen Buchhandlung. Der Zensor schwankte damals lange, ob er den Druck bewilligen sollte; doch entschied er sich endlich für denselben mit den Worten: „Entweder muß ich alles streichen oder alles passiren lassen und es ist doch Schade, wenn diese Schrift nicht gedruckt wird." Es erregte dieselbe großes Aufsehen und lange Zeit wurde in der Presse für und wider sie gekämpft. In ihr waren aber die Unverträglichkeit der Zensur mit dem politischen Charakter und den geistigen Zuständen des Schweizervolkes und die Vortheile der Preßfreiheit so schlagend nachgewiesen, daß dieselbe wesentlich letzterer noch im Juni desselben Jahres in den Kantonen Zürich und Luzern zum Siege verholfen hat. Die darin enthaltenen Vorschläge gingen auch größtentheils in die Preßgesetze dieser Kantone über und wurden daher die Norm für die meisten späteren Preßgesetze. Wir erwähnen hier nur noch eines Aufsatzes von L. Snell, um anzudeuten, wie richtig er damals jeden Fortschritt zu würdigen wußte, nämlich des Aufsatzes „über die Stellung des Kantons Luzern in der schweizerischen Eidgenossenschaft" in den Jahrbüchern der Geschichte und Staatskunst

von Pölitz von 1830, worin er die Bedeutung der dortigen Verfassungsrevision für die schweizerische Reformpartei entwickelte.

Im Spätjahr 1829 stellte L. Snell nochmals aus Gründen des Rechts an Preußen das Gesuch um eine Anstellung oder Pension; allein er wurde abgewiesen und zwar insbesondere darum, weil er sich in Basel aufhalte, wo die Jugend zum Umsturze aller bestehenden Verhältnisse ermuntert werde; den Weg der Gnade, auf den man hindeutete, verschmähte er mit Grauen und so gab er die Hoffnung auf Anerkennung seiner Rechte von Seite Preußens auf. Vielfach trug er sich nun mit dem Plane zu einer Reise in die Heimat; allein immer hielt ihn wieder der Gedanke zurück, sich über Winter einen Wirkungskreis in der Schweiz zu verschaffen. Da erhielt er bald nach Neujahr 1830 von seinem Bruder Friederich die Nachricht von dem Tode seiner geliebten Mutter.

„Das war ein Blitz aus heiterm Himmel! Nie hatte mich ein solcher Donnerschlag getroffen! Ich brachte mehrere Nächte schlaflos unter beständigem Weinen zu; denn die Liebe zu meiner Mutter war leidenschaftlich. Seit mehreren Jahren war sie auf meinen Irrfahrten mein Stern, ihr Bild mein Schutzgeist, ihre Briefe meine Tröstung und der Gedanke, am Abende meines Lebens bei ihr zu bleiben, meine süßeste Hoffnung. Mit dem Erlöschen ihres Lebens stand ich einsam in der Welt da. Jenes Wesen, dem ich alle meine Geheimnisse mit der unbedingtesten Hingabe anvertraut hatte, war nicht mehr. Sie war gestorben, ohne daß ich noch einmal ihre liebende Hand berührt hatte. Schwer erhielt ich meine Fassung wieder, der tiefe Gram wollte nicht weichen; eine Wunde blieb in meiner Brust, die nur der Tod heilen wird!"

Voll Wehmuth trat er gegen Ende Januar die Reise in die Heimat an. Welch trauriger Eintritt in das öde, leere Haus in Wiesbaden, wo ihm sein alter Vater weinend mit dem Ausrufe entgegentrat: „Sie ist im Himmel!" Trost und Frieden suchte und fand er nur an ihrem Grabe. Nachdem er, begleitet von seinem Bruder Wilhelm, der nun ohne Gefahr wegen der früheren Verfolgung seine Heimat besuchen konnte,

auf vielfältigen Wanderungen im Nassauischen seine Verwandten und Freunde, namentlich seinen lieben Friederich, mit dem er noch einmal den seligen Traum der entschwundenen Jugendwelt mit der ganzen tiefen Empfindung seiner Seele durchlebte, besucht und ihnen Lebewohl gesagt hatte, kehrte er Ende Mai wieder nach Basel zurück.

Die Zeit der einflussreichsten politischen Thätigkeit von 1830—1842.

Schon im Anfang Juni 1830 ging L. Snell wieder auf den Rigi; ihm folgte bald sein Bruder Wilhelm und allmälig sammelte sich eine ungewöhnliche Zahl jüngerer gebildeter Männer, besonders aus den Kantonen Zürich, Aargau, Basel und Bern, auf dem schweizerischen Olymp. Das dolce far niente, das Bedürfniß geselliger Unterhaltung und die gehobene Seelenstimmung knüpften schnell unter den verschiedenartigsten Individualitäten ein engeres Band der Bekanntschaft und unter den gleichgesinnten Naturen die innigste Freundschaft. Zwischen den vier Aufenthaltsorten, dem Kulm, Staffel, kalten Bade und Klösterli, herrschte ein fröhliches karavanenartiges Leben; die auf diesen Stationen wohnenden Gäste vereinigten sich gewöhnlich am Nachmittag, oft bis tief in die Nacht hinein, auf dem Staffel, wo neben L. und W. Snell Prof. Kortüm von Basel, der öffentliche Ankläger D. Ulrich von Zürich, die Professoren Gottlieb Hagenauer und Ryz von Aarau den Kern der Gesellschaft bildeten. Oberrichter Schultheß und Zimmermeister Fenner von Zürich waren im kalten Bade, dem Sitze der Aristokraten, die einzigen Liberalen und fanden nun Vergnügen daran, denselben durch radikale Phrasen die gute Laune zu verderben.

Mitten in dieses fröhliche Gewimmel traf auf einmal die Nachricht von dem Ausbruch der Julirevolution. Man kann sich leicht den Enthusiasmus denken, mit welchem das große Ereigniß von dieser nicht unbedeutenden Schaar geschäftloser,

politisch aufgeregter Männer begrüßt wurde. Sogleich wurden von den Zürchern regelmäßige Staffeten nach Zug und Luzern und Korrespondenzen nach Zürich organisirt, und Oberrichter Schultheß sandte häufig eigene Boten nach verschiedenen Richtungen aus, um Nachrichten einzuziehen. Neue Vorräthe von Wein wurden herbeigeschafft und jede Siegeskunde wurde mit Jubel gefeiert. Schultheß brachte vom kalten Bad seine Neuigkeiten entweder selbst in seinem mit der Tricolore gezierten Strohhut auf den Staffel, oder er sandte einen Geißbuben, auf dessen schmutziger Kappe, um welche der Bericht gewickelt war, ebenfalls die drei Farben paradirten; von ferne schon wurde dieser Träger mit donnerndem Freudenruf empfangen und dann mit Wein regalirt.

Auf dem Staffel wurde eine förmliche Rigizeitung auf drei großen Schiefertafeln zum Frommen der Reisenden, deren Zahl in jenem Sommer ungewöhnlich groß war, eingerichtet. Die französische Redaktion besorgte Ulrich, die englische L. Snell und die deutsche W. Snell. Viele vornehme Engländer, meistens Torys und Franzosen, die unmittelbar vom Gotthard herab auf den Rigi kamen, erhielten durch diese Zeitungen die erste Kunde von den Vorfällen in Paris. Possierlich waren die langen Gesichter und die starren Blicke, mit welchen die meisten Fremden vor den schwarzen Tafeln wie vor dem Tribunal des Rhadamanthus standen; oft wurde die Kreideschrift ausgewischt und mensonge hingekratzt, dann aber sogleich wieder erneuert und wenn die Ungläubigen von Ulrich und Snell allen Ernstes bedeutet wurden, daß alles buchstäblich wahr sei, so eilten sie, wie von einem bösen Geiste getrieben, den Berg hinab. Nachdem einst L. Snell einen englischen Lord von der Wahrheit der Berichte überzeugt hatte, rief dieser aus: „Jetzt muß ich fort nach England, der Teufel wird dort auch bald eintreffen.“

Die fröhliche Feier der Julitage auf dem Rigi wurde später von aristokratischen Blättern in eine förmliche Verschwö-

rung der Hauptradikalen verwandelt, ja einige derselben, welche das Talent der Fiktion in besonderm Grade besaßen, führten alle spätern Umgestaltungen ohne Weiteres auf diese Rigiverschwörung als ihrer Urquelle zurück. Etwas Wahres, das jedoch das Licht der Oeffentlichkeit nicht scheuen darf, ist allerdings daran. Nachdem die meisten Gäste sich verlaufen hatten, blieb L. Snell seiner Gewohnheit gemäß bis Mitte September auf dem Rigi. D. Ulrich von Zürich verlängerte seinen Aufenthalt daselbst auch noch weit über die anfangs vorgesetzte Zeit hinaus. Da drehte sich denn das Gespräch zwischen beiden sehr häufig um die bevorstehenden politischen Umgestaltungen im Kanton Zürich, wodurch L. Snell erst genauer bekannt wurde mit den Reformbestrebungen der Stadtliberalen und namentlich mit der Art und Weise, wie sie ihre Ideen verwirklichen wollten. Der Grundsatz der Rechtsgleichheit aller Kantonsbürger, also der Repräsentation nach der Kopfzahl und der Souveränetät des Volkes lag nicht in der Absicht dieser Kulturpartei, und zwar, wie Ulrich ausführte, aus zwei Gründen. Einerseits hielt sie die Landschaft für politisch unfähig zu einem überwiegenden Einfluß auf die Schöpfung und Leitung eines gebildeten Staatslebens; es sollte zwar die Zahl der Landgroßräthe vermehrt werden, damit die Liberalen der Stadt in ihnen eine Stütze für ihre Reformideen fänden; die Majorität im großen Rathe aber sollte fortdauernd ein politisches Privilegium der Stadt bleiben, da man ein „Bauernregiment" für das Grab aller Bildung ansah; anderseits war ihr der Gedanke unerträglich, daß die Stadt der Leitung des Kantons, die sie wegen ihrer überwiegenden Kultur und ihres großen Reichthums Jahrhunderte lang als historisches Vorrecht besessen, entsagen und dieselbe einer rohen Masse übergeben sollte. Diese Kulturpartei wollte mithin eine Regeneration und Beherrschung des Staates durch die Intelligenz der Stadtaristokratie herbeiführen.

L. Snell sprach sich dagegen für den Grundsatz der Rechts-

gleichheit und der Volkssouveränetät aus, durch dessen Anerkennung das Schicksal des Kantons, wenn auch nicht für den Anfang, doch nothwendig für die Zukunft in die Hände des Volkes übergehen mußte. Er erinnerte Ulrich daran, daß eine fortdauernde Stadtherrschaft der Republik den Charakter der innern Wahrheit raube, indem jene doch immer der Ausdruck eines, wenn auch veredelten Stadtegoismus bleibe, und daß auch die beste Kulturaristokratie durch vergängliche Persönlichkeiten bedingt sei und zuletzt nach der Erfahrung immer wieder in eine drückende Privilegienherrschaft zurücksinke. Hiegegen machte Ulrich stets geltend, das Volk besitze die Fähigkeit nicht, die Grundideen eines gebildeten Staatslebens aufzufassen und nach denselben für die Reform zu wirken. Hieraus folgerte aber L. Snell nur die Nothwendigkeit einer Grundreform des Schulwesens, als der Uebergangsschöpfung und der sichern Bürgschaft für eine gebildete Volksherrschaft und stellte dann diese, wenn sie auf einer solchen Basis ruhe, den armseligen Garantien entgegen, welche eine, wenn auch anfangs noch so wohl gesinnte Kulturaristokratie darbiete.

Besonders eines Abends, als die untergehende Sonne die weite Landschaft herrlich beleuchtete, machte Snells Entwicklung der eben angedeuteten Idee auf Ulrich einen tiefen Eindruck; jener sprach ungefähr:

„Ihr müßt im Allgemeinen auf das Volk vertrauen, das, mag es jetzt noch so roh und ungebildet sein, doch unverdorben genug ist, um das Gute zu wollen, aber die Wege noch nicht kennt, die dazu führen. Die Leitung der Dinge bleibt doch noch eine geraume Zeit den ausgezeichneten Männern der Stadt, die in desto höherem Grade das Vertrauen des Volkes besitzen werden, je mehr sie wahrhaft für sein Wohl arbeiten. Auch ist es ein großer Irrthum, wenn man glaubt, eine ächt freie Verfassung habe keine Wirkung, selbst auf eine ungebildete Nation. „„Nur in der Freiheit wird man für die Freiheit reif,““ sagt Kant. Die Gewöhnung und Uebung im Staatsleben kommt durch Mitwirkung und Beschäftigung im politischen Leben allmälig von selbst, wenn auch langsam und nicht ohne manigfache Mißgriffe in der Lehrzeit und sie

muß um so sicherer kommen, je tüchtiger eine zweite Generation in bessern Schulen gebildet wird. Die Interessen, die ein wahrhaft freies Staatsleben weckt, der Reiz, den es immer stärker und stärker auf jedes Gemüth ausübt, die Theilnahme am öffentlichen Leben, zu der es das ganze Volk heranzieht — das ist auch eine Schule politischer Bildung, in welcher sich allmälig auch die jetzige alte Generation veredelt. Und unterdessen wächst ja in den umgestalteten Schulen ein neues, aufgeklärtes und strebsames Geschlecht heran schon in zehn Jahren. Welch ein herrlicher Wirkungskreis dann für thatkräftige Männer! Das Beispiel Zürichs wird gewiß nicht ohne Nachahmung bleiben, und wenn dann in den meisten Landschaften, die wir hier überschauen, eine frische, gebildete Jugend aus den Volksschulen hervorgeht, welch eine Schöpfung für die Zukunft in freien Staatsverfassungen, eine Schöpfung, so großartig für die Schweiz, wie die Geburt der Pallas Athene aus Jupiters Haupt für die Welt. Was ist dagegen Euere Kulturschöpfung, die auf der Stadt beruht, wobei Ihr am Ende sogar den Hauptkampf gegen die Stadtzöpfe zu bestehen habt!"

Bei dieser Ausführung leuchtete Ulrichs geistvolles Auge und am Schlusse sagte er: „Das sind Idealisirungen; aber es ist wahr, die Bildung der Masse, das ist ein großer Gedanke." Bald nach diesem Abend reiste er nach Zürich zurück und beim Abschiede von Snell, in dem er von da an seinen besten Freund verehrte, sagte er bedeutungsvoll: „Wir sehen uns bald in Zürich wieder", worauf ihm jener erwiederte: „Vergessen Sie nur nicht, man muß etwas Großes wagen, wenn man etwas Großes schaffen will."

Gegen Ende September verließ nun auch L. Snell den Rigi. Bereits hatte sich die politische Bewegung der Gemüther in den Kantonen Aargau, Thurgau, Zürich, Luzern und Basel bemächtigt. Als er auf seiner Rückkehr nach Basel in Aarau eintraf, sprachen seine dortigen Freunde laut ihre Mißstimmung aus über die geringe Wirkung der Lenzburger Petition an den kleinen Rath vom 12. September, in welcher um ein Gesetz über die Art und Weise der Verfassungsrevision nachgesucht wurde. L. Snell machte ihnen begreiflich, daß von

den mit dem faulen Krankheitsstoff des Herrenthums infizirten großen Räthen für volksthümliche Staatsreformen nichts zu erwarten sei, daß es dazu neuer, vom Volke gewählter Organe bedürfe. Seine Aarauer Freunde ersuchten ihn deßhalb, diese Idee in einem Artikel der Appenzeller Zeitung zu entwickeln. Er that dies in den „Reflexionen über die Verhandlungen in Lenzburg", worin er nachwies, daß die vorhandenen, in ihrer großen Majorität aus Stadtaristokraten und Dorfmatadoren bestehenden großen Räthe unfähig seien, die Grundprinzipien der Rechtsgleichheit und Volkssouveränetät, auf denen ein Volksstaat beruhe, also auch den Geist der großen Bewegung, die sich in der Schweiz ankündige, zu begreifen und in diesem Geiste neue Verfassungen zu entwerfen, daß mithin zu diesem Zwecke neue, unmittelbar vom Volke gewählte und mit seinem Vertrauen ausgerüstete Räthe, „Verfassungsräthe", aufgestellt werden müßten, welche nach Einholung der Volkswünsche die neuen Verfassungen zu entwerfen und sofort dem Volke zur Genehmigung vorzulegen hätten.

Diese Idee wurde sogleich von Nüscheler im „schweizerischen Beobachter" hart angegriffen, sie predige Revolution und Anarchie, allgemeine Grundsätze lassen sich nicht auf die besondern Verhältnisse der Staaten anwenden und können auch nur nach und nach bei ruhiger Entwicklung, in bewegten Zeiten nie ohne Gefahr, zur Geltung gelangen. Allein solche Ansichten verfingen nicht mehr; das Wort „Verfassungsrath" gab auf einmal den schwankenden und unbestimmten Ansichten eine bestimmte Form und Richtung, einen klaren und festen Haltpunkt; es wurde das Loosungswort aller populären Schriften, aller demokratischen Zeitungen, aller Volkspetitionen, das Loosungswort durch alle Theile der Schweiz, in denen seither eine Staatsreform angestrebt wurde.

Es kam aber unendlich viel darauf an, welcher Kanton an die Spitze der Bewegung trat; denn davon hing der innere Halt und der eigentliche Charakter derselben ab. Jeder Kenner

der Schweizergeschichte konnte nun keinen Augenblick darüber im Zweifel sein, daß entweder Zürich oder Bern, die von jeher das Schicksal der Schweiz bestimmt haben, diese Rolle übernehmen müßte, daß mithin keiner der übrigen Kantone ohne einen dieser beiden Stände eine durchgreifende Veränderung in den Verfassungszuständen der Schweiz hervorbringen könnte. Nach dem schon früher Angedeuteten war auch L. Snell im Hinblick auf das reformatorische Streben Zürichs von 1820 bis 1830, während Bern in seiner Schwerfälligkeit sich kaum zu rühren begann, keinen Augenblick darüber im Zweifel, daß jener ehrenvolle Ruf an Zürich erging, da nur durch dieses der Gesammtbewegung jener tiefe geistige Gehalt eingehaucht werden konnte, der ihr später einen so eigenthümlichen Zauber verlieh. Aus den Unterredungen mit D. Ulrich auf dem Rigi und aus dem Auftreten Nüschelers gegen einen Verfassungsrath war ihm jedoch klar geworden, daß die liberale Partei der Stadt aus Furcht vor einem Pöbelregiment von einer Regeneration des Staatslebens auf Grundlage der Rechtsgleichheit und Volkssouveränetät nichts wissen wollte. Dies zeigte sich auch deutlich aus dem Vorschlage des „schweizerischen Beobachters" vom 5. Oktober, nach welchem Stadt und Land im großen Rathe zu gleichen Theilen repräsentirt sein sollten. Selbst die Landgroßräthe waren unfähig, sich zu einer höheren politischen Anschauung zu erheben, indem 31 derselben durch ihr Memorial von Uster vom 13. Oktober nur im Allgemeinen eine den Fortschritten der Zeit entsprechende Repräsentation der Landschaft verlangten. Das Landvolk, das bisher keine selbständige politische Partei besaß, sondern sich immer eng an die freisinnige Richtung der Stadtliberalen angeschlossen hatte, war aber mit den genannten Vorschlägen keineswegs einverstanden und namentlich am See herrschte große Unzufriedenheit.

Um nun bei dem wunderlieblichen Herbstwetter, mit dem der Himmel die großartige Erhebung des Schweizervolkes be-

leuchtete, noch einmal seinen geliebten Rigi auf einige Tage zu besuchen und sich die schönen Stunden zurückzurufen, welche er dort im Sommer mit seinen Freunden verlebt hatte, wanderte Mitte Oktober L. Snell zu Fuß über Baden zu seinem Freunde Dr. Sträuli in Küsnach. Am Mühlebach bei Zürich begegnete er seinem alten Bekannten Heinrich Rüscheler, den er freundlich grüßte und dem er auch ohne Argwohn den Zweck seiner Reise mittheilte. Indessen bemerkte er eine sichtbare Verlegenheit in dessen ganzem Benehmen, worüber er sich sogleich bei Sträuli äußerte. Dieser gab ihm durch eine ausführliche Auseinandersetzung der Lage der Dinge am See hinreichenden Aufschluß darüber, indem er ihm erklärte, durch das Memorial von Uster haben die Landgroßräthe beim Volke alles Vertrauen verloren, die Zürcher Zeitungen seien von der Sache der Landschaft abgefallen, man sehe nun ein, daß die Appenzeller Zeitung durch die Forderung eines Verfassungsrathes allein den richtigen Weg zum Ziele weise; das Repräsentationsverhältniß müsse nun bestimmt zu Gunsten der Landschaft gestellt werden, sonst werden die Landleute abermals „bemogelt", d. h. am Narrenseil herumgeführt. „Nun, lieber Alter, hat Dich der Himmel gerade zu rechter Zeit hieher geführt; diese Forderungen mußt Du uns formuliren; das verstehen wir, Seebuben, nicht." L. Snell lehnte das Gesuch ab und nur nach fortgesetztem Zudringen erklärte er, nach seiner Rückkehr vom Rigi eine entschiedene Antwort zu geben. Am andern Morgen früh reiste er ab.

Die paar Tage, die er auf diesem schweizerischen Pindus zubrachte, wurden ihm durch die Küsnachergeschichte etwas getrübt. Durch die Aufschlüsse von Dr. Sträuli war ihm die Lage der Dinge im Kanton Zürich ganz klar geworden. Er sah ein, daß es mit der Forderung einer größeren Repräsentation ab Seite der Seeleute, die damals für die ganze Landschaft sprachen, nicht gethan sei; daß im Gegentheil diese Forderung für sich allein nur die Besorgniß derjenigen Stadt=

liberalen, die, wenn auch vom Stadtegoismus frei, doch Furcht vor einer rohen demokratischen Bauernherrschaft hegten, noch vermehren müßte; daß mithin, um ihr Vertrauen zu gewinnen, die Landbürger ihnen mit dem aufrichtigen Programm der wesentlichen Grundbedingungen eines gebildeten republikanischen Staatsorganismus entgegen kommen müßten. Nicht minder klar war ihm durch die Unterhaltungen mit Ulrich, daß ohne eine Einigung dieser beiden Parteien aus einer tüchtigen Grundreform des zürcherischen Staatslebens nie und nimmer etwas Rechtes werden könne, weil der ganze Bau der neuen Verfassung und Gesetzgebung von den republikanischen und wissenschaftlich gebildeten Männern der Stadt ausgehen und geleitet werden müsse, da der Landschaft eben diese Bildung fehlte und in allen bisher erschienenen Flugschriften von organischen Verfassungsgrundsätzen noch keine Spur erschienen war. Auf ein solches konstitutionelles Programm legte er das größte Gewicht und wünschte von Herzen, damit den Seeufern unter die Arme zu greifen.

Auf der andern Seite entging L. Snell jedoch auch nicht, daß er als Fremder, da er damals noch kein schweizerisches Bürgerrecht besaß, sich durch Einmischung in eine solche Kapitalfrage in einen gefährlichen Handel verwickeln dürfte, der die bittersten Folgen für ihn haben könnte. Diese Reflexion bestimmte ihn zu dem Entschluß, das Gesuch der Küsnacher abzulehnen, da er der politischen Verfolgungen, wie er sie in Deutschland erlebt hatte, müde war. Als er wieder nach Küsnach kam, theilte er Dr. Sträuli diesen Entschluß mit; allein da halfen keine Gründe. Dieser erklärte rundweg: „Wir werden Dich schützen; kein Haar soll Dir gekrümmt werden; und nun Morgen frisch an die Arbeit.“ Noch denselben Abend beschickte er seine beiden Schwäger, die Gebrüder Geßner in Zürich, die auch ohne Säumen mit Usteris schweizerischem Staatsrechte erschienen. In zwei Tagen war das Programm als „Memorial von Küsnach“ fertig. Voran standen die

Fundamentalprinzipien der Volkssouveränetät und Rechtsgleichheit; als Uebergangsform zu einer vollständigen Repräsentation nach der Kopfzahl wurden nur $^2/_3$ derselben für die Landschaft verlangt; der große Rath sollte ausgerüstet werden mit allen Attributen einer Vertretung des souveränen Volkes und nur hervorgehen aus den direkten Wahlen des Volkes nach dem allgemeinen Stimmrecht ohne Zensus durch die Wahlzünfte bis auf wenige indirekte Wahlen durch den großen Rath, die ebenfalls nur als Uebergangsform für lauter direkte Wahlen gelten sollten; die indirekten Wahlen durch Wahlzünfte wurden also verworfen; die weiteren Forderungen waren: eine dem großen Rathe gänzlich untergeordnete und verantwortliche vollziehende Gewalt; Oeffentlichkeit der gesammten Staatsverwaltung und Berichterstattung an das Volk; scharfe Trennung der Gewalten, besonders Unabhängigkeit der Justiz von der Regierung; Volkswahlen in den Bezirken und Gemeinden und freie Gemeindsverfassung; Reform des Volksschulwesens u. s. w. L. Snell las dann das Programm den angesehensten Männern von Küsnach vor, Landschreiber Bleuler, Hauptmann Fierz, Friedensrichter Fierz, Quartirhauptmann Bleuler, Hauptmann Schäppi und Frymann, die er persönlich gut kannte, da er ihnen früher für eine neue Organisation ihrer Gemeindsschule behülflich gewesen war. Sie gaben ihre vollständige Zustimmung und noch in der Nacht wurde dasselbe durch die Genannten, sowie durch Dr. Sträuli, dessen Stiefsohn Dr. Brunner und die Gebrüder Geßner in ebenso viel Abschriften vervielfältigt.

Den andern Tag reiste L. Snell nach Trogen, um den Redaktor der Appenzeller Zeitung persönlich kennen zu lernen. Dr. Sträuli begleitete ihn bis Rappersweil, wo sie Dr. Hegetschweiler trafen, über dessen bedeutende Konfusion in konstitutionellen Ideen und in den Tagesfragen L. Snell nicht sonderlich erbaut war, namentlich nicht über die Errichtung eines religiös-sittlichen Zensoramtes. In Trogen fand er in Haupt-

mann Meier einen ungewöhnlichen Menschen, leider! einen Hektikus, der auf seiner Grabreise schon ziemlich weit vorgerückt war. Die edelste und aufopferndste Denkweise war durch einen seltenen Schwung des Geistes getragen und durch jene leichte Erregbarkeit der Empfindung geschmückt, die in der Regel den Auszehrenden als Ersatz für den frühen Tod noch einmal den schönsten Reiz des Lebens verleiht. L. Snell theilte ihm mit, was am Zürichsee vorgegangen, und Meier rief entzückt aus: „Wenn die Revolution im Kanton Zürich gelingt, so hat sie für die ganze Schweiz gesiegt!" und setzte auch jenen in Kenntniß von dem, was im Thurgau und im Kanton St. Gallen vorbereitet wurde. Noch tief in der Nacht ließ Meier eine Flasche Wein kommen, worauf ihn L. Snell auf seinen Katarrh aufmerksam machte. Lächelnd erwiederte jener aber: „Sie sprechen aus Schonung in Euphemismen; nicht ein Katarrh, die Schwindsucht führt mich ins Grab und gewöhnlich trinke ich gar keinen Wein; aber an solchen Tagen ist der Rebensaft auch für mich da. Ob ich ein Jahr früher oder später in dem Schooße meines Vaterlandes ruhe, ist mir eins, wenn ich nur noch den Morgen der Freiheit über ihm aufgehen sehe!" Er lebte noch bis 1833 und sein süßer Wunsch ward also erfüllt. Den andern Tag reiste L. Snell wieder ab, gehoben und gestärkt durch Meiers Ermunterung, unverzagt auf der betretenen Bahn vorwärts zu gehen. „Werden Sie verfolgt," sagte er beim Abschied, „so kommen Sie zu mir; wir errichten dann zusammen in meiner Druckerei eine Batterie, durch welche wir die Herrenhäuser zusammendonnern."

Als L. Snell in den Pfauen zu Rappersweil kam und sich an die Mittagstafel setzte, fand er eine ziemliche Anzahl Fremder, von denen er keinen kannte. Anfangs entstand ein leises Flüstern, dann folgte tiefe Stille und bald nachher verließen die meisten Gäste den Saal. Der Gastwirth Stüßi, der L. Snell vom Rigi her kannte, bat ihn in ein anderes Zimmer, unter-

richtete ihn hier von einem schauderhaften Artikel, der im „schweizerischen Beobachter" gegen ihn erschienen sei und rieth ihm, nicht zu Fuß, sondern in einer Retourchaise nach Küsnach zurückzukehren, welchen Rath L. Snell auch annahm. Dort las er den fraglichen Artikel, der in der That in dem feierlich schauervollen Ton päpstlicher Exkommunikationsbullen abgefaßt war. Ein Fremder — das war die Substanz des Artikels — schleiche im Lande umher und stifte Revolution und Anarchie; er habe ein feuerbrandartiges Pamphlet in die Seeufer geschleudert, um Verwirrung zu pflanzen und den Frieden zu stören; es frage sich, ob die Landbürger einem Fremden gehorchen wollen oder nicht. Am andern Morgen kam die Gräfin Benzel-Sternau von Mariahalden, eine hochgebildete Frau, die an allen liberalen Zeiterscheinungen den lebendigsten Antheil nahm, zu Dr. Sträuli und rieth L. Snell zur schnellen Flucht, wenn er vor Ungelegenheiten von Seiten der Polizei sicher sein wolle. Sträuli dagegen war anderer Meinung und empfahl ihm da zu bleiben, indem er schon für seine Sicherheit sorgen wolle. L. Snell blieb diesen Tag noch und schrieb an Rüscheler einen ausführlichen Brief, in welchem er ihm den ganzen Hergang der Memorialgeschichte erzählte, in ihm das Gefühl der Scham über sein Verfahren im Hinblicke auf ihr bisheriges Verhältniß zu wecken suchte und ihm in gerechter Würdigung der Forderungen und Grundsätze des Memorials die Hand zur Versöhnung bot. Gegen Abend sorgte Sträuli für eine Anzahl von Scharfschützen, die er in der Gegend seiner Wohnung aufstellte. Am andern Morgen fuhr L. Snell frühe in einer gedeckten Chaise mit Dr. Brunner durch die Stadt nach Altstätten, von wo er wieder zu Fuß nach Basel zurückkehrte.

Von hier aus war er nun rastlos thätig, um durch die „Appenzeller-Zeitung" und durch den neu entstandenen „schweizerischen Republikaner", sowie durch die Korrespondenz seine zahlreichen Freunde in der östlichen Schweiz für das von ihm

empfohlene Regenerationsverfahren und für die von ihm in dem „Memorial von Küsnach" entwickelten Verfassungsprinzipien zu gewinnen. Bald erlebte er auch das großartige Schauspiel der politischen Erhebung des Schweizervolkes. Die Volksversammlung vom 22. November in Uster, die herrlichste Frucht des Küsnacher Memorials, entschied im Kanton Zürich die demokratische Reform des Staatslebens, indem nach derselben die von L. Snell angestrebte Vereinigung der Häupter der liberalen Stadtpartei mit den Führern der Landschaft eintrat; denn an die Spitze der Reformbewegung stellten sich nun die Veteranen P. Usteri und Meier von Knonau und die bedeutendsten der jüngern Männer, Dr. Keller, D. Ulrich, Oberrichter Heß und Schultheß, M. Hirzel, H. G. Nägeli, später W. Füßli und Scherr und 1831 noch Kaspar von Orelli, der erst nach häufigen Unterredungen mit seinem langjährigen Freunde L. Snell sich von dem Schrecken einer bevorstehenden Barbarei erholte und für die Reform gewonnen wurde. Noch vor Ablauf des Jahres 1830 war der Sieg der Regeneration in den Kantonen Zürich, Luzern, Thurgau, St. Gallen, Aargau, Solothurn, Freiburg und Waadt vollendet und auch dem Berner Patriziat wurde in der Neujahrsnacht zu Grabe geläutet. So bewirkten nach dem angeführten Regenerationsverfahren in ganz kurzer Zeit $^2/_3$ der schweizerischen Gesammtbevölkerung in den genannten Kantonen ihre politische Umgestaltung, was am besten beweist, wie sehr durch die liberale Opposition während der zwanziger Jahre das Ansehen der Restaurationsregierungen untergraben worden war. Nur die kurzsichtige Politik der längst unterwühlten Aristokratie konnte einen solchen Umschwung aus der Thätigkeit eines geheimen comité directeur erklären wollen, an dessen Spitze L. Snell stehe, während jener Umschwung dem Urbedürfniß aller Schweizer, der Liebe zur Freiheit, entsprang, der er allerdings die Mittel und Wege zeigte, um sich im Leben zu verwirklichen.

Während die Regenerationsbewegungen in den einzelnen

Kantonen im Flusse waren, bearbeitete L. Snell in Basel, aufgefordert von seinen Freunden am Zürichsee, den ausführlichen „Entwurf einer Verfassung nach dem reinen und ächten Repräsentativsystem, das keine Vorrechte noch Exemtionen kennt, sondern auf der Demokratie beruht". Dieser Entwurf, der ein sehr reiches Material für die bevorstehenden konstituirenden und legislativen Arbeiten bot, erschien anfangs Januar 1831 und kann als Grundlage aller regenerirten Kantonsverfassungen angesehen werden. Er diente besonders den konstituirenden Großräthen von Zürich als leitende Richtschnur und hervorragende Führer derselben wie Dr. Keller sprachen dem Verfasser im Namen der republikanischen Partei für diese Arbeit ihren Dank aus. In diesen Entwürfen finden wir das erste politische Glaubensbekenntniß L. Snells, dessen erster Versuch für die Schöpfung eines demokratischen Kulturstaates, der, wie er sich ausdrückte, an die Stelle des „heimlichen, durch die ganze Schweiz fortlaufenden aristokratischen Maulwurfsregimentes, das sich nur durch einzelne Stöße kund gab," treten sollte. Einen weitern Beitrag zur Aufklärung über die neuen Verfassungsprinzipien lieferte L. Snell in „über und gegen Bluntschlis Schrift: Das Volk und der Souverän," 1831, worin er nachwies, daß Bluntschli hinsichtlich der genannten Begriffe auf der breiten Basis des **juste milieu** wandle und durch seine unklaren Ideen nur Verwirrung über das Wesen der Volkssouveränetät erzeuge.

Ohne in eine nähere Erörterung jenes Entwurfs einzutreten, mag die Bemerkung genügen, daß in demselben bereits alle diejenigen Prinzipien aufgenommen sind, nach welchen seither in den einzelnen Kantonen die Idee der Repräsentativ-Demokratie in der Staatsverfassung und Staatsverwaltung realisirt und daß durch denselben das, was die Helvetik für die ganze Eidgenossenschaft ins Leben rufen wollte, für die einzelnen Kantone angestrebt wurde. Nur muß hier im Auge behalten werden, daß die neue Staatsform sich erst im Kampfe

gegen die gestürzte Aristokratie zu bewähren hatte; sie mußte daher auf die solide Basis des rein konstitutionellen Prinzips gebaut werden und alle Uebergangsversuche fern halten, welche in neuerer Zeit von der repräsentativen zur reinen Demokratie durch das Referendum oder Veto, durch die gleichzeitige Integralerneuerung sämmtlicher Kantonal- und Bezirksbehörden, durch die Volksabstimmung über Abberufung des großen Rathes oder über einzelne Beschlüsse desselben und durch direkte Volkswahl der Regierung gemacht wurden, um dem fortgeschrittenen demokratischen Volksleben Rechnung zu tragen; damals hätte die liberale Partei durch solche Bestimmungen nur der Aristokratie die Mittel in die Hände gegeben, um das Volk durch das Volk zu besiegen. Durch die repräsentativ-demokratische Staatsform, wie sie durch Aufnahme der Grundprinzipien jenes Entwurfs in den regenerirten Kantonen begründet wurde, trat an die Stelle der früheren, durch politische Vorrechte und industrielle Monopole beherrschten Gesellschaft die staatsbürgerliche und volkswirthschaftliche Gesellschaft, welche durch Abschaffung der Vorrechte, durch die Anerkennung der Grundsätze der Rechtsgleichheit und Volkssouveränetät, durch die Oeffentlichkeit der Staatsverwaltung, durch die freie Presse, durch das Vereins- und Petitionsrecht, durch die Glaubens- und Gewissensfreiheit, durch die Sorge des Staates für das öffentliche Erziehungswesen, durch die demokratische Gestaltung des Gemeindelebens, durch die kurze Amtsdauer, durch den freien Zutritt der Bürger zu allen Aemtern, durch die Entlastung des Bodens, durch die Hinwegräumung der den Handel und die Gewerbe einschränkenden Hindernisse, durch die erleichterte Niederlassung und Ertheilung des Bürgerrechtes und durch die Sicherheit der Person und des Eigenthums, welche darum die ganze Fülle von Kräften, die in der Tiefe des Volkslebens ruhen, aufschließt, die kräftigsten Reizmittel für jede geistige Thätigkeit enthält, den edelsten Wetteifer unter den Bürgern entzündet und den kleinen Freistaat in ein reich begabtes Leben,

voll hoher Empfindungen, vielseitiger Interessen und wechselseitiger Berührung, umbildet.

Wenn je auf einen Kanton, so findet das Gesagte seine Anwendung auf den Kanton Zürich, wo durch die Vereinigung der Intelligenz der Stadt mit der praktischen Tüchtigkeit der Landschaft eine Verfassung und auf Grundlage dieser eine Gesetzgebung und Staatsverwaltung geschaffen wurden, die alle Angriffe der Zerstörung siegreich überwanden, weil sie auf der allgewaltigen Macht der Prinzipien und der unbesieglichen Stärke der Wahrheit ruhten. Und das war ein Glück für die Schweiz! Denn in Zürich fand die kantonale Regeneration der dreißiger Jahre einen leitenden und schützenden Mittelpunkt, gegen den sich niemand auflehnte und der sich nach den geschichtlichen Vorgängen gleichsam von selbst verstand; in den dortigen Gesetzen und Institutionen wurden die Vorbilder aufgestellt, die den meisten andern Kantonen als Muster zur Nachahmung dienten. Möge Zürich, möge die ganze Schweiz nie vergessen, welchen Dank sie dem intelligenten Urheber des Ustertages und den Schöpfern der zürcherischen Verfassung von 1831 schuldig sind; möge die Nachwelt nie vergessen, daß das Vaterland jenen Kämpfern einen andern Tribut zu zahlen hat, als einen Hügel von Erde!

Unter dem furchtbaren Terrorismus, den die hohe Aristokratie von Basel im Dezember 1830 während der Verfassungskämpfe mit der Landschaft entwickelte, konnte sich L. Snell dort nicht länger aufhalten. Erst erbittert durch die Verletzung des Postgeheimnisses und dann aufgebracht durch anonyme Drohbriefe des Polizeidirektors Wieland, verließ er, da er eine Ausweisung fürchten mußte, Basel, nachdem er noch im Kreise der Familie seines Bruders das Neujahr 1831 gefeiert hatte, und begab sich nach Mariahalden zu dem Grafen Benzel-Sternau, bei dem er gastfreundliche Aufnahme fand. Bisher herrschte unter den Führern der einzelnen kantonalen Bewe-

gungen keine Verbindung und kein Zusammenhang, indem jeder Kanton nur mit der Entwerfung seiner Verfassung beschäftigt war. Allerdings zeigte sich unter jenen insofern eine große Uebereinstimmung, als sie auf die Anerkennung und Durchführung der Grundsätze der Rechtsgleichheit und Volkssouveränetät gerichtet waren. Aber die zweite Aufgabe der Regeneration, die einzelnen Kantone in eine nationale Einheit zu verbinden, war aus dem Gesichtskreis der Führer verschwunden. Nur Wenigen war die Nothwendigkeit klar geworden, unverzüglich die Idee einer Regeneration des eidgenössischen Bundes zur Begründung eines starken Bundesstaates zur Sprache zu bringen und den Vorort und die Tagsatzung aufzufordern, zur Ausführung derselben die nöthigen Einleitungen zu treffen. Diese Aufgabe löste Dr. Kas. Pfyffer durch seinen „Zuruf an den eidgenössischen Vorort Luzern bei Uebernahme der Leitung der Bundesangelegenheiten", welcher Mitte Januar erschien.

Der Zeitpunkt für Realisirung dieser Idee durch einen eidgenössischen Verfassungsrath, wie solchen auch Baumgartner in der Appenzeller Zeitung vorschlug, schien L. Snell gerade jetzt gekommen zu sein, da die am 16. Januar erfolgte Unterjochung der Landschaft Basel durch die Stadt das natürliche Gefühl der Verbrüderung unter allen Schweizern auf einen hohen Grad gesteigert, ja selbst zur That gereift hatte. Er billigte daher auch den Plan seiner Freunde in Thurgau, St. Gallen, Glarus, Appenzell, Zürich, Luzern und Aargau, durch einen großen Freischaarenzug von Scharfschützen in Basel den Widerstand der Aristokratie zu brechen und unter den Mauern dieses Bollwerks der Reaktion den eidgenössischen Bundesstaat zu proklamiren. Allein das Vorhaben scheiterte an dem Kleinmuth der Führer; die Versammlung von Gemeindsausschüssen in Wädensweil am 27. Januar begnügte sich auf den Antrag Dr. Hegetschweilers mit einer Petition an den alten Regierungsrath und Fischer von Meerenschwand, den das Schick-

sal damals auf eine hohe Stufe gestellt, hatte, abwendig gemacht durch Zschokke, auf einer Versammlung in Wohlensweil nicht den Muth, sich hiefür zu erklären. So verfloß jene große Zeit klein und thatenlos und die Aristokratie, welche mit tödtlicher Furcht erfüllt war, athmete wieder leichter und freier auf.

Schon aus der bisher geschilderten, tief eingreifenden Wirksamkeit L. Snells ergibt sich, daß er einer der Hauptführer der viel verschrieenen radikalen und nationalen Partei wurde. Als solcher kämpfte er für eine konsequente Durchführung und Verwirklichung der Prinzipien der Repräsentativ-Demokratie da, wo sie nur mangelhaft oder wo sie noch gar nicht zur Anerkennung gebracht waren; die Grundsätze der Rechtsgleichheit und der Volkssouveränetät, die Sicherheit der Person und des Eigenthums, die Freiheit der Presse und der Vereine, des Gedankens und der Rede waren ihm heilig. Die Volkswohlfahrt suchte er zu fördern durch Beseitigung aller den freien Verkehr beeinträchtigenden Hindernisse, durch eine billige Ablösung der auf dem Grund und Boden haftenden Feudallasten und durch eine gerechte Besteuerung des Vermögens und Erwerbs. Die Förderung der Volksbildung lag ihm besonders am Herzen und zwar nicht bloß im Sinne einer allgemeinen Menschen- und Berufsbildung, sondern insbesondere in dem einer politischen Bürgerbildung, durch welche das Volk in den Stand gesetzt werden sollte, mit umfassender Einsicht die besten und würdigsten Männer in die großen Räthe und in die Bezirks- und Gemeindsbehörden zu wählen, damit stets der bedeutendere Theil dieser Behörden aus den gebildeteren Männern des Volks bestehen würde. Nicht minder begeistert war er aber auch für die Pflege der höhern wissenschaftlichen Bildung, welche die gesammte Staatsverwaltung mit einem wahrhaft fortschreitenden Lebensprinzip durchdringen und erleuchten sollte, damit dadurch das Interesse des Ganzen von dem Gelehrten im Vereine mit dem Volksmanne besorgt und allmälig eine allseitige Veredlung des Volkslebens und aller gesellschaftlichen

Einrichtungen durch Entfernung der Nebel der Vorurtheile und des Irrthums eintreten würde.

Im Hinblicke auf die Regeneration der einzelnen Kantone, durch welche eine Uebereinstimmung in allen Lebensrichtungen der verschiedenen Gemeinwesen und dadurch eine Gleichheit des Strebens und der Interessen derselben erzeugt wurde, wie solche nur während der Heldenzeit der alten Eidgenossenschaft vorhanden war, befand sich L. Snell stets unter den Vorkämpfern für eine vollkommenere Bundesverfassung, für die Umwandlung des lockern Staatenbundes in einen starken Bundesstaat, in welchem alle Schweizer durch die freie Niederlassung und Erwerbung des Bürgerrechtes einander näher gebracht und dadurch die innere Kraft und nationale Stärke vermehrt werden sollten. In einer schweizerischen Gesammthochschule erblickte er die eigentliche Pflanzstätte einer höheren Nationalkultur, der höchsten Bedingung einer festeren Nationalvereinigung. Der regenerirten Schweiz suchte auch L. Snell in dem Systeme der europäischen Staaten eine ehrenvolle, freie und selbständige Stellung zu verschaffen; er vindizirte ihr alle Rechte und Freiheiten, die jeder andere Staat nach den Ideen eines fortgeschrittenen Völkerrechts für sich in Anspruch nahm; er war immer einer der Vordersten unter denjenigen, welche, nur der Politik der Wahrheit und des Rechts folgend, alle ungerechten und ehrverletzenden Forderungen und Einmischungen des Auslandes in die inneren Angelegenheiten abweisen wollten. *)

Noch vor dem Ustertage hatte L. Snell von Basel aus seine Freunde am Zürichsee auf die Nothwendigkeit der Gründung eines eigenen Blattes aufmerksam gemacht; es wurde

---

*) S. über diese Bestrebungen des schweizerischen Radikalismus nsbesondere die Rede Dr. Kas. Pfyffers „über die Folgen der neuesten Staatsreformen in der Schweiz mit Hinsicht auf Politik und Kultur", gesprochen in der helvetischen Gesellschaft im Mai 1831.

dieselbe an jenem Tage beschlossen und noch in der gleichen Woche erschien die erste Nummer des „schweizerischen Republikaners". Von Anfang an unterstützte L. Snell denselben sehr eifrig und noch im Frühling von 1831 wurde ihm die Redaktion übertragen. Nun war ihm mit Einem Male eine Wirksamkeit eröffnet, für welche er die meiste Neigung besaß, in welcher er das größte Geschick entfaltete und durch welche er einen hervorragenden Einfluß auf die neue politische Entwicklung ausübte. Der schweizerische Republikaner wurde durch ihn das wichtigste und bedeutungsvollste Organ der radikalen und nationalen Partei. Auf die sorgfältige und gediegene Redaktion desselben verwandte er seine ganze Thätigkeit und seine volle Geisteskraft, um den schweren Aufgaben ein Genüge zu leisten, welche ein solches Blatt in einer Zeit des patriotischen Ringens und Strebens, des politischen Treibens und Kämpfens, des geistigen Wirkens und Schaffens, in einer Zeit, da alle bestehenden Einrichtungen in ihren Fundamenten erschüttert und neue volksthümliche Institutionen ins Leben gerufen wurden, zu lösen hatte. Geduldig ertrug er alle großen und kleinen Leiden eines Redaktors, der eine Partei vertreten mußte, welche eine neue freisinnige Organisation des gesammten Staatslebens zu begründen suchte; mit Entsagung eines stilleren, erfreulicheren und einträglicheren Wirkungskreises setzte er sich ohne Ruhe und Rast der Hitze und Mühe des politischen Kampfes aus und stand fort und fort vor der Entscheidung jeder großen Frage im ersten Gliede seiner Partei, die bald von einer, bald von zwei Parteien, bald offen, bald heimlich angegriffen wurde. In der konsequenten Durchführung der Prinzipien schloß er sich enge an seine Partei an, wahrte jedoch dem Blatte den Charakter der Unabhängigkeit dadurch, daß er selbst an ihr die Verletzung von Grundsätzen strenge rügte. So blieb der schweiz. Republikaner ein Organ für Prinzipien und nicht für Personen.

Wie seine Partei, so behielt auch L. Snell immer wol im

Auge, daß der Regeneration noch eine starke, gewandte und zähe Aristokratie sich widersetzte, der jeder Fortschritt nur durch einen stets erneuerten Kampf abgerungen werden konnte. Gerade dieser Umstand aber war ein Glück, indem dieser Opposition gegenüber jede Frage auf das Feld prinzipieller Erörterung führte und nur durch eine prinzipielle Entscheidung erledigt werden konnte, weßhalb denn auch alle Reformen um so wissenschaftlicher und umfassender aufgefaßt und durchgeführt wurden. Dieser Prinzipientreue der Liberalen und ihres Organs verdankt der Kanton Zürich sein neues Staatsleben, das in Hinsicht der Kulturschöpfungen ohne Widerrede zu den glänzendsten Erscheinungen der Schweizergeschichte gehört. In der Erörterung aller staatsrechtlichen und kulturhistorischen Fragen offenbarte L. Snell immer jene scharfe Deduktion, künstliche Beweisführung, schlagende Begründung, gehobene Wärme, geniale Laune, biedere Denkungsart, feste Gesinnung und unermüdliche Ausdauer, die ein Resultat seines gründlichen Studiums und seiner tiefen Auffassung des klassischen Alterthums waren. In der Handhabung der in jener Zeit durchaus nothwendigen Polemik waren strenge Unparteilichkeit neben gründlicher Argumentation, zuweilen, wenn sie verdient war, scharfe Satyre, nie aber Invektiven seine Waffen. In dem Kampfe gegen die Aristokratie besonders entwickelte er einen ungemeinen Reichthum in stylistischen Formen, eine ungeheure Schärfe und Bündigkeit, derbe Laune und beißenden Witz, worüber die zähen Zöpfe freilich sehr ungehalten waren. *)

Indem L. Snell alle Fragen, die in jener Zeit auftauchten, auf der Grundlage geschichtlicher und philosophischer Betrachtungen entwickelte, suchte er dadurch das Volk heranzubilden; freilich wandte er sich nie an den großen Haufen,

---

*) S. besonders die von ihm verfaßte „Beleuchtung der Schweizeraristokraten", Sursee 1831.

indem er es verschmähte, den Vorurtheilen desselben Rechnung zu tragen; desto größer war aber sein Einfluß auf die Gebildeten, auf die Leiter und Führer des Volkes, welche er durch seine hinreißende Sprache, die der bezaubernde Ausdruck seines idealen Gedankenfluges war, zu gewinnen wußte. Dadurch verschaffte er dem „schweizerischen Republikaner" einen überwiegenden Einfluß auf die Publizistik, was ihm manche stille Anerkennung erwarb, die ihn für viele Unbilden entschädigte. So schrieb ihm z. B. Fellenberg, es werde derselbe im Kanton Bern wie ein eidg. Katechismus betrachtet, und Niederer, es fasse derselbe die liberalen Interessen der Eidgenossenschaft am reinsten auf, woraus hervorgeht, daß der Republikaner eine bedeutende Verbreitung in der ganzen Schweiz fand, weil er eben nicht bloß ein Organ für die freisinnige Partei des Kantons Zürich, sondern vielmehr ein solches für die des Gesammtvaterlandes war. Hieraus erklärt es sich auch, daß der Republikaner einen bestimmenden Einfluß auf die Behörden ausübte; denn oft hat L. Snell unmittelbar vor der Entscheidung einer Frage durch einen „Schlagartikel", wie er diese nannte, dieselbe nach seiner prinzipiellen Auffassung herbeigeführt.

In Anerkennung seiner unbestreitbaren Verdienste um die Regeneration des Kantons Zürich schenkte ihm im November 1831 die Gemeinde Küsnach das Bürgerrecht und der Regierungsrath im Juni 1832, in besonderer Berücksichtigung seiner Thätigkeit für das Erziehungswesen, das Ehrenbürgerrecht des Kantons. Gleichzeitig wurde er auch von seiner neuen Heimatgemeinde an der Stelle seines demissionirenden Freundes Dr. Sträuli in den Großen Rath gewählt. Für diesen Wirkungskreis fehlte ihm freilich das so nothwendige rhetorische Talent und ein durchdringendes Organ; er sprach daher selten und nur in wichtigen Prinzipienfragen; bei solchen Anläßen begab sich aber selbst alt Bürgermeister Reinhard in dessen Nähe, um ihn besser verstehen zu können, was am schlagendsten

die Aufmerksamkeit beweist, die seinen Vorträgen geschenkt wurde.

Aus den mannigfaltigen Fragen, denen L. Snell als Redaktor des Republikaners eine besondere Aufmerksamkeit schenkte, heben wir zunächst außer den Verfassungskämpfen in Schwyz und Neuenburg vorzüglich die Baslerfrage hervor. Nachdem im Januar 1831 die Obersten Wieland und Vischer den mangelhaft organisirten Widerstand der Landschaft durch eine erbitterte Soldateska gebrochen hatten und die Mitglieder der provisorischen Regierung des Landvolks von der frommen Geldaristokratie geächtet waren, fand sich auf der Namensliste derselben, die an das badische Oberamt Lörrach zum Behufe ihrer Einfangung gesandt wurde, sonderbarer Weise auch L. Snell, und zwar mit der ausdrücklichen Zusage einer Prämie von fl. 200 für den Einfänger desselben. Hatte er schon bisher durch seine Rathschläge die Basellandschäftler in ihren Emanzipationsbestrebungen unterstützt, so geschah dies von jenem Zeitpunkte an in noch höherem Grade, indem er durch seine Donnerartikel im Republikaner den Terrorismus der Basler Regierung offen enthüllte und dadurch die ganze Aufmerksamkeit der schweizerischen Reformpartei fortwährend auf diesen Mittelpunkt der Reaktion lenkte. Da die Bauern der Landschaft am Tage der Spionerie von Seite der Beamten ausgesetzt waren, so lasen sie bei Nacht in geheimen Zusammenkünften die Blätter ihres eidg. Katechismus, durch welchen schon frühe die Trennung von der rachebrütenden Stadt angeregt wurde.

Als diese vorbereitet war, kam L. Snell gerade in jenen Tagen des August, die in den Annalen der Geschichte Basels durch die schmählichsten Pöbelauftritte vor den Wohnungen Singeisens, Troxlers und seines Bruders Wilhelm gekennzeichnet sind, zu letzterem, wurde aber sofort von der Polizeidirektion angewiesen, den Kanton in Zeit von 24 Stunden zu verlassen. Nachdem jedoch am 21. August die Basler

Todtenköpfler von den Landschäftlern zurückgeschlagen worden waren, erwachte in ihm neuerdings der Gedanke, mit Hülfe der anwesenden Freischaaren eine Revision des Bundesvertrages auszuwirken; allein die Zeiten hatten sich geändert. Bald langten eidgenössische Truppen an, welche die Insurgenten, wie die Kämpfer der Landschaft von der Tagsatzung genannt wurden, zur Niederlegung der Waffen zwangen, durch welche sie so eben ihre Freiheit und Selbständigkeit sich errungen hatten; die von L. Snell verfaßte „Erklärung an das gesammte Volk der freien Eidgenossenschaft vor der Landschaft Basel" *) verhallte wirkungslos. Von da an führte er im Republikaner für die Trennung das schwerste Geschütz ins Feld, indem er die traurigen Irrgänge, in welche sich die Tagsatzung durch die Transaktionsvorschläge der gemäßigten Partei gegenüber einer unverbesserlichen Aristokratie verlor, schonungslos geißelte und dagegen die konsequente Durchführung einer prinzipiell volksthümlichen Politik entwickelte. Eifriger als je wurde daher der Republikaner auf der Landschaft trotz postamtlicher Chikanen und polizeilicher Aufsicht im Geheimen verbreitet und gelesen; auch auf die Instruktionen der freisinnigen großen Räthe und auf die kommenden Tagsatzungsverhandlungen übte er einen entscheidenden Einfluß aus, weßhalb von da an die Trennungsfrage eine immer größere Popularität erlangte.

Nachdem nun die Stadt Basel im März 1832 durch Zurückziehung der Beamten selbst eine provisorische Trennung herbeigeführt hatte, entwickelte sich auf der Landschaft ein neues konstitutionelles Leben. Da aber die Tagsatzung für gut fand, diesen Aufschwung durch eidg. Landvögte zu kontrolliren, so regte L. Snell auf der helvetischen Gesellschaft in Richtersweil am 23. Mai eine Adresse an dieselbe an, um dieser ihr Erstaunen und ihren Schmerz über die ge-

*) Erschienen in Sursee, 1831.

faßten Beschlüsse und über die getroffenen Wahlen auszusprechen. Diese, von L. Snell verfaßte Adresse, welche auf der Tagsatzung unter andern auch von Baumgartner warm unterstützt worden war, gab der ganzen Bewegung in der Angelegenheit von Baselland eine andere Wendung, indem selbst die Tagsatzung nach neuen fruchtlosen Vermittlungsversuchen am 5. Oktober die partielle Trennung anerkennen mußte. Die Landschaft, auf welcher nun ein neues republikanisches Staats- und Gemeindeleben um so herrlicher und schöner aufblühte, je gespannter und drückender die Verhältnisse waren, unter denen dasselbe sich entwickeln mußte, ehrte die Verdienste L. Snells um die Gründung ihres Gemeinwesens dadurch, daß sie ihm im März 1833 das Ehrenbürgerrecht ertheilte.

Schon beim Ausbruche der Wirren in Basel, Schwyz und Neuenburg erkannte L. Snell in denselben die Wiege der werdenden Reaktionspartei, die zur Sammlung der entmuthigten und niedergeworfenen Aristokratie aufgepflanzte Fahne. Statt nun im Geiste eines neuen Bundes durch schnelles Einschreiten dort den Grundsätzen der Volkssouveränetät und Rechtsgleichheit Bahn zu brechen, begnügte sich zuerst die liberale Partei in schüchterner Jungfräulichkeit und unendlicher Gutmüthigkeit mit wohlgemeinten Lehren, bewirkte aber dadurch nur, daß die Aristokratie sich die Tagsatzung zum Kampfplatz auserwählte, auf welchem sich alle reaktionären Elemente zur festgeschlossenen Phalanx gegen die Regeneration organisirten. Es war daher durchaus nothwendig, daß, um letztere zu retten, die liberalen Regierungen eine sichere Stütze im Volke suchten, und eine solche fanden sie auch in den „Schutzvereinen.“ Nur diese konnten die neue Ordnung gegen die Reaktion aufrecht erhalten und den Behörden als Stützpunkte für die Staatsverwaltung dienen; so waren diese Vereine ein Bedürfniß der Zeit und ohne deren Schöpfung hätte sich die politische Reform in der Schweiz nicht halten können. In L. Snell fanden sie daher stets einen warmen Vertheidiger

und eifrigen Beförderer, der in ihnen das einzige Mittel erblickte, um das Volksleben von den aristokratischen Elementen, welche sich seit 300 Jahren in dasselbe eingenistet hatten, zu reinigen und das Volk mehr und mehr für ein freies Staatsleben zu erziehen.

Bei der Begründung und Ausbildung der Schutzvereine im Kanton Zürich seit dem Februar 1832 unterstützte L. Snell daher nach Kräften seine Freunde Oberrichter W. Füßli und Staatsanwalt Ulrich, und mit Freuden begrüßte er die Retirade der hemmenden aristokratischen Opposition im Regierungsrath, indem von da an das „Bauernregiment", wie die neue, durchaus freisinnige Regierung von der Stadtaristokratie fortan genannt wurde, die Fundamente legen konnte, auf denen die gegenwärtige Größe Zürichs beruht. Im Oktober wurde von den Abgeordneten sämmtlicher schweizerischen Schutzvereine in Schinznach die Oberleitung derselben einem zürcherischen Zentralkomite, bestehend aus W. Füßli, L. Snell und Dr. Geßner, übertragen, und gerade durch diesen belebenden Mittelpunkt blühten die patriotischen Gesellschaften am schönsten auf. Bei dem Brande von Uster am 22. November, da unter andern auch L. Snell vor dem versammelten Volke über die Mittel zur Erreichung einer besseren Bundesverfassung sprechen wollte, wurde den Liberalen die hohe Bedeutung der Schutzvereine erst recht klar, ohne jedoch schon in den zum Himmel emporlodernden Flammen die Zeichen der später blutig einherschreitenden aristokratischen Reaktion zu erkennen.

Erblickte auch L. Snell in dem im März abgeschlossenen Siebenerkonkordat eine wirksame Garantie für die regenerirten Kantonsverfassungen, so waren seine Hauptbestrebungen in Verbindung mit seinen politischen Freunden doch fortwährend darauf gerichtet, durch die ins Leben getretenen Schutzvereine eine Revision des Bundesvertrages zu veranlassen. Er verfaßte zu diesem Ende die von W. Füßli der Tagsatzung eingereichte und mit 9819 Unterschriften aus dem Kanton Zürich

bedeckte Adresse vom 9. Juli *); er beleuchtete ausführlich im schweizerischen Republikaner den von einer Tagsatzungskommission ausgegangenen Entwurf einer neuen Bundesurkunde, welche Bezeichnung gewählt wurde, um weder die Anhänger eines Bundesstaates, die nichts von einem Bundesvertrag, noch diejenigen des Staatenbundes, die nichts von einer Bundesverfassung wissen wollten, zu erbittern; er verfaßte eine neue, mit 4000 Unterschriften aus dem Kanton Zürich versehene Adresse an die außerordentliche Frühlings-Tagsatzung von 1833, in welcher er im Gegensatze zu den föderalistischen Bestrebungen kantonaler Interessen auf Anerkennung der Grundsätze der Volkssouveränetät und Rechtsgleichheit, der Preßfreiheit und freien Niederlassung, auf Erweiterung der Befugnisse des Bundesgerichtes, Revision des Bundesvertrages durch einen eidg. Verfassungsrath nach sechs Jahren und Abstimmung des Volks über Annahme oder Verwerfung der neuen Bundesurkunde hinwirkte. Diese Adresse verfaßte er freilich nach seiner eigenen Erklärung **) nicht aus Hoffnung auf großen Erfolg, sondern aus Pflicht, alles zu versuchen, um Prinzipien den Sieg zu verschaffen.

Der von der genannten außerordentlichen Tagsatzung in Zürich revidirte Entwurf einer Bundesurkunde war der einzig mögliche, welcher, um die Schweiz aus den Banden des 1815er Bundes zu retten, nach der damaligen Lage der Dinge und nach der Beschaffenheit der Instruktionen geboten werden konnte; machte derselbe auch Rückschritte in der zentralisirenden Richtung, so gewährte er doch wieder die Vortheile einer Revision nach sechs Jahren, einer freieren Niederlassung und einer besseren Sicherung der Preßfreiheit. L. Snell erklärte sich wie alle zürcherischen Liberalen mit Entschiedenheit für den neuen Bund und kämpfte zu wiederholten Malen im Republi-

*) S. Beilage 2.

**) S. schweiz. Republ. Nr. 46 von 1833.

kaner für dessen Annahme, wie denn auch W. Füßli die Schutzvereine ermunterte, für dieselbe zu wirken; denn er hielt mit seinen Freunden den Gedanken fest, daß, da, wie vorauszusehen, die Zeit für einen eidg. Verfassungsrath vorüber und von weiteren Berathungen der Tagsatzung nichts Besseres zu erwarten war, mit der Verwerfung des Entwurfs der Sieg des 1815ner Bundes entschieden sei, daß durch denselben ein erster Fortschritt in einem bisher unbeweglichen Gebiete gemacht werde und daß, so unvollkommen derselbe auch noch sei, doch das Mangelhafte nach sechs Jahren durch eine Revision verbessert werden könne. *) Hätte man diesen Entwurf angenommen, so wäre der Schweiz auch aller spätere Reaktionsunfug erspart und schon 1839 eine bessere Bundesverfassung geschaffen worden. Dies voraussehend arbeiteten auch die Aristokratie und der Ultramontanismus an der Verwerfung desselben; die Volksabstimmung im Kanton Luzern vom 7. Juli war das Werk dieser unheilvollen Allianz, welche fortan die Regeneration zu untergraben oder wenigstens in ihrer Fortentwicklung zu hemmen suchte.

In diesem gefahrvollen Zeitpunkte, da der Sarnerbund, ermuthigt durch die Niederlage der Liberalen in Luzern, durch die Besetzung von Küßnacht am 21. Juli durch Oberst Abyberg und durch den Ausfall der Basler vom 3. August unter Oberst Vischer den schon längst entworfenen, allgemeinen Reaktionsplan ausführen wollte, entwickelte das Zentralkomite der eidgenössischen Schutzvereine in Zürich eine rege Thätigkeit. Allerdings bewies der eidg. Vorort Zürich unter der Leitung von Bürger-

---

*) Baumgartner thut daher L. Snell Unrecht, wenn er in seiner neuesten Geschichte der Schweiz Bd. I pag. 368 sagt: „L. Snell, einer der radikalen Führer im Kanton Zürich, schloß sich der Opposition ebenfalls an," d. h. der von Troxler und seiner Schule, die an der Idee eines durch einen eidgenössischen Verfassungsrath ins Leben zu rufenden Bundesstaates festhielt.

meister Heß in diesen verhängnißvollen Tagen eine Energie, welche weder die Häupter der Reaktion noch die Gesandten des Auslandes erwartet hatten. Allein die Tagsatzung mußte erst aus ihrer Lethargie aufgerüttelt werden durch die entschiedene Stimme der Schutzvereine, welche, falls jene sich zur Unterdrückung und Auflösung des Sarnerbundes unfähig zeigen sollte, bereit waren, durch zahlreiche Freischaarenzüge diesen Zweck zu erreichen. In dem hiedurch bewirkten energischen Auftreten der Tagsatzung, welche durch einen raschen Feldzug die Reaktion vernichtete, erblickte L. Snell und mit ihm die gesammte radikale Partei, welche namentlich in Bern unter der Leitung der Gebrüder Schnell eine kräftige Stütze besaß, eine glückliche Vorbedeutung für die sofortige Schöpfung eines neuen Bundes durch einen eidgenössischen Verfassungsrath und hierin bestand auch das Hauptbegehren der von dem Zentralkomite der Schutzvereine am 25. August veranstalteten großen Plattenversammlung. Allein die Tagsatzung, die in diesem Augenblicke über 20,000 Mann Truppen gebot, begnügte sich nur mit der Regeneration von Schwyz und mit der von den Radikalen geforderten Trennung des Kantons Basel, und ließ mithin den günstigsten Moment für die Einführung einer volksthümlichen Bundesverfassung unbenützt vorübergehen, weßhalb im Bundesleben alles wieder in die alten Geleise zurücksank. Selbst der große Rath von Zürich verlor auf kurze Zeit den Muth für eine neue Bundesschöpfung, indem derselbe am 20. Dezember nach dem Antrage Bürgermeister Hirzels im Sinne des juste milieu sich nur im Allgemeinen für eine Bundesrevision aussprach, während Doct. Keller, D. Ulrich, W. Füßli und L. Snell auf eine solche durch einen eidgenössischen Verfassungsrath drangen.

In diesem Augenblicke, wo Zürich die bedeutungsvollste Stellung in der Eidgenossenschaft einnahm, hatte dasselbe auch bereits den Grund zu allen den ihm eigenthümlichen Kulturschöpfungen in Staat, Kirche und Schule gelegt. Für die

Durchführung dieser Reformen besaß die liberale Partei ebenfalls ihr Hauptorgan in dem schweizerischen Republikaner. In diesem fanden alle Kulturfragen, welche in Zürich gelöst wurden, eine grundsätzliche Erörterung, so die Aufhebung des Chorherrenstiftes, die Abtragung der Schanzen, der Verkauf der Domänen, die Verwendung des Direktorialfonds; für das Volksschulwesen kämpfte L. Snell mit unerschütterlicher Prinzipientreue, führte in mehrern Fragen die Entscheidung in seinem Sinne herbei, so in der Schöpfung der Schulsynode, in der Verlegung des Seminars nach Küsnach, in der Verwerfung eines mit demselben zu verbindenden Konviktes; von dem Erziehungsrathe erhielt er auch den ehrenvollen Auftrag, neben den Professoren Fäsi in Zürich und Usteri in Bern die Organisation der höhern Lehranstalten, der Kantons- und Hochschule zu begutachten, ebenso die ehrenvolle Berufung an letztere zum außerordentlichen Professor für Geschichte; er las vorzüglich über die Hauptsysteme der alten Philosophie und zuletzt noch über die philosophische Entwicklung der Prinzipien der regenerirten Kantonsverfassungen.

So hatte sich L. Snell durch eine Wirksamkeit, wegen welcher er sich der freiwilligen Verbannung aus seinem Vaterlande unterziehen mußte, um seinen Idealen nicht untreu zu werden, eine neue Heimat erworben und ein weites Feld segensreicher Thätigkeit bereitet. Die schöpfungsreichsten Jahre derselben verlebte er in Zürich; voll Liebe und Freudigkeit wirkte er hier in einem Kreise von ausgezeichneten Männern, wie Keller, Ulrich, Heß, Hirzel, Füßli, Scherr, Nägeli, Schultheß, Weiß u. A., die alle mit Begeisterung an dem Aufbau ihres mit Recht bewunderten Staates arbeiteten und von ihnen erhielt er auch alle Beweise des unbedingten Vertrauens und der vollen Anerkennung seines rastlosen Fleißes. Viele betrachteten ihn und zwar nicht ohne Grund als das eigentliche Triebrad aller bedeutenden politischen Handlungen in der Schweiz und insbesondere im Kanton Zürich. Bald

überwand er auch, wenigstens bei den Gebildeten, denn der Masse des Volkes stand er ferner, in seiner Person beinahe ganz das Vorurtheil, welches man in der Schweiz gegen die Fremden hegt. Man achtete in ihm, wegen seiner einfachen und anspruchslosen Lebensweise, wegen seiner Sittenreinheit und Prunklosigkeit, wegen seiner freundschaftlichen Rath- und Hülfeleistung, wegen seiner konsequenten und beharrlichen Kämpfe für Freiheit und Unabhängigkeit, für Recht und Humanität, das Vorbild und Muster eines ächten Republikaners.

Nachdem L. Snell den Sommer von 1831 theils bei dem Grafen Benzel-Sternau, theils bei seinem Freunde Dr. Sträuli zugebracht hatte, siedelte er im Herbst nach Zürich über, wo er sich seine Wohnung in dem Gesellschaftshaus zur Platte, der vielbesprochenen Versammlungs- und Werkstätte der Radikalen, auswählte. Hier weilte er mit wenigen Unterbrechungen bis zu seinem Weggange nach Bern im Herbst 1834. Dieser Aufenthalt, den auch sein Bruder Wilhelm während des Jahres von 1833 auf 1834, da er als Professor an der Universität von Zürich wirkte, sich auserkor, gewährte ihm die genußreichsten Tage seines Lebens. Hier, wo die freundlichen und herrlichen Umgebungen von dem Himmel selbst die heitere Weihe eines Musensitzes empfangen zu haben scheinen, verlebten die Häupter der zürcherischen Reformpartei in traulichem Kreise ihre abendlichen Erholungsstunden. Da war jeder konventionelle Zwang verschwunden; neben dem Tagsatzungsgesandten, Regierungsrath, Oberrichter und Professor saßen der Zimmermann, der Fabrikant, der Dreher und der Färber gemüthlich bei ihrer Portion Rebensaft. Da herrschte unter dem Gesetze einer veredelten Lebenssitte ein ächt republikanischer Austausch von Ideen und Ansichten und in durchaus freier Weise wurde hier alles besprochen, was auf die verschiedenen Sphären des Lebens, auf die manigfaltigen Tagesereignisse und auf die reformatorischen Bestrebungen Bezug hatte. Dieser Gesellschaftszirkel war daher nicht ohne bedeutenden Einfluß

auf die zürcherischen Behörden, ja selbst auf die Tagsatzung und der Zauber, den derselbe bot, war natürlich um so größer, als in jener Zeit, da die rege politische Begeisterung in dem ununterbrochenen Kampfe der Parteien durch die ganze Schweiz eine stete Anregung erhielt, gerade Zürich der Zentralpunkt aller liberalen Bewegungen war und die genialsten Vertreter derselben besaß.

Alle freisinnigen Staatsmänner und Gelehrten der Schweiz besuchten während ihres Aufenthaltes in Zürich, die einen mehr, die andern weniger regelmäßig, die Plattengesellschaft, deren eigentlicher Stammgast L. Snell war. Hier war daher auch aller Reiz vereinigt, den die höchste wissenschaftliche Bildung, die reichste Lebenserfahrung, der trefflichste Witz, die heiterste Laune, die regste Phantasie und die kühnste Inspiration in freundschaftlicher Mittheilung gewähren können. Wer das Bild dieses ganz offenen Gesellschaftskreises treu in sich bewahrt hat, der wird eingestehen müssen, daß nur höchst selten, in der Schweiz nie ein Verein einen solchen Zauber besaß wie der Plattenverein, und daß er nie wieder, wie ein Tagherr sich ausdrückte, die olympischen Stunden auf der Platte gefunden habe. Jüngere Männer, die berufen waren, bald in irgend einer Richtung des öffentlichen Lebens zu wirken, betraten deßhalb auch immer, wenn sie zum ersten Mal in die Plattengesellschaft eingeführt wurden, das Lokal derselben nicht ohne geheime Ehrfurcht gleich einem Heiligthum, in dem durch hochherzige Gesinnung nur Großes und Edles geschaffen würde.

Die gehobene Seelenstimmung, in welcher damals L. Snell arbeitete, erkennt man am deutlichsten aus folgendem Briefe an seinen alten Vater.

Lieber Vater!

Mit großem Vergnügen habe ich gehört, daß Sie immer ebenso gesund sind als vor einigen Jahren. Längst schon hätte ich Ihnen darüber meine Freude ausgedrückt; aber ich verschob den Brief von Tag

zu Tag. Damit nun nicht abermals der Abend erscheine, ohne daß er geschrieben ist, habe ich diese angenehme Arbeit zu meinem ersten Geschäfte an einem hellen, stillen, wunderschönen Herbstmorgen gemacht. Von meiner Höhenwohnung aus erblicke ich vor mir den See mit seinen zauberischen Ufern, jenseits die dunkle Gebirgskette des Albis und links die Alpen, die ihre weißen Häupter wie eine unwandelbare Stoa über das Völkergetümmel von Europa erheben. Nie dachte ich so lebhaft an die glücklichen Tage unserer an schuldlosen Freuden so reichen Kinderwelt, an die Spiele auf dem Herenkirchhof und an die schönen Spaziergänge, die Fritz und ich mit Ihnen in jenen herrlichen Wäldern machten. Welch eine wunderbare Reihe von sonderbaren Schicksalen liegt zwischen jenen friedlichen Tagen und dem heutigen Tage! Das alles liegt wie ein Traum hinter mir und oft frage ich mich, ob sich diese wunderlichen Lebenswechsel auch wirklich ereignet haben oder ein bloßes Spiel der Phantasie seien? Je widriger mir größtentheils die Erinnerungen an jenes Chari-vari des Schicksals sind, desto theurer sind mir die Andenken an die stille, gemüthreiche Welt in Idstein. Einige ihrer früheren Programme liegen immer auf meinem Tische und daneben steht eine Schachtel mit einer Rose, welche ich vor einigen Jahren auf dem Grabe unserer Mutter pflückte.

Nachdem mich das Schicksal mehr als einmal in die Gewässer des Unglücks geworfen hatte, ich aber immer wieder ans Land schwamm, sitze ich jetzt in Zürich und helfe als Mitglied des großen Rathes Gesetze für den Kanton und mittelbar für die ganze Schweiz machen. Dabei habe ich mir durch meine Schriften einen namhaften Ruf in der Schweiz erworben. Die ars bene et apte scribendi und die ideale Lebensrichtung waren die Mittel, mit denen ich bis hieher kam, das omnia mea mecum porto des Bias; und auch dieses verdanke ich Ihnen. Wie manchen, der nichts besaß als pure Gelehrsamkeit, sah ich in den Stürmen des Lebens untergehen! Bündel gelehrter Notizen in Kuhhäute genäht, wie J. Paul solche Menschen nennt, kommen nicht weit.

Gott erhalte Ihre Gesundheit! Die Abendsonne Ihres thatenreichen Lebens ist schön; die Wolken sind vorübergezogen und der Himmel hat dennoch am Ende gesegnet, was Sie gepflanzt haben.

Auf der Platte bei Zürich, den 12. Oktober 1833.

In unendlicher Liebe Ihr treuer Sohn Dr. L. Snell.

Es war dies wol einer der letzten Briefe an den theuern Vater; denn schon im folgenden Jahre bedeckte ein kühler Rasenhügel in Wiesbaden das Grab des ehrwürdigen Greisen und erhob sich 1836 dem unvergeßlichen Lehrer ein schönes Denkmal, gegründet von dessen dankbaren Schülern.

Die Konflikte der liberalen Regierungen von Bern, Aargau, Luzern und St. Gallen mit der römischen Pfaffenpartei, ganz vorzüglich aber die Verwerfung der neuen Bundesurkunde durch das Volk von Luzern, welche durch die gleiche Partei veranlaßt wurde, mußte selbst den gutmüthigsten Liberalen die Augen über die Gefahren öffnen, welche der Regeneration von Seite des Ultramontanismus drohten; denn da letzterer weder mit der politischen noch bürgerlichen Freiheit, noch mit der Wissenschaft und Kultur überhaupt sich befreundet, so mußte der Kampf der verjüngten Freistaaten sich nicht bloß auf die Abwehr hierarchischer Eingriffe in die Rechte des Staates erstrecken, sondern insbesondere auch den Verdummungs- und Verfinsterungstendenzen des römischen Systems entgegen treten. Es ist schon früher angedeutet worden, daß L. Snell seit seinem Aufenthalte in der Schweiz namentlich auf diese Bestrebungen, auf den Kampf zwischen dem Liberalismus und Ultramontanismus seine Aufmerksamkeit konzentrirte. Eine Frucht dieser Studien, die schon theilweise in Basel zur Reife gedieh, bildet seine „dokumentirte pragmatische Erzählung der neueren kirchlichen Veränderungen, sowie der progressiven Usurpationen der römischen Kurie in der katholischen Schweiz bis 1830“ *).

---

*) Erschienen in Sursee 1833. Eine neue Auflage dieses Werkes erschien in Mannheim bei Bassermann in der „pragmatischen Erzählung der kirchlichen Ereignisse in der katholischen Schweiz“ und zwar von Anfang bis zur Helvetik im I. Bd. von Dr. Ch. W. Glück 1849, die Helvetik, Mediation und Restauration im II. Bd. von Dr. L. Snell 1850 und die Reformperiode im III. Bd. von Dr. Henne 1851.

Die hohe Bedeutung und das große Interesse, welche diese Arbeit zur Zeit ihrer Veröffentlichung hatte, ergibt sich am deutlichsten aus dem Geschrei, welches die ganze ultramontane Presse über dieselbe erhob. Der ehemalige Professor der Theologie zu Luzern, der bekannte Chorherr Franz Geiger, lieferte in einer besondern Broschüre eine Widerlegung vom mittelalterlich-hierarchischen Standpunkte aus und die katholische Kirchenzeitung von Luzern denunzirte den Verfasser dem Nuntius und dem gesammten, in der Schweiz residirenden diplomatischen Korps als Atheist, Iluminat und Revolutionär. Solche Ausfälle von der römischen Pfaffenpartei sind erklärlich, da L. Snell zum ersten Male in der genannten Schrift nicht nur die Zerstörung der alten Bisthumsverhältnisse, die Errichtung neuer Bischofsstühle auf der Treppe des Vatikans, sondern zugleich das ganze dunkle Treiben und fanatische Wühlen der römischen Kurie in der Schweiz von 1813—1830 ans Licht der Oeffentlichkeit brachte oder wie Prof. Escher in Zürich in der N. Z. Ztg. sich ausdrückte, zum ersten Male die verderblichen Pläne des Ultramontanismus in der Schweiz offen enthüllte; weßhalb auch Niederer die Arbeit in der App. Ztg. eine geistige That nannte. Die Wirkung derselben auf das Leben war so unmittelbar, daß der Verfasser von vielen aufgeklärten Katholiken schriftliche Dankbezeugungen, aus dem Kt. Aargau eine förmliche Dankadresse, mit Oberst Fetzer an der Spitze der Unterschriften, erhielt.

Die rachdurstige Verfolgung durch die bischöfliche Kurie von St. Gallen im Frühjahr 1833, welcher der freisinnige Priester Aloys Fuchs von Rappersweil erlag, der Tod des Fürstbischofs Karl Rudolf von St. Gallen-Chur im Oktbr., durch welchen eine Reorganisation dieses monströsen Doppelbisthums möglich gemacht wurde, führten im Januar 1834 die katholische Reformpartei zum Abschlusse der Badener Konferenz-Artikel, welche die Grundlage für ein gemeinsames katholisches Staatskirchenrecht der Schweiz bildeten. Selbst Zürich

schloß sich diesen Bestrebungen auf den Antrag L. Snells an, indem er von dem richtigen Gesichtspunkte ausging, daß im Hinblicke auf die einheitliche Leitung aller ultramontanen Kräfte unter der Nuntiatur und auf die paritätische Bevölkerung der meisten Kantone auch die reformirte Schweiz den liberalen Katholizismus in seinem Kampf gegen den Ultramontanismus unterstützen müsse. Auf die einzelnen staatskirchenrechtlichen Bestimmungen, wie solche durch die Badener-Konferenz festgesetzt wurden, war außer der von Christoph Fuchs besorgten Herausgabe der Schrift des Felix Balthasar von Luzern von 1768 „über die Rechte der alten Eidgenossen in Kirchensachen" die oben genannte Arbeit L. Snells von bedeutendem Einfluß, indem er darin einerseits geschichtlich nachwies, in welchen Punkten die Regierungen bei der Abschließung von Konkordaten über die kirchlichen Verhältnisse gefehlt, anderseits aufmerksam machte, was die liberalen Katholiken anzustreben haben, nämlich Wiederherstellung des Metropolitanverbandes durch Errichtung eines schweizerischen Nationalbisthums auf den Grundsätzen des kanonischen Episkopalsystems, Verminderung und Unterwerfung der Klöster unter die Landesbischöfe, Aufhebung der Nuntiatur und Entfernung der Jesuiten. Aber auch auf die genaue Ausmittlung und endliche Festsetzung der Badener Konferenz-Artikel hatte L. Snell direkte einen größeren Einfluß ausgeübt als der nachherige Apostat Ch. Fuchs; so hatte er namentlich besondern Antheil an der Abfassung der „Erklärung und Vertheidigung der Badener-Konferenz-Artikel,*) welche den besten Aufschluß über das Wesen und die Bedeutung derselben ertheilen.

Gerieth die regenerirte Eidgenossenschaft durch Aufstellung der Badener Konferenz-Artikel in unheilvolle Verwicklungen mit der römischen Kurie, so erhoben sich auch gleichzeitig durch einen Akt der Menschlichkeit in der Aufnahme unglücklicher

*) Erschienen in Luzern 1835.

Flüchtlinge und durch das Mißgeschick des Savoyerzuges, den man mit Recht einen großen, an der Schweiz verübten Betrug nennen kann, Konflikte mit den absolutistischen Kabineten, durch welche die begonnene Nationalentwicklung für lange Zeit unterbrochen wurde. Als im April 1833 eine militärisch organisirte Schaar von polnischen Freiheitshelden, wahrscheinlich durch agents provocateurs verführt, in den freibergischen Aemtern des Kantons Bern anlangte, da empfahl dieselben L. Snell im schweizerischen Republikaner mit der ergreifenden Sprache einer ungewöhnlichen Theilnahme der öffentlichen Sympathie, wodurch er sich ihr unbedingtes Zutrauen erwarb. Der polnische Offizier Lelewel, der bei der außerordentlichen Tagsatzung in Zürich das Gesuch um eidgenössisches Asyl und eidgenössische Unterstützung vortrug, machte ihm deßhalb auch als Geheimniß die Mittheilung, daß seine Landsleute von den Gebrüdern Schnell in Bern aufgefordert worden seien, die Regierung von Neuenburg durch einen bewaffneten Ueberfall zu stürzen und fragte ihn in dieser Beziehung um seinen Rath. L. Snell überzeugte ihn jedoch, daß die Polen bei der ausgesprochenen Hinneigung der auswärtigen Diplomatie zu den Sarnerständen durch einen solchen Gewaltstreich der gesammten regenerirten Schweiz und sich selbst nur Unheil bereiten würden und forderte von ihm das bestimmte Versprechen, welches er auch gab, daß er seine Kameraden von dem unseligen Gedanken abbringen wolle und fügte überdies hinzu, daß er nur unter dieser Bedingung das Geheimniß bewahren könne. Der Pole hielt Wort und der Plan wurde aufgegeben.

Nachdem Bern ein Jahr lang großmüthig die Heldenschaar beherbergt und unterstützt hatte, machte dieselbe im Februar 1834, verleitet von italienischen und deutschen Propagandisten, die Expedition nach Savoyen, welche, längst den auswärtigen Mächten verrathen, ein klägliches Ende nahm. Umsonst hatte L. Snell von dem tollkühnen Unternehmen im Stillen abge-

rathen, weil er die kommenden Verwicklungen mit dem Auslande voraussah. Nur zu bald traten diese auch ein; in vier aufeinanderfolgenden Notensendungen, von denen die letzte am 20. Juni eintraf, verlangten die absolutistischen Kabinete Oestreich, Preußen und Rußland nicht bloß die Wegweisung aller beim Savoyerzuge betheiligten, sondern auch die aller deutschen Flüchtlinge, welche auf direkte oder indirekte Weise die Ruhe der Nachbarstaaten stören; überdies schleuderten sie ihren Bannstrahl gegen das Vereinsrecht und die Preßfreiheit, überhaupt gegen die Grundsätze der regenerirten Kantonsverfassungen und drohten, falls den Forderungen nicht sogleich entsprochen werde, mit einer sofortigen allgemeinen Gränzsperre. Die Behandlung dieses Konfliktes führte die erste, in ihren weitern Folgen höchst bedauerliche Spaltung unter den Liberalen Zürichs und der gesammten Schweiz herbei.

Wol erkannte die Nationalpartei, die ihr Hauptorgan in dem schweizerischen Republikaner besaß, durch den Savoyerzug seien das erste völkerrechtliche Prinzip zwischen Staaten, die im Friedenszustande leben, nicht minder aber auch die der Schweiz eigenthümliche, auf ihrer äußeren Naturlage und der Richtung ihres Volkslebens sich stützende Neutralität verletzt worden, die bei der Expedition betheiligten Flüchtlinge haben mithin das Asylrecht verwirkt und die Schweiz sei auch Garantien dafür schuldig, daß der Friede anderer Staaten durch dasselbe nicht verletzt werde. Da aber L. Snell mit Rücksicht auf die angedeutete Unterredung mit Lelewel in den Polen nur Verführte erblickte, so empfahl er aus Sympathie für das Heldenvolk eine milde und schonende Behandlung desselben, indem er seinen Mitbürgern zu Gemüthe führte:

„Gesetzt das Schwert eines Unterjochers hätte Euch aus euerm schönen Alpenlande verjagt, Eure Kinder wären in die Eisfelder des Nordens getrieben, Eure Weiber einsam der Verzweiflung preisgegeben und das freie Schweizerland in die grauenvolle Nacht des Despotismus gehüllt worden — vielleicht würdet Ihr unter stillen Thränen auf fremder

Erde das Brod verzehren, das Euch die Barmherzigkeit reichte; vielleicht aber, wenn ein kühnerer Sinn in Euch wohnte, mit Begeisterung zur That schreiten, um einen Pfeiler des Despotengewölbes, das auch Euer Vaterland umnachtete, zu stürzen, wenn die Hoffnung, durch diese That Euer Vaterland wieder frei zu machen, sei es auch aus weiter Ferne, zu Euch herüber leuchtete. Es wäre das freilich ein Wagestück der Verzweiflung; aber was würdet Ihr zu dem sagen, der deßhalb den Stab über Euern sittlichen Werth brechen wollte? Das ist der Fluch, der auf jeder Entweihung der Menschenwürde in einem Volke ruht: die Glieder des gemordeten Volkes irren wie Rachegeister umher und heischen Sühne gegen einen solchen Frevel an den Gesetzen der sittlichen Weltordnung und fordern ihre ewigen Rechte zurück, die in den Sternen geschrieben stehen." *)

Hinsichtlich der dem Auslande zu ertheilenden Garantien hielt L. Snell strenge daran fest, daß nur solche gegeben werden, welche mit den Institutionen und den Grundsätzen der Verfassungen in der Schweiz im Einklang stehen, daß mithin diese, wo das Völkerrecht zur Sprache komme, gleiche Ansprüche wie die mächtigsten Staaten habe, daß die ganze Würde der kleinen Republik nur in dem strengen Festhalten an der Heiligkeit des Rechts beruhe und daß insbesondere die innere Freiheit ein Trugbild sei, wenn sie nicht mit der entschlossenen Behauptung des Rechts gegen äußere Anmaßungen Hand in Hand gehe. Von diesem Standpunkte aus verlangte die Nationalpartei, daß jede Forderung des Auslandes, welche dem öffentlichen Rechte der Schweiz widerspreche, energisch zurückgewiesen und daß namentlich das einem jeden unabhängigen Staate zustehende Recht gewahrt werden solle, in jedem einzelnen Falle über die in Frage stehenden Wegweisungen von Flüchtlingen selbständig und nach eigener Prüfung der für ein diesfälliges Begehren angeführten Gründe zu entscheiden.

Im Gegensatz hiezu entschied sich der vorörtliche Staats-

*) S. schweiz. Republikaner Nr. 16 von 1834.

rath von Zürich, in welchem Bürgermeister Hirzel mit der Partei der Furchtsamen, die in der Diplomatie nie besondere Stärke zu entwickeln im Stande sind, das Uebergewicht besaß, für eine den Kabineten möglichst entsprechende Antwort. Die allgewaltige Furcht vor der angedrohten Sperre beherrschte auch die Handelswelt so sehr, daß der große Rath in seinen Sitzungen vom 22. und 23. Juni jene im Sinne des Bombelles-Hirzelschen Nachgiebigkeitssystems abgefaßte Antwort genehmigte; umsonst kämpfte die radikale Minderheit, an deren Spitze Dr. Keller, J. J. Heß, D. Ulrich, Füßli, Schultheß und L. Snell standen, für ein energisches Auftreten, und führte letzterer insbesondere den Gedanken aus, daß die feindselige Haltung der auswärtigen Mächte ihren Grund nicht in dem Savoyerhandel, sondern in den freisinnigen Institutionen der Schweiz habe, welche dieselben allmälig zu untergraben suchen. Nochmals erhob die Nationalpartei im Juli während des eidgenössischen Schützenfestes in Zürich laut und kräftig ihre Stimme und sprach am Schlusse desselben zur Vertheidigung der Nationalrechte eine Volksversammlung im Kräuel unter der Leitung von Homberger, Henne, Niederer, Troxler, Weingart, L. und W. Snell im Namen des Volkes ihre Mißbilligung über die vorörtliche Antwort aus. Diese Stimmen verhallten jedoch wirkungslos, und sie hatten nur das Gute, der Diplomatie zu zeigen, daß auch die Partei des Widerstandes nicht unbedeutend sei. Am 22. Juli genehmigte die Tagsatzung mit 15 Stimmen jene Antwort; nur Bern und Luzern erklärten durch Tscharner und Dr. Kas. Pfyffer: „Da die Tagsatzung nicht geruht hat, die Würde und Ehre der gesammten Eidgenossenschaft gegen die in den Noten der fremden Mächte enthaltenen kränkenden Ausdrücke und Zumuthungen in Schutz zu nehmen, so wollen wenigstens Bern und Luzern ihre Würde und Ehre bestens gewahrt wissen."

Mit Besorgniß sah L. Snell die durch den unglücklichen Savoyerzug veranlaßten Verwicklungen mit dem Auslande

und die dadurch eintretenden Schwierigkeiten für den Redaktor eines radikalen Blattes voraus; auch schmerzten ihn im Bewußtsein der Reinheit seiner Gesinnung und seines Strebens Vorwürfe von Seite der gemäßigten Liberalen, wie: „er hat den Haß der Aristokraten auf sich geladen, er mag ihn genießen, denn es ist seine Schuld, er ist doch zu schroff", oder „er kann gehen, wohin er will; man ist um Redaktoren nicht verlegen und bedarf überhaupt keines Fremden". Dies veranlaßte ihn, den schweizerischen Republikaner, der mit Neujahr 1834 sein Eigenthum geworden, schon im Frühling wieder vertragsgemäß an die Aktiengesellschaft zurückzugeben, welche dann in Oberrichter Füßli einen Redaktor fand, der das Organ der liberalen Partei im Geiste seines befreundeten Vorgängers fortführte, um so mehr, da beide fortwährend mit einander in reger Korrespondenz standen und letzterer, so lange das Blatt existirte, sehr fleißig Artikel und Mittheilungen für dasselbe besorgte. Die unbegreifliche Kälte, mit welcher die verführten Polen nach dem Savoyerzuge von Zürich behandelt wurden, erfüllte L. Snell auch ebensosehr mit Unwillen, als er den Edelmuth Berns bewunderte, das jene flüchtigen Helden immer noch in Schutz nahm. Tiefer noch kränkte ihn Bürgermeister Hirzels Schwäche gegenüber den fremden Noten und die Niederlage, welche er und seine Freunde im großen Rathe erlitten hatten; dieser Stimmung entquoll seine im August erschienene Schrift „das an der Eidgenossenschaft verletzte Völkerrecht" *). Dagegen erblickte er in Bern, das, wie bereits angedeutet, an der Spitze derjenigen Kantone stand, welche den Anmaßungen des Auslandes entschieden entgegen traten, den „moralischen Vorort" der Schweiz.

So viele Neigungen L. Snell auch an den Kanton Zürich fesselten, so war sein Streben doch nie auf einen einzelnen Kanton beschränkt, sondern immer auf das Wohl der ganzen

*) Zürich, 1834.

Eidgenossenschaft gerichtet. Es kann daher nicht auffallen, wenn er mit dieser Gesinnung und mit dem Glauben, Bern sei der Sitz aller großen Nationalideen, die man dort nur mit Wärme verfechten dürfe, um ihnen den Sieg zu verschaffen, den Ruf an die dortige neue Hochschule vom 14. August annahm. Er hoffte, dort für die gemeinsamen schweizerischen Interessen mehr leisten zu können als in Zürich; dies und kein ökonomisches Interesse — denn hier stand er sich in dieser Beziehung besser — war das Motiv seines Wegganges nach Bern. Seine Freunde in Zürich sahen diesen Schritt ungern; doch opponirten ihm Bürgermeister Heß, Dr. Keller, D. Ulrich und W. Füßli, die durch die Notengeschichte ebenfalls erbittert waren, nicht sehr stark, indem sie unverholen äußerten, er werde in Bern mit Wohlwollen und Vertrauen empfangen und finde dort einen durchaus empfänglichen Boden für eine nationale Wirksamkeit. Ein Anderer dagegen schrieb ihm die vielsagenden Worte: „Nimm Dich in Acht! In Zürich sind die Aristokraten humaner, als in Bern die Liberalen.“ Mochten auch viele Anhänger Hirzels über seinen Entschluß lächeln, so faßte dieser ihn doch, obschon sie damals politische Gegner waren, bei einem Zusammentreffen auf einem Spaziergang freundlich an der Hand und sagte theilnehmend: „Bleiben Sie bei uns! Wir, Zürcher, widerstehen nicht immer; aber wir stehen doch immer wieder auf.“ Diese und ähnliche Aeußerungen hätten L. Snell wankend gemacht, wenn es nicht zu spät gewesen wäre; denn er hatte den Ruf bereits angenommen.

Wol kannte L. Snell die durchaus undemokratischen Grundsätze der Verfassung von Bern; wol wußte er, wie weit dieses in seiner inneren Reform noch hinter Zürich zurückstand; wol hatte er die niedere Kulturstufe des Volkes während eines sechswöchentlichen Aufenthaltes in Hofwyl beobachtet, indem er von Fellenberg ersucht wurde, öffentlich seine auf eine persönliche Untersuchung gestützte Ansicht über dessen Streit mit

dem Seminardirektor Langhans in Münchenbuchsee auszusprechen. Gleichwol schloß er aus verschiedenen Umständen, daß in Bern ein noch bildungsfähiges Feld für eine vollständige Durchführung der in Zürich im Aufblühen begriffenen Reformen und eine thatkräftige, für eine wahrhaft volksthümliche Gestaltung des Staatslebens begeisterte Regierung zu finden sei. Wie in Zürich, so erwartete er auch in Bern einen großen Einfluß für die Durchführung seiner Ideen von der Fortsetzung der publizistischen Thätigkeit, wofür er besonders von den Gebrüdern Schnell und dem Schultheißen v. Tavel aufgemuntert wurde. Er hoffte, daß es ihm gelingen werde, um die liberale Regierung dieses mächtigen und einflußreichen Kantons, der damals durch seinen Widerstand gegen die fremden Noten die Augen aller Patrioten auf sich gezogen hatte und für die Jahre 1835 und 1836 die vorörtliche Leitung der Eidgenossenschaft erhielt, die Nationalpartei der ganzen Schweiz vereinigen und dadurch die Idee einer Verbindung der schweizerischen Völkerschaften für eine Bundesreform verwirklichen zu können. Und diese Hoffnung war im Hinblicke auf die Stellung, welche Bern im Sommer 1834 einnahm, eine durchaus gerechtfertigte.

Einen für seine Ideen über Volksbildung und Volkswohlfahrt empfänglichen Mann besaß L. Snell in seinem Freunde Fellenberg. Daß auch die Erziehungsdirektion unter Neuhaus auf seine Ansichten über die Organisation des Volksschulwesens eingehen werde, glaubte er um so mehr schließen zu dürfen, als dieselbe in Folge seiner Schrift „ein pädagogisches Urtheil über die von Herrn Langhans geführte Direktion des Hofwyler Normalkursus im Jahre 1832" *)

---

*) Erschienen in Zürich 1833. Ueber diese Schrift müssen folgende Bemerkungen gemacht werden. L. Snell wollte durch sein Urtheil dem edeln Charakter des Hrn. Langhans nicht Abbruch thun. Im Hinblick auf die bereits damals glänzend hervortretenden Leistungen Scherrs

letzteren von seiner Stellung als Seminardirektor entließ, als dieselbe auch im Mai 1834 ihn mit dem Auftrage beehrte, den Entwurf eines Gesetzes über die Primarschulen ihres Kantons zu begutachten. Die größte Hoffnung für die Verwirklichung eines demokratischen Kulturstaates hegte er aber von der neu gegründeten Hochschule, für welche auch sein Bruder Wilhelm gewonnen war. Letzterer hatte es bereits durchgesetzt, daß den Studenten für die Aufnahme eine Maturitätsprüfung erlassen wurde, indem er mit Recht zu sagen pflegte, die Söhne der Bauern müssen Regierungsräthe und Richter werden und Prozesse führen können, wenn die Freiheit eine Wahrheit werden soll. Nur durch diese Bestimmung konnte auch die Stadtaristokratie, welche von jeher in den Bildungsanstalten der Stadt ein Uebergewicht besessen hatte, auf dauernde Weise gebrochen werden. Unter diesen Verhältnissen bestand der Kreis der Studenten, welche die rechtswissenschaftlichen Vorträge der Gebrüder Snell besuchten, meistens aus einer frischen, allerdings ziemlich unkultivirten, aber fleißigen und meistens talentvollen, für jede Bildung empfänglichen und strebsamen Mannschaft aus dem Bauernstande. Mit Sicherheit konnten daher die beiden Brüder hoffen, nicht nur durch ihre publizistische Thätigkeit, sondern mehr noch durch ihre Lehrvorträge bildend und reformirend für das Leben und den Staat zu wirken, in einem für die Grundsätze der 30ger Regeneration begeisterten, jungen Geschlechte von Staatsmännern und Juristen die wahren Träger der verfassungsmäßigen Rechte des Volkes und eines freien und fortschreitenden Staatslebens heranzubilden. *)

---

als Seminardirektor in Küsnach, die er aus eigener Anschauung kannte, sprach er demselben nur die Fähigkeit ab, Gleiches wie dieser leisten zu können. In Rücksicht auf dessen treffliche Haltung bei Anlaß der Aufhebung des grunholzerschen Seminars bedauerte er lebhaft, in jenen Streit verwickelt worden zu sein.

*) S. Wilhelm Snells Leben und Wirken, Bern 1851, p. 32 u. s. f.

So groß die Hoffnungen waren, die sich L. Snell von seiner Wirksamkeit in Bern versprach, so bitter waren die Enttäuschungen, die bald nach seiner Uebersiedelung eintraten. Es hatten nämlich Oestreich und die übrigen süddeutschen Staaten wegen des am 27. Juli in der Nähe von Bern stattgefundenen Steinhölzlifestes, das offenbar, weil der berüchtigte Lessing, ein preußischer Spion, unter den Urhebern erscheint, provozirt worden war, um der dortigen Regierung Verlegenheiten zu bereiten, am 13. Oktober den diplomatischen Verkehr mit dieser abgebrochen. Und Louis Philipp, der gekrönte Bourgeois, hatte schon längst die freisinnigen Schöpfungen, die sich aus der glorreichen Erhebung der französischen Nation in den Julitagen zu entbinden strebten, eskamotirt und war nur darauf bedacht, den östlichen Kabineten Beweise seiner Anhänglichkeit an den Absolutismus zu geben. Dazu hatte er sich die Schweiz auserwählt, die er aus Gefälligkeit gegen dieselben, sobald er es mit Sicherheit thun konnte, nicht weniger durchhudelte, als sie es schon gethan hatten. Graf von Rümigny, der französische Gesandte, war ein trefflicher Vertreter der zweideutigen Rolle, welche Louis Philipp spielte. Indem er den Liberalen erheuchelte, wußte er sich die einflußreichen Männer von Bern unbedingt zu gewinnen, führte sie aber nach und nach von einer Verlegenheit zur andern, aus einer Verwicklung in eine andere und ließ sie jedesmal, wenn er ihnen helfen sollte, im Stich. In seiner bedrängten Lage nahm nun der Schultheiß von Tscharner seine Zuflucht zu dem Grafen von Rümigny, bei dem er unter Abbitte wegen der Steinhölzligeschichte guten Rath holte, welcher dahin ging, in einem Memorandum nach Paris und Wien sich nochmals in beruhigendem Sinne auszusprechen.

Von diesem Zeitpunkte an spielte die Regierung von Bern eine ebenso zweideutige Rolle als diejenige von Frankreich; sie mußte der Denkschrift durch verschiedene Maßregeln eine günstige Aufnahme auswirken und der Nationalpartei den angetretenen

Rückzug verheimlichen. Von dieser wurde der Kampf in dem schweiz. Republikaner eröffnet, der gegen Ende Oktober das von der Berner Regierung erlassene Verbot der Handwerkerversammlungen scharf rügte, worauf „Helvetus", Hans Schnell, im „Volksfreund" auf sehr derbe Weise über die deutschen Professoren, Querköpfe und Windbeutel herfiel. Diesen Angriff beleuchtet folgende Rechtfertigung L. Snells an Regierungsrath Dr. Karl Schnell.

Verehrter Herr Regierungsrath!

Gestern wurde mir von glaubwürdiger Seite her versichert, der Artikel in dem Volksfreund, der gegen den Republikaner gerichtet war, rühre von Ihrem Herrn Bruder her und was die Hauptsache ist, er greife mich und meinen Bruder an, weil Ihr Herr Bruder von dem Glauben ausgegangen sei, wir seien die Verfasser des gedachten Artikels im Repblkr.

Obschon ich dieser Mittheilung noch nicht unbedingten Glauben schenken will, so beeile ich mich dennoch, sogleich ein Mißverständniß zu heben, das in seinen Folgen nur immer bedenklicher werden müßte, im Falle jene Mittheilung gegründet und Ihr Herr Bruder wirklich von jener Voraussetzung ausgegangen wäre. Sie werden in diesem Schritte die Handlungsweise, wie sie einem Manne geziemt, erkennen.

Als Mann von Ehre versichere ich Sie, daß weder ich noch mein Bruder Verfasser jenes Artikels im Repblkr. sind und wir sind bereit, öffentlich die Redaktion dieses Blattes aufzufordern, ihre Erklärung darüber abzugeben. Als jener Artikel im Repblkr. und die Entgegnung darauf im Volksfreund hier Aufsehen machten und man hin und wieder von Professoren sprach, welche Urheber jenes Artikels sein sollten, schrieb ich, zweifelnd, daß irgend einer der neu angestellten Professoren ihn geschrieben habe, aber nicht von Ferne ahnend, daß man mich oder meinen Bruder in Verdacht habe, sogleich an Dr. Kombst*) und bat ihn, soweit die Redaktionsnormen es erlaubten, mir die gewünschten Eröffnungen zu machen, weil der Verdacht, als sei ein hiesiger Professor in der Sache betheiligt, nur schädlich wirken könne. Er antwortete mir, daß fraglicher Artikel von keinem Professor der Hochschule

*) Er war kurze Zeit Redaktor des Republikaners.

herrühre, daß ihm die thatsächlichen Umstände von einer andern Seite her kommunizirt worden, das Raisonnement aber aus seiner Feder geflossen sei. Diese Eröffnung sprach ich dann sogleich an mehreren Orten öffentlich aus. *)

Diesem füge ich bei: Mein Bruder hat mehrmals kleine Artikel in den Repblkr. eingerückt, aber nur in Betreff der neuen Anordnungen an der Hochschule und hat Ihnen stets die gebührende Anerkennung gezollt. Was mich betrifft, so versichere ich Sie abermals auf meine Ehre, daß ich mit Ausnahme einer kurzen Empfehlung von meines Freundes Bornhauser neuester Schrift **) in dem Beobachter ***) seit Monaten nicht eine Silbe weder in den Repblkr. noch in andere Blätter geschrieben habe. Gerne hätte ich, seitdem ich hier bin, meine Ansichten über die gegenwärtige traurige Zeit in Berner Blättern ausgesprochen: aber sogleich bei meiner Ankunft wurden mir von dem Erziehungsdepartement zwei höchst schwierige und verwickelte Gutachten †) übertragen, die meine ganze Zeit in Beschlag nahmen und die ich um so mehr mit aller Gründlichkeit abzufassen bemüht war, als ich in diesen Aufträgen Beweise eines Vertrauens erblickte, die mich doppelt freuen mußten, weil ich schon in Zürich ein Gutachten über den neuen Entwurf des Primarschulgesetzes ausgestellt hatte. Erst gestern hatte ich zum ersten Mal seit Monaten auf dringendes Gesuch meiner Freunde die Feder über politische Gegenstände ergriffen und dem Beobachter einen Artikel zugesandt, aber ehe mir die schmerzliche Mittheilung wurde, die ich im Eingange dieses Briefes erwähnte. Im bittern Gefühle des Unmuthes habe ich heute Morgen der Redaktion den Wunsch ausgedrückt, den Artikel zu supprimiren, wenn er noch nicht gesetzt sei; war er schon gesetzt und erscheint in der nächsten Nummer, so ist das seit Monaten das Erste, was ich über Politik schrieb.

Endlich hätte doch die leichteste Vergleichung des Tons, in dem ich stets von dem Stande Bern im Repblkr. sprach, wenn ich auch in ein-

---

*) S. hiezu schweiz. Repblkr. Nr. 88 von 1834.

**) „Schweizerbart und Treuherz."

***) Organ der Berner Nationalpartei.

†) „Ueber die Anträge der Badener-Konferenz" und „über die streitige Domprobst-Wahl in Solothurn", welche Gutachten L. Snell anfangs November beendigt hatte.

zelnen Fällen anderer Meinung war, mit der schneidenden Härte in jenem Artikel, es hätte das Vertrauen in den nie verläugneten Charakter bewährter Männer, es hätte die offen zutrauensvolle Gesinnung, die ich und mein Bruder unabänderlich gegen Sie und Ihren Herrn Bruder bewiesen haben, einen gerechten Zweifel gegen falsche Angebereien hervorrufen und zu einer kordaten Anfrage führen sollen, ehe die Feder ergriffen und in der Stunde der Leidenschaft die tiefe schmerzliche Wunde versetzt wurde. Es ist das die bitterste Kränkung, die ich in meinem Leben erfahren habe. Alle unwürdigen Angriffe der Aristokraten habe ich leicht verschmerzt, weil ich von der Seite nichts Anderes erwarten konnte. Aber nach Jahre langer hingebender Anstrengung für die eidgenössischen Interessen mit dem Bewußtsein des redlichsten Willens und Strebens von einem Manne, dem ich und mein Bruder stets die größte Hochachtung erwiesen haben, in einem Augenblicke, wo ich halbe Nächte hindurch arbeitete, um meinen Eifer für das Beste der Republik zu bethätigen, eine solche Behandlung zu erfahren, das ist eine Prüfung, die, mit Würde zu bestehen, schwerer ist, als die schwersten Schläge des äußern Schicksals. Als ich von Zürich abreiste, rief mir beim Scheiden mein Freund, Bürgermeister Heß, die Worte zu: „Du wirst in Bern überall offenes Vertrauen finden.“ In diesem Glauben fing ich an freudig zu arbeiten; aber — man hat mir einen Schwamm, mit Essig getränkt, geboten.

Derjenige, welcher mir die schmerzliche Mittheilung gemacht hat, bemerkte zugleich, Ihr Herr Bruder stehe in dem Glauben, als habe mein Bruder seinen Charakter angetastet. Mein Bruder ist abwesend; er wird, wenn er zurückkommt, mit seiner bekannten Offenheit, die Zunge der Verläumdung, die Ihren Herr Bruder getäuscht hat, zum Verstummen bringen. Ich begnüge mich zu sagen, daß ich und mein Bruder, wenn je in unserer Gegenwart ein Glied Ihrer Familie angetastet wurde, stets die größte Entrüstung darüber ausgesprochen haben — in Zürich und in Bern. Die Zukunft wird richten, welche Ihre wahren Freunde sind und welche sich den Schein davon geben.

Nehmen Sie, verehrter Mann, diese Zeilen auf in dem Geiste, in welchem sie geschrieben sind. Ist die traurige Mittheilung, die mir gemacht wurde, falsch, so werden Sie die Offenheit, mit der ich mich an Sie wandte, achten. Ist sie wahr: so überlassen Sie mir den Schmerz, ich werde auch diesen bittern Kelch zu trinken wissen; Ihrem Herrn

Bruder überlasse ich dann den Schmerz, Männer, die er so oft seine Freunde nannte, ebenso grausam als unverdient beleidigt zu haben. Möge er, was er in jenem Aufsatze sagte, vor Gott dem Allmächtigen verantworten!

Oeffentlich werde ich schweigen, weil ich Rache für unedel und wo sie dem gemeinen Besten schadet, für Pflichtvergessenheit halte; es müßten denn Umstände eintreten, wo Schweigen Schande wäre.

In bekannter Hochachtung und unveränderlichem Vertrauen

Bern, den 7. Nov. 1834.

der Ihrige Doct. L. Snell.

Nach dieser biedern und offenen Erklärung nannte Regierungsrath Dr. K. Schnell in einer nichtssagenden Antwort den Flüchtling Rauschenblatt, den Helvetus im Auge gehabt habe. Durch die immer heftiger und leidenschaftlicher werdenden Ausfälle des Burgdorfer Volksfreundes und dessen entschiedene Unterwerfung unter den französischen Einfluß, welche durch dessen Erklärung, „daß ihn die französische Dreifärbigkeit gar nicht erschrecken würde, wenn sie auf dem Stifte zu Bern wehte", eine bestimmt ausgesprochene Bestätigung erhielt, mußte gleich von Anfang an die freie und selbständige Stellung der neuen Universität gefährdet werden; denn die damals allmächtige Partei der Schnelle wollte in dieser nur einen Stützpunkt für ihre Herrschaft haben; sie verhehlte es auch gar nicht, daß sie dieselbe nur als politische Maschine für ihr System ansehe und ließ durch den Rathsschreiber Stapfer, einen Neffen der Schnelle, bei einem von ihm veranstalteten Nachtessen den Professoren, die sich mit der schweizerischen Politik beschäftigt hatten, besonders den Gebrüder Snell und Troxler, offen ankündigen, daß das Schicksal der Hochschule davon abhange, ob sie das von jener Partei aufgestellte System unterstütze oder nicht. Von einer Pflegestätte der Wissenschaften hatte allerdings Neuhaus eine andere Ansicht, wie seine Rede bei der Eröffnung der Universität am 15. November bewies; er sah sehr gut den großen Gewinn ein, den sie dem Kanton

durch eine wissenschaftliche Kultur der Jugend bringen mußte; allein auch er konnte sich bei seiner französischen Bildung nicht ganz von der Idee einer politischen Bevormundung derselben durch die Regierung los machen. Trotz dieser regierungsräthlichen Einflüsse behauptete die neue Anstalt in den hervorragenderen Lehrern W. und L. Snell, Siebenpfeiffer, Herzog, Troxler und Kortüm ihre wissenschaftliche Unabhängigkeit und Würde und gerade deßhalb nahm dieselbe in dem bevorstehenden Kampfe eine ehrenvolle Stellung ein.

Eine unheimliche Stimmung bemächtigte sich der Nationalpartei, als das Memorandum vom 21. November öffentlich bekannt gemacht wurde, weil in demselben in schlau versteckter Weise eine vollständige Einwilligung in den Tagsatzungsbeschluß vom 22. Juli ausgesprochen war, indem im Gegensatze zu der damals von Tscharner im Namen des Standes Bern unterzeichneten Erklärung in der Denkschrift keine Rede mehr davon war, daß derselbe auf dem Untersuchungsrecht in Reklamationsfällen beharre und gegen jede weitere Forderung protestire. Aus dem Notenwechsel, der sich seit der Erlassung des Memorandums entwickelte, ergab sich ganz klar, daß die Tscharner-Schnellsche Partei in ihrer äußern Politik sich ganz durch den Grafen von Rümigny beherrschen ließ. Diese erhielt auch spottweise nur den Namen „Purzelbaumpolitik", d. h. die Politik des Pudels, der vor dem hingehaltenen Stocke Purzelbäume macht oder die Politik der Schnelle, die damals behaupteten, wenn L. Philipp es verlange, so müssen die Großräthe sammt und sonders Purzelbäume die Treppe hinaufschlagen. Mit dieser Nachgiebigkeit gegen Außen erfolgte auch eine Aenderung in der inneren Politik Berns, indem dasselbe nach den Winken Frankreichs eine Revision der Bundesverfassung durch einen eidgenössischen Verfassungsrath in dem Augenblicke, wo St. Gallen am 11. Nov. und Zürich am 17. Dez. für einen solchen instruirten, dadurch verhinderte, daß es Forderungen stellte, die nicht erfüllt werden konnten.

Aus dem eben mitgetheilten Briefe ersieht man, daß L. Snell im Anfang die freundschaftlichen Verhältnisse, in denen er bisher zu den Gebrüder Schnell gestanden war, nicht abbrechen, sondern vielmehr aufrecht zu erhalten suchte, freilich nicht, indem er sich ihren Ansichten unbedingt unterordnete, sondern seine freie Ueberzeugung und seine unabhängige Stellung behaupten wollte. Indessen als er sah, daß die äußere Politik dieser Machthaber bald in das angedeutete heillose System der Schwäche gegen die Zumuthungen Rümignys überging; als ihm aus den Unterredungen mit Staatsschreiber Stapfer über die Stellung der neuen Hochschule klar wurde, daß man in dieser nicht eine Bürgschaft für eine edlere politische und soziale Entwicklung des Kantons, sondern vielmehr eine Stütze für die bestehende Emmenthaler Dorfmagnatenherrschaft suchte, daß diese Herrschaft, getragen und gehalten durch die Burgdorfer Schnelle und deren Strohmann Tscharner, nur an die Stelle der früheren Patrizier-Aristokratie getreten war und gar nicht daran dachte, die demokratischen Prinzipien in der Verfassung organisch zu entwickeln; als er den schmählichen Meinungsterrorismus gewahr wurde, durch welchen diese neuen Matadore die republikanischen Prinzipien in ihren Grundfesten erschütterten und die Demokratie zu einem Scheinleben der Lüge stempelten: — da trat ihm die bittere Wahrheit ins Bewußtsein, daß er nicht mehr in Zürich sei und daß in Bern eine andere Luft herrsche als dort. Anfangs verschloß er den niederschlagenden Unmuth in seinem Gemüthe und eröffnete denselben nur in Briefen an seine Freunde Bürgermeister Heß, Füßli und Bornhauser, denen er die ganze Sachlage offen mittheilte und seine tiefe Reue über das Aufgeben seiner Verhältnisse in Zürich ausdrückte, wodurch er seine schöne Laufbahn in der Schweiz in gewisser Hinsicht verdorben habe. Noch beseelte ihn aber die Hoffnung, in der ihn auch die genannten Freunde bestärkten, daß es ihm gelingen werde, durch seine einflußreiche Feder der von Bern

eingeschlagenen Politik eine andere Wendung zu geben und eine Ausgleichung und Aenderung in den Ansichten zu bewirken; er wich jedoch Tavels Vorschlägen, ein Blatt für das System der Regierung zu schreiben, was, wie ihm nun deutlich wurde, der eigentliche Zweck seiner Berufung nach Bern war, jedesmal aus. Er eröffnete dagegen in dem „schweizerischen Beobachter" und in dem „schweizerischen Republikaner" anfänglich eine sehr mäßige Opposition, welche allmälig schärfer wurde. Der „Burgdorfer Volksfreund" antwortete nur mit den gemeinsten Rohheiten und Invektiven gegen die Fremden, die Tollköpfe und die deutschen Professoren.

Nach der nichtssagenden vorörtlichen Antwort vom 13. Januar 1835 auf die Neujahrsnoten von Oestreich und dessen befreundete Staaten entschloß sich L. Snell, die äußere und innere Politik der Schnelle in ihrer ganzen Schwäche zu entlarven; er war dabei auf jedes Opfer gefaßt; denn diese Partei beherrschte, den edeln Kasthofer ausgenommen, die ganze Regierung und durch diese den großen Rath; selbst Tavel, Neuhaus und Kohler, welche einer nationaleren Politik huldigten, mußten sich vor ihrer Macht beugen. Er enthüllte in klaren und deutlichen Zügen, in bestimmten und scharfen Umrissen das von der Burgdorferpartei befolgte System des Despotismus im Innern und der Kriecherei gegen das Ausland in drei Artikeln im schweizerischen Republikaner, „die Parteien in Bern" *) und zwar in der Absicht, durch eine offene Darlegung der Sachlage allen freisinnigen Eidgenossen, insbesondere allen denkenden Bernern die Folgen jener Politik vor die Augen zu führen. Der Volksfreund entgegnete jedoch in seiner gewohnten Manier nur mit Verdächtigungen. Im Hinblicke auf die in diesem Zeitpunkte in dem östreichischen Beobachter und der allgemeinen Zeitung erschienenen, offiziö-

*) S. Nr. 9, 10 und 11 vom 30. Januar und 3. und 6. Februar von 1835.

sen Artikel von Wien und Paris, nach welchen diese beiden Kabinete sich dahin verständigt hatten, dem Radikalismus in der Schweiz ein Ende zu machen, die Schöpfung einer neuen Bundesverfassung zu hindern, den Kanton Bern zur Genugthuung wegen der Steinhölzligeschichte und den Vorort Bern zur unbedingten Anerkennung des Tagsatzungsbeschlusses vom 22. Juli 1834 zu zwingen, versuchte L. Snell, aufgemuntert von seinen Freunden in Zürich, namentlich von Bürgermeister Heß, eine Ausgleichung der Burgdorfer Partei mit den aufrichtigen Radikalen und Nationalen zu bewirken. Es ergibt sich dies aus folgendem bedeutungsvollen Briefe an Hans Schnell.

Hochgeehrter Herr!

Als offener Mann habe ich im verflossenen Herbst, als ich sah, daß Sie von irrigen Voraussetzungen in Betreff meiner politischen Grundsätze und Gesinnungen ausgingen, mich gegen Ihren Hrn. Bruder erklärt, weil mir diese Voraussetzungen um so schmerzlicher waren, je theurer jedem Biedermann ein freundschaftliches Verhältniß mit Männern sein muß, mit denen er eine gemeinsame, mühevolle Laufbahn für einen edeln Zweck durchwandert hat. Leider hat mein Schreiben seine Absicht nicht erreicht. Ich erkläre Ihnen daher abermals als offener Mann, daß Ihr Glaube, als mißkenne ich Ihre und Ihrer Freunde große Verdienste um den Kanton Bern und die ganze Schweiz — Ihr Glaube, als wolle ich Sie oder die Regierung von Bern verdächtigen und herabsetzen — Ihr Glaube endlich, als gehe ich und überhaupt die ganze Nationalpartei mit einer Revolution, einer Propaganda, Umsturz der einzelnen Regierungen und Kantone u. s. f. um, auf einem absoluten Irrthum beruht. Schwerlich hat sich ein geborner Schweizer so energisch gegen die Theilnehmer am Savoyerzug, wo allerdings eine Propaganda im Spiele war, und alles Aehnliche erklärt, wie ich. Das sind Thatsachen, die allen meinen Freunden bekannt sind. Es ist ferner Thatsache, wie entschieden ich mich im Republikaner, so lang ich ihn redigirte, gegen jede revolutionäre Umgestaltung des Bundes ausgesprochen habe und ich habe auch keine Ursache zu glauben, daß der Republikaner jetzt anderer Meinung sei, weßhalb derselbe und ich vielfache Angriffe von andern Blättern zu bestehen hatten. Sollten nach dieser Aufklärung

unsere Ansichten über die innere Regeneration der Schweiz wirklich im Ernste von einander abweichen? Oder ist man gegen den Nationalverein, den man Centraljunta nennt, so liegt ein gänzlicher Irrthum über das Faktum zum Grund. Dieser in Zofingen gegründete Nationalverein, zu dem ich noch gar nicht einmal gehöre, hat leider auch noch gar keine gemeinsame Handlung ausgeübt. Sollte er dazu kommen, so würde er gewiß diese zu rechtfertigen wissen. In Betreff der äußern Politik der Schweiz habe ich eine andere Meinung als Sie, welche Meinungsverschiedenheit indessen durch die letzten Entschließungen des Wienerhofes sich leicht ausgleichen dürfte. Auf keinen Fall aber hätte ich gedacht, daß eine Verschiedenheit der Meinungen solche persönlichen Angriffe gegen mich hervorrufen könnte, wie schon seit langem der Volksfreund sie enthält. Ich versichere Sie, daß ich mir in keinem öffentlichen Blatte gegen Sie und Ihre Freunde dergleichen Invektiven erlaubt habe. Um mir später keinen Vorwurf machen zu müssen, erkläre ich mich auch jetzt noch zu einer Verständigung bereit; sehe aber voraus, daß diese nicht schriftlich, sondern mündlich geschehen müsse. Ihnen muß ich es überlassen, die Gründe, worauf sich dieses freundschaftliche Anerbieten stützt, leidenschaftslos zu prüfen und zu beherzigen.

In Erwartung Ihrer Antwort verbleibe ich

mit Hochachtung

Bern, den 7. Februar 1835.

Dr. Lud. Snell.

Von Burgdorf aus erklärte sich Hans Schnell für eine persönliche Besprechung in Bern bereit. Um diese Zeit berief die Regierung auf den 16. Februar den großen Rath ein. Zu den oben genannten Enthüllungen über die Verständigung zwischen Wien und Paris gesellten sich noch verschiedene öffentliche Nachrichten über ein kriegerisches Vorgehen der süddeutschen Staaten. In diesem Augenblicke, da der Anzeichen feindseliger Schritte von Seite des Auslandes so manche vorhanden waren, stellte Kasthofer mit 27 andern Großrathsmitgliedern am 20. Februar die Motion: vom Regierungsrath Bericht über die Lage des Vaterlandes und Vorlage aller diplomatischen Aktenstücke zu fordern, mit dem weitern Antrage, es wolle der große Rath hinsichtlich aller Verhältnisse zum Auslande

Beschluß fassen. Die Berathung der Motion wurde auf den 2. März festgesetzt. Unter diesen Verhältnissen suchte L. Snell die persönliche Besprechung mit Hans Schnell zu beschleunigen, um vor der Berathung der Motion die vorbereitete Verständigung zwischen der nationalen und der Burgdorfer Partei auszuwirken. Diesem Wunsche entsprang nachstehender unvollendete Brief an Regierungsrath Dr. Karl Schnell.

Hochgeehrter Herr Regierungsrath!

Ich habe vernommen, daß Sie mich abermals im Verdacht der Wühlerei haben; im Verdacht, als rühre die dem gr. Rathe in diesen Tagen eingegebene Motion von mir her. Ich halte es für meine Pflicht, mich sogleich offen gegen eine solche Imputation auszusprechen; das gebietet mir die Achtung gegen mich selbst, indem ich zu Anschuldigungen von Handlungen, die unter den Begriff der Wühlereien fallen, unmöglich länger schweigen kann; dasselbe gebietet mir die Achtung gegen jene Männer, welche die Urheber jener Motion sind, indem ich einen Vorwurf nicht unberücksichtigt lassen darf, der, wenn er unwidersprochen bliebe, höchst achtungswerthe Bürger in die Kategorie von Werkzeugen herabsetzen würde.

Von jener Motion habe ich erst kurze Zeit, bevor sie dem großen Rathe eingegeben wurde, nachdem sie vorberathen, abgefaßt und unterzeichnet war, Kenntniß erhalten und zwar zufällig von einigen Landgroßräthen, die ich bei einer Abendgesellschaft im Adler antraf und sonst wenig kenne. Einer derselben drückte den Wunsch aus, daß diese Motion eine ruhige, leidenschaftslose Diskussion veranlassen und keine bittern Konflikte über die Vergangenheit hervorrufen möge. Ich billigte diese sehr richtige Bemerkung und schrieb in dem gleichen Sinne einige Aufsätzchen in den „schweiz. Beobachter."

Sie ersehen aus dieser Mittheilung, daß ich selbst von der Existenz dieser Motion nichts wußte, bis sie vollkommen zur Eingabe an den großen Rath gereift war. In demselben Fall ist mein Bruder. Ich hoffe, Sie werden als redlicher Mann diese Notiz benutzen, um ein mir zugefügtes Unrecht wieder gut zu machen.

Ich ergreife diese Veranlassung, um über den speziellen Fall hinaus mir eine allgemeine Bemerkung zu erlauben. Ich habe nie, seitdem ich in Bern bin, mich mit sogenannten Umtrieben abgegeben, nie

eine Motion, einen Antrag u. dgl. zu veranlassen gesucht, was man auch darüber Grundloses gesagt haben mag. Nur das Recht, öffentlich meine Meinung auszusprechen, habe ich ausgeübt und dieses Recht der freien Presse wird man wol keinem Schweizerbürger verkümmern wollen. Auch hier bin ich übrigens durchaus meinem Charakter treu geblieben; ich habe mir keine persönlichen Angriffe erlaubt, achtungswerthe Männer nicht beleidigt. Diese Rücksicht habe ich aber nicht gefunden und nun werden Sie mir erlauben, mich einmal im Allgemeinen über meine hiesige Lage auszusprechen.

Das innige freundschaftliche Verhältniß, in welchem ich sowol als mein Bruder mit Ihnen und Ihren Freunden lebte, meine unzweifelhafte treue Anhänglichkeit an die Eidgenossenschaft und in engerm Kreise an den Kanton Bern hätte wahrlich ein Beweggrund sein sollen, nicht bei etwa entstandenem Argwohn sogleich mit schonungsloser Härte Urtheile zu fällen, wodurch man in Gefahr war, schreiende Ungerechtigkeiten zu begehen und sie wirklich begangen hat. Eine freundschaftliche Verständigung würde sogleich allen Irrthum verscheucht haben. Ein Mann, der nie seinen Charakter verläugnet und über den längst das Tribunal der öffentlichen Meinung sein Urtheil gefällt hat, durfte wahrlich eine andere Behandlungsweise erwarten, als ich sie hier gefunden habe; er durfte erwarten, daß man aus Achtung gegen seine noch nie zweifelhaft gewordene Gesinnung Verschiedenheiten in Meinungen nicht zu Verbrechen stempeln und zur Gewalt provoziren würde.

Ich sage das alles nicht, um zu erbittern; das glauben Sie nicht. Freilich hat mir das alles äußerst wehe gethan und ich müßte stumpfsinnig sein, wenn es nicht der Fall gewesen wäre; auch kann ich ruhig auf die Zeit vertrauen, wo die leidenschaftslose Anschauung der Dinge eintreten wird; wer sich der Reinheit des Strebens bewußt ist wie ich, kann immer an die Zukunft appelliren. Aber noch etwas Anderes lag mir und liegt mir fortdauernd am Herzen. Ich sehe die Zeit mit Riesenschritten herannahen, wo von außen her die gefährlichsten Einwirkungen auf die Schweiz stattfinden werden; die Zeit, wo die Reaktionspartei das Volk durch die korrosivsten Mittel bearbeiten wird. Meine Hoffnung in diesem bevorstehenden Kampfe ist im Allgemeinen gering; das gestehe ich Ihnen offen. Aber das ist immer möglich, daß die neuen Verfassungen von 1830 gerettet werden können; aber auch das nur, wenn nicht innerer Zwiespalt unter der liberalen Partei selbst den

letzten Rest von Selbstvertrauen und Thatkraft aufzehrt. Von den auswärtigen Kabineten hoffe ich nichts, gar nichts; von uns allein alles, was noch zu hoffen ist, und erst wenn die Schweiz oder auch nur ein Theil derselben ihren Feinden die würdige Haltung der Unschuld und des gekränkten Rechts entgegengesetzt hat, wird diese Erscheinung auch auf die Nationen Eindruck machen. Aber alles ist verloren, wenn wir uns durch inneren Zwist selbst aufreiben. Daher habe ich nicht erst seit gestern in Zürich und andern Kantonen auf übereinstimmende Thätigkeit und Eintracht hingearbeitet; darum habe ich schon seit längerer Zeit an Ihren Hrn. Bruder den Wunsch ausgesprochen, jede Mißhelligkeit auf den Altar des Vaterlandes niederzulegen. Ich habe zu vielfach ähnliche Zeitlagen kennen gelernt, um nicht die ungeheure Verantwortlichkeit zu würdigen, die auf denen ruht, welche dann, wann alles auf dem Spiele steht, untergeordnete Rücksichten nicht den höchsten Interessen aufzuopfern fähig waren."

Wir wissen nicht, ob dieser Brief an seine Bestimmung abging oder nicht; aber das wissen wir, daß gleichzeitig L. Snell dem Professor Hans Schnell ebenfalls schriftlich eine persönliche Unterredung vorschlug; allein dieser ließ sich am 27. Februar durch Reithard bei jenem entschuldigen, daß Unwohlsein, von dem er sich gerne bis auf den 2. März kuriren möchte, ihn zwinge, mit seinem Bruder Karl nach Burgdorf zu fahren und von der proponirten Besprechung abzustehen. „So war," sagt alt Regierungsrath Escher von Zürich, ein Anhänger Hirzels, „der Zeitpunkt gekommen, wo die Burgdorfer Matadore mit den aufrichtigen Nationalen und Radikalen aller Kantone entschieden brachen und im großen Rathe des Kantons Bern auf lange Zeit die Herrschaft einer Partei triumphiren sollte, die um so gewaltthätiger gegen ihre Mitbürger und schutzlose Fremde war, je feiger sie vor dem Uebermuthe des Auslandes sich beugte und je mehr sie heimlich vom Bewußtsein ihrer Schande und ihrer Inkonsequenz gepeitscht wurde. Als vorläufige Kriegserklärung gegen die Motion Kasthofers erschien am 1. März im Volksfreund ein Ausfall, der, seiner würdig, die Personen angriff, wo er keine Gründe

entgegen zu setzen wußte und der deutlich verrieth, daß seine Partei den Forderungen der ausländischen Diplomatie auch das Recht freier Selbstkonstituirung der Eidgenossenschaft preis zu geben gesonnen sei, was man wenigstens dem Vororte Zürich nicht hatte vorwerfen können." *) In dem genannten Ausfall bezeichnete Hans Schnell die Motion Kasthofers als das Schooßkind L. Snells und wies auf diesen als den eigentlichen Urheber derselben hin; hiegegen gab L. Snell in dem schweizerischen Beobachter eine geharnischte Erklärung ab, worin er die Entstehung der Motion entwickelte.

Die Sitzung vom 2. März hätte segensreiche Folgen haben können, wenn, wie die Nationalpartei gewünscht hatte, eine würdige Erörterung der diplomatischen Angelegenheiten, welche damals alle Gemüther der Eidgenossenschaft beschäftigten, erfolgt und wenn gleichzeitig der feste Wille ausgesprochen worden wäre, das Recht der Selbstkonstituirung, unbeschadet dem Grundsatze der Neutralität, zu behaupten. „Statt dessen aber betäubte Hans Schnell den großen Rath durch einen wüthenden Ausfall, wie ihn nur der verzweifelnde Muth der Memmen und die Raserei eines Menschen einflößen kann, welcher sucht, das Bewußtsein der Schande sich und andern durch Gepolter und Lästerung zu verbergen." *) So wurde Kasthofers Motion, trefflich vertheidigt durch den Antragsteller, Fellenberg, Stettler, Jaggi und Dr. Schneider, mit großer Mehrheit beseitigt und die Eidgenossenschaft war nun, wie die Burgdorfer Machthaber es gewünscht hatten, einer offenen Darlegung und gerechten Würdigung der Gründe über die seit kurzer Zeit von ihrem Vororte befolgte Politik beraubt und dem großen Rathe von Bern jede Einmischung in die diplomatischen Streitigkeiten abgeschnitten; die Partei Tschar-

*) S. politische Annalen der eidg. Vororte Zürich und Bern während der Jahre 1834, 1835 und 1836 von Hch. Escher, I. Bd. p. 475.

**) S. die genannten politischen Annalen von Escher I. Bd., p. 479.

ner=Schnell hatte nun freie Hand, nach den Vorschlägen des Grafen von Rümigny mit dem Fürsten Metternich Frieden um jeden Preis zu schließen; denn das Geheimniß ihrer Diplomatie blieb von da an geraume Zeit ungestört.

Während die ganze freisinnige Presse der Schweiz ihre Mißbilligung über das unwürdige Auftreten von Hans Schnell aussprach, fuhr dieser in seinem polternden Ton fort, wie sich aus folgender Stelle des Volksfreundes vom 12. März ergibt: „Unser große Rath hat bisher immer noch einen gesunden Takt beurkundet, um dasjenige Uebel von der Republik abzuwenden, wovor uns allen am meisten graut, nämlich die Rückkehr unter das traurige Krähwinkelregiment der Afternoblesse einer wohlöhrichten und höchst thörichten Schildbürgerschaft der Hauptstadt Bern, wo nur die Schildferkel, die Schildkäfer, die Schildkröten, die Schildläuse, die Schildmotten, die Schildraben und die Schildreiher Anerkennung gefunden haben. Darum beneiden Euch, Ihr thörichten und öhrichten Spieß=, Zopf=, Pfahl= und Schildbürger von Zähringia oder Neu=Schilda, die Burgdorfer Männer durchaus nicht; und auch die Mehrzahl des bernerischen Volkes ist nicht so sehr durch Leidenschaft geblendet, daß es Euch Kindern eine Puppe oder Docke nicht lassen wird, so lange Ihr Euch ordentlich aufführt und nicht streitet und zanket, bis man Euch Euer Spielwerk nehmen und statt dessen die Ruthe geben muß." Man vergleiche hiemit folgenden Brief.

Hochgeehrter Herr!

Ich halte es für meine Pflicht, Ihnen ungesäumt zu erklären, daß die Behauptung der allgemeinen Schweizerzeitung, *) als sei ich der Verfasser der in Nro. 30 des Beobachters gegen Sie gerichteten Verse, **) eine Lüge ist. Ich verschmähe solche Waffen als unwürdig und ent=

*) Das Organ der gestürzten Patrizier.

**) Diese lauteten:

Zierlich in der blauen Jacke,	Zeigt dem nationalen Packe
Auf der Nase schwer bebrillt,	Er, um was es heute gilt!

weihe nicht den geistigen Kampf für eine Ueberzeugung durch solche Mittel. Ich werde dies der allgemeinen Schweizerzeitung, welche Ihre leidenschaftliche Stimmung für ihre eigene Rechnung zu benützen sucht, öffentlich erklären.

Kein guter Geist hat Ihnen den Entschluß eingegeben, die von mir vorgeschlagene mündliche Unterredung zu unterlassen. Ich für meinen Theil stehe ruhig und fest im Recht und erwarte die Zukunft troß des heutigen Volksfreundes und bedaure jeden, wer er sein mag, wegen des traurigen Ruhmes, an mir zum Exekutor zu werden — eines Ruhmes, den ich um alle Schätze der Erde nicht haben möchte.

Bern, den 12. März 1835.

Hochachtungsvoll

Dr. Lud. Snell.

Die in der erwähnten Stelle des „Volksfreundes" ausgesprochene Drohung wurde bald stärker hervorgehoben, indem derselbe die Behauptung aufstellte: „Es ist mit der Staatsadministration wie mit einer Uhr; soll sie gut gehen, so müssen alle Räder in einandergreifen; ist ein Rad fehlerhaft und will es sich nicht durch die Feile korrigiren lassen, so legt es der Uhrenmacher auf die Seite und nimmt eines, das zu den übrigen paßt." Laut sprach auch der „Volksfreund" von einer Aufhebung der Hochschule oder von einer Abberufung und Absetzung der mißbeliebigen Professoren als von Staatsangestellten. Da wandte sich L. Snell an den Erziehungspräsidenten Neuhaus und verlangte Schutz gegen solchen Terrorismus. „Haben Sie die Artikel im Republikaner „„die

---

Grillenfänger, hohle Köpfe,
Methaphysik — fürchterlich!
Schufte, Schurken, Deutsche, Tröpfe,
Mich, den Volkshahn, hetzt ihr mich?

Und was habt ihr? Nicht fünf Batzen;
Also wißt vom Volk ihr nichts;
Euch zerdrück ich wie die Spatzen
Des Patriziergezüchts.

Wie er mit den Fäusten dräute!
Und sein Name reimt auf Tell!
Sagt, wer ist das lieben Leute?
Ei, das ist ja unser —.

Parteien in Bern"" geschrieben?" fiel dieser jenem kurz in die Rede. „Darauf bin ich nicht verbunden zu antworten in einem Staate, wo Preßfreiheit herrscht," entgegnete L. Snell, „warum widerlegt man jene Artikel nicht mit Prinzipien?" „Was Prinzipien," fuhr Neuhaus fort, „man regiert nicht nach Prinzipien, sondern nach Konvenienzen." Da sah L. Snell sein Schicksal voraus und mehr als je fühlte er, daß er nicht in Zürich sei. Er ließ sich jedoch durch solche Drohungen nicht einschüchtern; die Nationalpartei war in Bern noch keineswegs unterdrückt; sie hatte zahlreiche Vertreter in der jüngeren Generation, namentlich im Seelande und Oberaargau, insbesondere auch in den Studirenden der Hochschule, welche den bedrohten Lehrern treu zur Seite standen.

L. Snell setzte also den Kampf, auf welchen die Aufmerksamkeit der ganzen Schweiz gerichtet war, gegen das Dorfmagnatenthum der Schnelle, gegen ihr „rohes Zaunsteckenregiment", wie er es nannte, unerschrocken und ungebeugt fort. Er war überzeugt, daß die Sache des Liberalismus in der Schweiz, wenn sie nicht, aller Achtung baar und in sich selbst aufgelöst, eine leichte Beute ihrer Gegner werden wolle, von solchen Auswüchsen wie in Bern gereinigt werden müsse. Schon damals äußerte er öfter: das Regiment der Schnelle arbeitet für die Aristokratie, bald wird es auch mit ihr arbeiten. Diese Prophezeiung ging in Erfüllung; denn 1849 erklärte Hans Schnell im Intelligenzblatt von Bern seine ganze sog. liberale Laufbahn für einen Irrthum seines Lebens. Alle grundsätzlichen Liberalen in der östlichen Schweiz, insbesondere in Zürich, standen auf L. Snells Seite; dagegen hielt es eine Zahl von liberalen Herrschlingen in Solothurn, Luzern und in der welschen Schweiz mit seinen Gegnern. Er erhielt auch eine Genugthuung von der helvetischen Gesellschaft, indem sie ihn 1835 zu ihrem Berichterstatter für das Jahr 1836 bezeichnete. Außer der Publizistik arbeitete er in Bern mit großem Eifer an seinen Vorlesungen über philosophisches

Staatsrecht oder über die Gesetzgebungs- und Regierungslehre, über eidgenössisches und kantonales Staatsrecht und über Völkerrecht. Seine Hefte über die beiden ersten Kollegien zirkulirten noch lange Zeit in Abschrift unter den angehenden Juristen, da nach seiner Verbannung von Bern wol über monarchisches Staatsrecht, das in der Schweiz kein Mensch brauchen kann, nicht aber über republikanisches an der Universität gelesen wurde.

Nachdem nun Bern Oestreich und den süddeutschen Staaten die gewünschte Genugthuung wegen der Steinhölzligeschichte ertheilt hatte, war der Friede mit dem Ausland wieder hergestellt. Das Resultat all dieser Kämpfe war aber maßloser Hader unter den Liberalen und daher Schwächung ihres Einflusses. Indem sich Bern von einer nationalen Politik trennte und sich dem Einflusse Frankreichs und Oestreichs unterwarf, indem es eigennützig ein bloß kantonales System befolgte und nur auf die Befestigung des neuen rohen Herrenthums hinarbeitete, wurde einerseits eine volksthümliche Bundesrevision vereitelt und erhielten anderseits die fremden Gesandten, namentlich der französische und östreichische, einen großen Einfluß auf die kirchlich-reaktionäre Partei, welche besonders die Durchführung der Badener-Konferenz-Artikel zu hintertreiben suchte.

Mit dieser Stellung Berns erreichte die kantonale Zersplitterung und die Erschlaffung des Nationallebens ihren Höhepunkt. Alle Versuche für eine Bundesrevision, welche auf der Tagsatzung bis 1839 angeregt wurden, scheiterten, weil sich nie eine Mehrheit von Ständen für eine Revision durch die Bundesbehörde aussprach, indem die Einen strenge an dem bestehenden Bunde und die Andern an einer Revision durch einen eidgenössischen Verfassungsrath festhielten. Unter diesen traurigen Verhältnissen blieb der Nationalpartei nichts Anderes übrig, als auf dem Wege der Belehrung jedem Fortschritte im eidgenössischen Staatsleben Bahn zu brechen. Zu

diesem Zwecke wurde am 26. Februar 1834 von den Abgeordneten der Schutzvereine in Zofingen die Gründung eines großen Nationalvereines zur Sprache gebracht und am 5. Mai 1835 derselbe in Schinznach konstituirt. Dieser Nationalverein hatte sich vorzugsweise die Aufgabe gestellt, diejenigen Grundsätze zu entwickeln und zu verbreiten, welche die Vereinigung der schweizerischen Völkerschaften zu einem freien, unabhängigen und geistig veredelten Nationaldasein verbürgen.

Diesem Nationalverein schloß sich auch L. Snell aus voller Ueberzeugung an, da er in ihm das einzige Mittel erblickte, um für die Idee eines Volksbundes zu wirken. Es hätte derselbe sich auch die größten Verdienste um die vaterländische Entwicklung erwerben können, wenn es ihm gelungen wäre, sich gleichmäßig über die ganze Schweiz zu verzweigen; allein es geschah dieses nur im Westen in den Kantonen Waadt und Bern und im Osten, wo er nur in St. Gallen eine wirksame Ausbildung fand. Auch herrschte unter den Mitgliedern eine bedeutende Meinungsverschiedenheit, indem die Westschweizer insbesondere nach den Ansichten Troxlers zwei gesetzgebende Räthe mit nationaler und ständischer Repräsentation nach dem Vorbilde Nord-Amerikas verlangten, während die Ostschweizer vorzüglich nach den Ansichten L. Snells nur Eine nationale legislative Behörde wollten. Erreichte der Nationalverein auch kein positives Resultat, so konnte er sich doch mit dem Bewußtsein trösten, bis 1839 der einzige Verein gewesen zu sein, welcher die edelsten Eidgenossen in sich vereinigte, um eine einheitliche Regeneration ihres Vaterlandes in staatlicher und kirchlicher Beziehung anzustreben.

Im Frühling 1836 zeigten sich wieder turbulente Umtriebe unter den deutschen Flüchtlingen, veranlaßt durch den eben aus Spanien zurückgekehrten Tollkopf Rauschenblatt, der das Frankfurter Attentat geleitet und den Savoyerzug mitgemacht hatte. Dieser hegte den Gedanken an einen bewaffneten Einfall ins Badische, um den gutmüthigen Deutschen wieder ein-

mal die Republik in Erinnerung zu bringen. In diesem Vorhaben wurde er unterstützt von dem sogenannten Baron v. Eib, welcher nach einer spätern Untersuchung ein bezahlter Spion und **agent provocateur** war. L. Snell war durch seinen Verkehr mit vielen Flüchtlingen längst zu der bestimmten Ueberzeugung gelangt, daß das unsinnige Treiben und die tollen Wühlereien Einzelner immer durch besoldete Agenten veranlaßt worden seien, die ein ruchloses Spiel in der Schweiz trieben, um die politischen Flüchtlinge zu verderben, die bewährtesten Reformfreunde zu verdächtigen und die ganze Eidgenossenschaft in die heillosesten Verwickelungen zu stürzen. Nach dieser Ueberzeugung sprach und handelte er, treu die Pflichten gegen sein zweites Vaterland erfüllend. Bei jeder Veranlaßung warnte er die Flüchtlinge, mit denen er in Berührung kam, vor unheilvollen Entwürfen, ja eröffnete er selbst den einflußreichsten Magistratspersonen mehrerer Kantone seine ernsten Besorgnisse über diesen Punkt.

Auf seiner Reise nach Rappersweil an die helvetische Gesellschaft, an welcher er am 9. Mai seinen geistvollen Bericht über das verflossene Jahr 1835 vortrug, machte er seinem Freunde Bürgermeister Heß in Zürich, der damals an der Spitze des Polizeirathes stand, Mittheilung von den Plänen Rauschenblatts und des jungen Deutschlands, und besprach mit ihm die Mittel, dieselben auf eine möglichst wenig Aufsehen erregende Weise zu hintertreiben. Statt nun die von Zürich durch Heß und auch von St. Gallen durch Baumgartner vorgezeichnete Politik zu befolgen, d. h. dem tollen Treiben der Flüchtlinge unter geräuschlosem Zusammenwirken sämmtlicher Polizeibehörden der Schweiz ein Ende zu machen, durch rasches Handeln den heimischen Boden von den Unruhstiftern zu säubern und dadurch dem Auslande jeden Vorwand zu Reklamationen zu entziehen, theilte vielmehr am 22. Juni der Bundespräsident Tscharner dem Grafen Montebello, dem neuen französischen Gesandten, die Resultate der vorgenommenen

Untersuchungen mit. Bald sollte Bern die Früchte seiner unverzeihlichen Schwäche genießen. Schon am 30. Juni erklärte Montebello, der Stand Bern habe in Zeit von zweimal vierundzwanzig Stunden seinen Rücktritt von den Badener-Konferenz-Artikeln zu erklären; schon am 2. Juli gehorchte der große Rath, trotz der energischen Voten von Neuhaus, Fellenberg und Kasthofer, welche die Hoheit ihrer Republik zu retten suchten. Erbittert über diese entehrende Einmischung Frankreichs, schilderte L. Snell in einem Briefe vom 18. Juli an Professor Escher, den Redaktor der N. Z. Z., die damalige verderbliche Politik Berns; dieser ließ den Inhalt des Briefes mit wenigen Veränderungen in Nr. 88 der N. Z. Z. vom 22. Juli *) abdrucken, und zwar nicht als Korrespondenz, sondern gleichsam als eigene Arbeit. Escher äußerte später den Verdacht, es sei der Brief L. Snells trotz der Heiligkeit des Postgeheimnisses in Bern erbrochen und gelesen worden.

Um diese Zeit, da Tscharner wie ein französischer Büttel handthirte, um die gefürchteten Komplotte, welche sich zum Sturze der Regierungen gebildet haben sollten, zu entdecken, erschienen im Burgdorfer Volksfreund unter dem Titel „authentische Aktenstücke" unter andern auch Angaben über L. Snell aus einem Spionenbericht Lessings, welcher doch schon 1834 als Konspirationsmacher von der Berner Regierung ausgewiesen worden war. Damals zirkulirten wirklich die absurdesten Gerüchte nicht nur über L. Snell, sondern auch über dessen Bruder, Dr. Troxler, Prof. Siebenpfeiffer, Kasthofer und Dr. Schneider, sowie über den ganzen Nationalverein; L. Snell figurirte z. B. auf einer Liste als Präsident der neu zu konstituirenden Tagsatzung, auf einer andern als provisorischer König von Deutschland und auf einer dritten als korrespondirendes Mitglied einer geheimen europäischen Re-

*) S. Beilage 3.

gierung in Paris. Auf diese Lügenberichte Lessings und anderer **agents provocateurs** hin war die Regierung von Bern fähig, ohne ihn vorher zu vernehmen, am 22. Juli Verhaft und Untersuchung gegen ihn zu dekretiren, und zwar wie der Verhaftsbefehl sich ausdrückte, „da seine Schuld wegen hochverrätherischer Umtriebe außer Zweifel sei". Die Gefangennehmung ward nur mit geringer Mehrheit von den oben genannten Männern abgewandt, also nur gegen den Mann verhängt worden, von dem die Mitglieder der Regierung wissen mußten, daß er theils als Redaktor des Republikaners, theils unmittelbar in allen Lebensverhältnissen den wühlerischen Umtrieben der politischen Flüchtlinge mit aller Entschiedenheit und sogar mit Härte entgegengetreten und deßhalb von dieser Seite und selbst von Schweizern ein Gegenstand vielfacher Anfeindung geworden war, der, wie wir nun wissen, wesentlich zur Vereitelung des projektirten Einfalls ins Badische mitgewirkt hat.

Als der Verhaftsbefehl L. Snell nicht bei Hause traf, stellte er sich am Abend des 22. Juli freiwillig bei dem Regierungsstatthalter Roschi und bemerkte diesem, die Berner Regierung werde sich arg kompromittiren, worauf jener die Achseln zuckte und sagte, er habe Befehl. Mit seiner Verhaftung war zugleich die Beschlagnahme aller seiner Papiere und die Eröffnung der an ihn durch die Post gelangenden Briefe verbunden. Schon am 23. verlangten die Studirenden der Hochschule in einer Adresse an den Regierungsrath, daß die über ihren Lehrer wegen hochverrätherischer Umtriebe verhängte politische Untersuchung durch die ordentlichen und kompetenten Gerichte geführt werde. Allein man mußte erst trotz der authentischen Aktenstücke untersuchen, ob allfällig Stoff zu einer Untersuchung gefunden werden könne; daher stellte man bei dem einzigen Verhöre, welches L. Snell zu bestehen hatte, bloß suggestive und kaptiöse Fragen, wie, ob er Theil habe an dem jungen Deutschland? ob der National-

verein von der Direktion des jungen Europas in Paris gestiftet worden sei? ob dabei das junge Deutschland, Polen und Italien vertreten gewesen sei? ob er Mitglied eines geheimen Zentralkomites sei? ob er nicht dem Handwerkerverein in Zürich Aufträge von Paris ertheilt habe? In diesem Einen Verhöre zerstörte L. Snell schnell alle Inzichten der Spionenberichte und wurde dann am 3. August „wegen Mangel an Verdachtsgründen", so hieß es in dem Regierungserlaß, des Verhaftes entlassen, während dessen er jedoch human behandelt worden war. So scheiterten die mit eckelhaftem Hochmuth und vornehmer Arroganz gepaarte Feigheit und politische Versunkenheit der krebsgängigen Berner Neuherren, welche die Wahrheit nicht ertragen konnten, an der Reinheit der Gesinnungs- und Handlungsweise L. Snells.

Unmittelbar nach seiner Befreiung erblickte er in der Erhebung des Schweizervolkes gegen die drohende Sprache und die unbefugte Einmischung Frankreichs neuerdings ein günstiges Zeichen für die Schöpfung einer stärkeren Bundesverfassung. Auf der Tagsatzung leuchtete voran Baumgartner, mit dessen Ansicht über die Behandlung der Flüchtlingsangelegenheit als Kantonalsache er ganz einverstanden war; ihrem Führer folgten kühn die St. Galler am 7. August auf der Flawyler Volksversammlung, welche den erniedrigenden diplomatischen Verkehr des Vorortes entschieden mißbilligte und die Abberufung des übermüthigen Montebellos und die Errichtung eines neuen Bundes durch einen eidg. Verfassungsrath verlangte. Nachdem aber die Tagsatzung das Flüchtlingskonklusum vom 11. August genehmigt hatte, wurden der Volksstimmung durch die Urheber desselben, ungeachtet der Konsellhandel die Schweiz bereits über das von Frankreich schamlos getriebene Spionirsystem aufklärte, Instruktionszügel angelegt. Am 21. August erklärten sich nur die Berner in Münsingen und die Luzerner in Reiden für eine Bundesrevision, während Henne, welcher dieselbe den Zürchern in Wiedikon belieben

wollte, zur Ruhe gewiesen wurde. Oft wiederholte L. Snell im Hinblicke auf diesen Vorfall die Worte aus Baumgartners Erzähler: „Lustiger sahen wir mit dem Volke noch nie Komödie spielen". So verflossen auch diese Tage klein und thatenlos und die Tagsatzung wußte sich aus dem schmachvollen Konseilhandel nur durch Abbitte und Widerruf zu retten.

Nachdem L. Snell des Verhafts entlassen worden war, reichte er im August der Regierung von Bern das Gesuch ein, es möchte, da gegen ihn ein Verfahren als Hochverräther eingeleitet worden sei, nach Berner Gesetzen eine gerichtliche Untersuchung über ihn verhängt werden, damit durch einen Richterspruch seine Schuld oder Unschuld konstatirt würde, oder es möchte ihm wenigstens eine vollständige Einsicht der Akten und Nennung der Denunzianten zum Behuf einer Klage auf Entschädigung und Genugthuung, sowie einer öffentlichen Rechtfertigung gestattet werden. Dieser gerechten Bitte wurde jedoch nicht entsprochen, L. Snell also außerhalb des Gesetzes gestellt und der Gewalt und Willkür einer despotischen Regierung preisgegeben. Nachdem er vollends von der wahrscheinlichen Erbrechung seines Briefes an Professor Escher Kenntniß erhalten hatte, mußte er mit Recht seine Abberufung von der Hochschule fürchten, und daher gab er am 7. Oktober seine Demission von der ihm übertragenen Professur für die Staatswissenschaften ein. Am 14. Oktober trug auch wirklich das diplomatische Departement Tscharner, dem verfassungsgemäß ein solcher Antrag gar nicht zustand, im Regierungsrath darauf an, L. und W. Snell von ihren Stellen an der Universität abzuberufen; allein dieser Antrag wurde mit 8 gegen 5 Stimmen beseitigt. In der gleichen Sitzung legte unmittelbar nachher das Erziehungsdepartement Neuhaus L. Snells eingereichtes Demissionsschreiben vor. Nachdem dasselbe einfach angenommen worden war, erhob sich aber sofort Präsident Tscharner und rief ergrimmt aus: „da L.

Snell seine Entlassung eingegeben hat, so muß mir wenigstens dieser H... zum Land hinaus". *) Fast ohne alle Diskussion wurde dieser Vorschlag mit Mehrheit angenommen und im Regierungsbeschluß wurde die Maßregel dadurch gerechtfertigt, es sei trotz des Mangels an Schuldinzichten doch notorisch, daß L. Snell nicht nur den Umtrieben der deutschen Flüchtlinge in der Schweiz nicht fremd geblieben sei, sondern daß er auch auf verschiedene Weise einen verderblichen Einfluß auf die inneren Angelegenheiten des Kantons ausgeübt habe, und daß das Staatsinteresse sonach gebiete, ihm den ferneren Aufenthalt im Kanton zu untersagen, umsomehr, da sein noch nicht zehn Jahre altes Bürgerrecht hiezu vollkommen berechtige. Die Zentralpolizei erhielt denn auch den Auftrag, für unmittelbare und genaue Vollziehung des Beschlusses zu sorgen. Gegen dieses brutale Verfahren wandte sich L. Snell von Luzern aus durch Zuschrift vom 18. November an die Regierung von Zürich, mit der Bitte, daß dieselbe seine Rechte, die er als Bürger ihres Kantons besaß, wahren und von der Berner Regierung die Zurücknahme des Verbannungsdekrets verlangen möchte. Allein Zürichs Remonstrationen gegen die Verletzung des Niederlassungsrechtes waren erfolglos; gegen Leidenschaft und Gewaltthätigkeit war nichts auszurichten, und L. Snell mußte froh sein, daß Tscharner ihn nicht aus der Eidgenossenschaft verweisen konnte, was der auswärtigen Diplomatie am liebsten gewesen wäre.

Nie hat der Kanton Bern diese Gewaltthat wieder gut gemacht; man müßte denn wunderlicher Weise als eine solche Reparation das Dekret betrachten, welches die Regierung im Jahre 1841, als L. Snell während der heißen Kämpfe gegen die Septemberrevolution in Zürich und gegen die Klosterpartei

---

*) S. den Legationsbericht des dritten zürcherischen Gesandten, Reg.Rath Dr. Zehnder, vom 27. Oktober 1836 in Eschers politischen Annalen II. Bd. S. 441.

auf der Tagsatzung und für Neuhaus und sein Votum über die Klöster einige Zeit vor der Schwamendinger Volksversammlung eine Erholungsreise zu seinem Bruder in Bern machte, ungefähr in folgenden Worten erließ: „Da die politischen Ursachen, welche die Verbannung des Prof. Dr. L. Snell aus dem Kanton Bern verursacht hatten, nicht mehr vorhanden sind, so wird die Verbannung desselben als aufgehoben erklärt.“ Prof. Dr. Hch. Gelzer, der Apologet der Septemberrevolution, sagt mit Recht in seinem Buche „die straußischen Zerwürfnisse in Zürich von 1839“, *) daß die Gebrüder Schnell von Burgdorf, die über dem besiegten Patriziat zur Herrschaft emporstiegen, sich vor L. Snell nicht sicher glaubten, bis sie ihn verbannt hatten, daß sie, die doch in ihrem Kanton sich auf eine wohlorganisirte Aristokratie von Dorfmagnaten stützten, vor der Energie dieses einzigen Mannes zitterten. Aber auch dessen Verbannung half ihnen nichts; ihr Willkürregiment war durch die Kritik desselben in der öffentlichen Meinung vernichtet; gerade in den Jahren 1835 und 1836 gewann die Nationalpartei in Bern Einigkeit und Kraft durch ihre Lostrennung von den Burgdorfer Neuherren, und schon nach zwei Jahren wurden diese gestürzt, da sie in der Louis Napoleonsfrage wieder ihrer schmählichen Purzelbaumpolitik huldigten. Allein selbst der ganze bernerische Afterliberalismus, der auch nach ihrem Falle von 1838 noch unter Neuhaus blieb, war durch L. Snells Kritik allen denkenden Bernern enthüllt worden, und gerade in den genannten Jahren erhielt eine neue Generation junger Juristen und Staatsmänner ihre politische Bildung an der Universität, wo sie die reinste Begeisterung für ein wahrhaft demokratisches Staatsleben nach dem Grundsatze: „Alles für und Alles durch das Volk“ schöpften; so lag in den Erscheinungen und Bestrebungen jener Zeit wenigstens eine, wenn auch nicht die ein-

*) Hamburg 1843, S. 47.

zige Ursache des Sturzes der Berner Dorfmagnatenherrschaft im Jahr 1846.

Wer persönliche Unabhängigkeit, prinzipielle Festigkeit und ideale Lebensanschauung achtet, der wird den Muth L. Snells um so mehr bewundern, da er seine Existenz neuerdings dem ungewissen Schicksal anvertraute, indem er, um nicht immer fürchten zu müssen, jeden Augenblick wegen einer freien Meinungsäußerung von einer despotischen Regierung abgesetzt zu werden, einer einträglichen Stellung entsagte. Ohne Mißmuth und Bitterkeit verließ er im Herbst 1836 Bern und pilgerte zunächst planlos zu den jovialen Aarauern, zu den alten Freunden in Zürich, zu den muntern St. Gallern, zu den lebensfrohen Appenzellern und zu den biedern Kampfesgefährten in Luzern und überall machte er die freudige Wahrnehmung, es sei die liberale Schweiz noch nicht verloren. Was er mit Recht von den Verwicklungen mit dem Auslande gefürchtet hatte, den Sturz der freisinnigen Verfassungen, war durch das energische Auftreten der Volkspartei abgewendet worden — ein Verdienst, das ihr unbestritten gebührt. Von da an verweilte er abwechselnd bis zum Sommer 1839 in dem ihm besonders lieb gewordenen Küsnach, von wo aus er wieder sehr regen Antheil an dem schweizerischen Republikaner nahm und in dem neuen Vororte Luzern, wo er das Vergnügen hatte, die alten Studien über die Tagsatzungsverhandlungen zu wiederholen. Während dieser Zeit arbeitete er auch sehr fleißig in deutsche Zeitungen, namentlich in die Leipziger allgemeine Zeitung, um den Lügenberichten über schweizerische Zustände entgegen zu wirken. Um jedoch die Muße, die ihm aus seinem Schicksale im Kanton Bern erwuchs, auf nützliche Weise verwenden zu können, ging er ungesäumt an die Ausarbeitung seines „Handbuches des schweizerischen Staatsrechts." Dieses Werk war von um so größerer Bedeutung und Nothwendigkeit, als in Folge der dreißiger Revolutionen namentlich das kantonale Staatsrecht eine große Umge-

staltung erlitten hatte. Der erste Band*), das eidgenössische Staatsrecht umfassend, zeichnet sich aus einerseits durch die einleitende Abhandlung über die Quellen desselben, der eine treffliche Erörterung über den Unterschied von Staatenbund und Bundesstaat beigegeben ist, anderseits durch die systematische Ordnung, die er in das Chaos der Tagsatzungsbeschlüsse brachte, sowie durch Aufnahme wichtiger Aktenstücke, die der offiziellen Sammlung fehlen, besonders derjenigen, welche Bezug haben auf die Regulirung der Verhältnisse der katholischen Kirche. Bei dieser rein publizistischen Thätigkeit**) waren die Einkünfte L. Snells sehr gering und er mußte oft froh sein, nur die Ausgaben für seine höchst einfache Lebensweise bestreiten zu können.

Während dieser Zeit, da in der demokratischen Fortentwicklung der kantonalen und eidgenössischen Institutionen eine bedeutende Erschlaffung eingetreten war, wirkte L. Snell fortwährend durch seine schlagenden Artikel und durch seine ausgedehnte Korrespondenz für die liberalen Interessen. In Glarus unterstützte er 1836 seinen Freund Schindler bei der Verfassungsrevision. In Zürich kämpfte er 1837 durch den Republikaner für den von Dr. Bluntschli und Bürgermeister Hirzel hart angefochtenen Seminardirektor Scherr. Den Liberalen von Schwyz oder den Klauenmännern half er nach der berüchtigten Prügellandsgemeinde vom Rothenthurm am 6. Mai 1838 und besorgte namentlich ihrem Hauptführer Nazar Reding mehrere wichtige Ausarbeitungen; freilich bedauerte er oft, daß die Leiter der Klauenpartei immer in andern Kantonen um Hülfe bettelten, statt in ihrer Heimat ener-

*) Erschienen in Zürich 1839.

**) Von den kleineren Arbeiten heben wir nur hervor das von ihm 1839 verfaßte „Gutachten von Schultheiß und kleiner Rath des Kantons Luzern an den großen Rath betreffend die Zollentschädigungsforderungen der Gemeinden Luzern, Sempach, Sursee und Richensee.“

gisch zu arbeiten. Begeisterte ihn auch der thatkräftige Widerstand, den das Schweizervolk der von Louis Philipp 1838 geforderten Auslieferung von Ludwig Napoleon entgegensetzte, so legte er dieser Frage doch weniger Bedeutung bei, da er wol voraussah, daß es der Diplomatie gelingen werde, einen Ausweg zu finden. War er in derselben prinzipiell für den Antrag Rigaud-Monnards, tadelte er besonders die Verzögerung eines definitiven Tagsatzungsbeschlusses, so fand er den Antrag von Schultheiß Kopp, mit welchem er in dieser Zeit auf sehr vertraulichem Fuße stand und welchen er auch durch seine Feder unterstützte, keineswegs absolut unpatriotisch; ebenso erklärte er die damals laut ausgesprochene Anklage auf dessen Bestechung für durchaus unbegründet.

Auch in einige Klosterangelegenheiten mischte er sich 1838, ohne jedoch zu ahnen, daß dieselben schon nach ein paar Jahren eine so große Bedeutung für die ganze Eidgenossenschaft erhalten würden. Als Graubünden die innerhalb seines Gebietes gelegenen Güter des aufgehobenen Klosters Pfäfers mit Sequester belegt hatte, schrieb er auf die Einladung von Baumgartner hin, der sich damals mit dem Gedanken trug, zur Aufhebung aller schweizerischen Klöster dadurch aufzumuntern, daß den säkularisirenden Kantonen die Klostergüter unbeschränkt zukämen, einige Artikel in den Republikaner *), worin er nachwies, daß die Anwendung des Epavenrechts innerhalb der Eidgenossenschaft unzulässig sei, was auch von der Tagsatzung anerkannt wurde. Gerne lieh er den Franziskanern in Luzern, bei denen er längere Zeit gewohnt und deren edle und liberale Gesinnung er mithin kennen gelernt hatte, seine Unterstützung in ihrem Streite mit der Regierung über die Verwendung ihres Vermögens; der große Haufe konnte diesen Schritt des erzradikalen Protestanten nicht begreifen;

*) S. „Graubünden und das Epavenrecht“ Nr. 46, 47 und 48 von 1838.

allein es beweist derselbe nur, daß dieser ohne Rücksicht auf konfessionelle Unterschiede für das kämpfte, was er als recht anerkannt hatte.

Der längere Aufenthalt in Luzern war für L. Snell von großer Bedeutung; denn es entgingen ihm dort nicht die heimlichen, schon 1838 begonnenen Vorbereitungen für eine Reaktion gegen die regenerirte Schweiz von Seite der ultramontanen Partei. Die Liberalen hatten seit der Schöpfung der Badener-Konferenz-Artikel nichts gethan, um die Macht jener gefährlichen Faktion, die sich unter der Leitung der Nuntiatur und der Jesuiten und unter dem Schutze Frankreichs und Oestreichs immer fester organisirte, zu brechen. Der Kampf der Liberalen gegen die Ultramontanen war gegen das Ende der dreißiger Jahre immer schwächer und der äußere Zusammenhang desselben immer laxer geworden; von den Bestimmungen der Badener Artikel war im Grunde nur die Ausübung des Plazets ziemlich allgemein, alle übrigen aber entweder mangelhaft oder gar nicht durchgeführt worden*).

In Luzern beobachtete L. Snell aufmerksam die geheimen Wühlereien, die von der römischen Pfaffenpartei gemacht wurden, um bei den nahe bevorstehenden Verfassungsrevisionen in Luzern, Aargau und Solothurn die freisinnigen Regierungen zu stürzen; desto mehr schmerzten ihn auch die Uneinigkeit und Zersplitterung der zürcherischen Liberalen über die Ausbildung und Fortführung der von ihnen begründeten Reformen. Um nun die Aufmerksamkeit aller freisinnigen Männer beider Konfessionen wieder auf die große Gefahr aufmerksam zu machen, die ihren Schöpfungen von Seite des Ultramontanismus drohte, faßte er im Winter 1838/39 die Schrift ab „die Bedeutung des Kampfes der liberalen katholischen

*) S. „Blicke auf den kirchlichen Zustand in der kath. Schweiz" von L. Snell in der „allgemeinen Kirchenzeitung für Deutschland und die Schweiz" von Luzern Nr. 5 und 6 von 1838.

Schweiz mit der römischen Kurie, betrachtet aus einer Gesammt=Uebersicht der Tendenzen des restaurirten Papstthums",*) die aber wegen zu langsamen Druckes erst nach der Septemberrevolution erschien.

In begeisternder Sprache enthüllte L. Snell in derselben allen denkenden Schweizern die Bestrebungen, Grundsätze und Zielpunkte der römischen Partei in den Ländern Europas besonders, wo der Staat auch in kirchlicher Beziehung seine unveräußerlichen Hoheitsrechte zu wahren suchte und entwickelte er zugleich die Mittel, durch welche eine aufgeklärte Regierung die politische Freiheit und geistige Kultur ihrer Bürger gegenüber den Verdummungs= und Unterdrückungstendenzen des Ultramontanismus zu sichern im Stande ist. Diese Mittel weist er nach, indem er zeigt, daß durch die Wiederherstellung der Rechte des Episkopats ein veredeltes und selbständiges kirchliches Leben gegenüber einer sklavischen und entgeistigenden Abhängigkeit von dem ultramontanen Supremat geschaffen, daß durch Wahrung der Rechte des Staates in Kirchensachen die Selbstherrlichkeit desselben gegenüber der Bevogtigung durch ein Priesterregiment aufrecht erhalten, daß durch Herstellung des Friedens unter den beiden Konfessionen die Vereinigung derselben in einem gemeinschaftlichen Nationalgefühl gegenüber dem Bestreben, die Religionsparteien durch Intoleranz in zwei feindliche Völkerschaften zu zerreißen, angebahnt, daß durch ein unter der Aufsicht des Staates stehendes, öffentliches Erziehungssystem eine freie menschliche Volkskultur gegenüber der geistigen Unterdrückung des Volks durch Aberglauben und Irrthum vorbereitet und daß durch diese Reformen endlich die errungene politische Freiheit gegenüber der Tendenz der römischen Partei, sie durch offene und geheime Machinationen wieder zu untergraben, gesichert werden sollte. Diese Schrift L. Snells bildet den Abschluß der

*) Erschienen in Solothurn.

Kämpfe der dreißiger und eröffnet das Verständniß derjenigen der vierziger Reformperiode.

Noch beschäftigt mit der Ausarbeitung dieser Schrift, erhielt L. Snell von seinem Freunde K. v. Orelli die Nachricht, daß die radikale Partei in Zürich sich mit dem Plan der Berufung von Dr. Strauß an die dortige Hochschule trage. Er warnte dringend vor derselben; denn obschon er überzeugt war, daß der zu Berufende durch seine große Gelehrsamkeit und seltene Lehrgabe allerdings ein höheres wissenschaftliches Streben und eine größere geistige Bewegung in dem Klerus erzeugen würde, übersah er doch nicht, daß einerseits die hegelsche Religionsphilosophie keinem Fortschritte in dem erstarrten kirchlichen Leben Bahn brechen, daß dagegen anderseits die radikale Partei durch den angedeuteten Schritt nur ihren Gegnern im Kanton und in der ganzen Schweiz, namentlich der ultramontanen Reaktion in die Hände arbeiten werde. Nachdem nun im Kanton Zürich in Folge der Berufung von Dr. Strauß der religiöse Fanatismus im Febr. 1839 mit furchtbarer Gewalt seine Schleußen geöffnet hatte, schilderte L. Snell in sehr regem Briefwechsel allen seinen dortigen Freunden die Gefahren, welche sich lawinenartig gegen die gesammte regenerirte Schweiz aufthürmen werden; auch seine Bekannten in Bern und Aarau machte er hierauf aufmerksam. So schrieb er einem der letztern am 23. Febr.: „Seid wachsam im Aargau! Es sind Indizien da, daß im Kanton Zürich eine Kontrerevolution, d. h. eine 1814ner Reaktion im Plane ist. Das Volk ist der Narr im Spiel wie beim Stecklikrieg. Gebt genau Acht! Vereint Euch im Stillen, um sogleich, wenn es Noth thut, auftreten zu können."

Von diesem eidgenössischen Standpunkte aus beurtheilte L. Snell sofort die hehre Bewegung in Zürich als den Anfang einer durchgreifenden Kulturreaktion. Wir ersehen dies am deutlichsten aus den von ihm und Ch. W. Glück noch im Februar in Luzern ausgearbeiteten Flugschriften „Sendschrei-

ben Sr. Heiligkeit Gregorius XVI. an die Bürger des Kantons Zürich" und „Rechtfertigung des Zwecks und Inhalts desselben von Felix Christianus", worin klar darauf hingewiesen wurde, daß durch den Glaubenssturm in Zürich nur für die Interessen der römischen Kurie gewirkt werde. Seine dortigen Freunde glaubten anfänglich gar nicht an eine organisirte Reaktion, da sie nach der reichen Ausstattung des regenerirten Staates mit so vielen und trefflichen Institutionen und nach ihrer nur auf die Durchführung wohlthätiger Einrichtungen gerichteten Staatsleitung den Führern der religiösen Bewegung keine Umsturzpläne zutrauten und da sie es selbst für unmöglich hielten, daß der Klerus, der doch größtentheils dem Rationalismus huldigte und jedenfalls den Lehren von Dr. Strauß näher stand als denjenigen der starren Orthodoxie, seine Ansichten zum Behufe einer Revolution ändern werde. L. Snell dagegen wußte wol, wie wenig die größten Verdienste um die öffentliche Wohlfahrt gegen eingewurzelte Herrschsucht vermögen und hatte die geheimen Fäden der reaktionären Politik kennen gelernt. Als nun der Fanatismus des Volks immer höher stieg und die Liberalen ihre bedrohte Lage einsahen, da forderten sie, Hirzel, Orelli, Füßli und Zehnder, ihn dringend auf, nach Zürich zu kommen, um durch den Republikaner auf die bevorstehende Großrathssitzung vom 18. März, in welcher über das Schicksal der Berufung entschieden werden sollte, die nöthige Aufklärung über die eigentliche Tendenz der Bewegung verbreiten zu helfen.

Anfangs März traf L. Snell in Zürich ein und übernahm sofort während dieses verhängnißvollen Monats die Redaktion des Republikaners. Mit gewohnter Meisterschaft schilderte er die segensreichen Schöpfungen des Tages von Uster, das Wesen einer gebildeten Repräsentativ-Demokratie, die Vernichtung derselben durch den Fanatismus der rohen Volksmasse, das Streben der Führer der Bewegung, durch eine Revolution die liberale Partei zu stürzen, die gewährleistete Glau-

bensfreiheit und die Unabhängigkeit des öffentlichen Erziehungswesens von der Kirche zu vernichten, die Herrschaft der Stadt in einer neuen Form wieder herzustellen. Ganz besonders wies er aber darauf hin, daß Zürich als Wiege der schweizerischen Reformation seit Jahrhunderten durch seine freie, geistige Kraft, durch die Macht seiner Wissenschaft und Bildung fortwährend eine entschiedene und höchst ehrenvolle Opposition gegen die dunkeln Umtriebe und die Verfinsterungspläne der römisch-papistischen Partei gebildet habe und daß, wenn Zürich ein Opfer des religiösen Fanatismus werde, nothwendig auch die nach kirchlicher Freiheit ringende katholische Schweiz wieder der italienischen Knechtschaft überantwortet werde.

Die damalige Lage des Kantons Zürich zeichnete L. Snell in folgendem Briefe an seinen Bruder in Bern.

Lieber Bruder!

Ich bin nun seit dem 4. d. in Zürich und bleibe auch da bis Ende dieses Monats. Der Beschluß des Regierungsraths vom 4.*) hat die Volksstimmung gegen Strauß entschieden; von da an wuchs der Fanatismus und die Geistlichen wurden zum Erschrecken übermüthig. Die ganze Bewegung ist äußerst merkwürdig. Sie hat vier unabhängige Quellen und Triebfedern, die sich aber zum Theil von selbst, zum Theil künstlich vereinigten und die nun dem ganzen gebildeten Staatsleben den Untergang drohen — ein warnendes Beispiel für die Regierungen. Die erste Quelle war die reelle Besorgniß des Volks für seinen Glauben, daher der Haß desselben gegen Strauß und die Hochschule; leicht hätte sich jene beschwichtigen lassen durch Belehrung zur rechten Zeit und ohne Fanatisirung durch die Geistlichen. Die zweite Quelle liegt in der Herrschsucht der letztern, welche die Volksschule, die Universität, ja den Staat selbst in mehreren Beziehungen der Kirche unterwerfen wollen; diese bliesen also das Feuer an. Die dritte Quelle liegt in dem Egoismus des linken Seeufers, wo sich daher auch der Fokus bildete; dasselbe

*) Durch welchen die Pensionirung von Strauß vorbereitet wurde.

verlor in neuerer Zeit seit dem Tode Stapfers von Horgen *) alle Bedeutung und möchte doch gerne herrschen. Deßhalb verbanden sich die dortigen Matadoren mit dem vierten Elemente, den jungen Zürcher Aristokraten, welche unter irgend einer Form die Herrschaft der Stadt, mit möglichster Schonung ihrer ökonomischen Interessen, wiederherzustellen suchen; diese entwarfen den Operationsplan, den die Geistlichen in Verbindung mit jenen ausführen mußten; die alte Aristokratie stand noch im Hintergrund. Wie es nun bis Montag **) gehen wird, weiß Gott. Es sind folgende Parteien im großen Rath: Die Bluntschlianer und Geistlichen mit der Stadtbürgerschaft; diese wollen, was die Bewegung will: Strauß fort oder quieszirt, Volksschule unter die Kirche, Hochschule soll bleiben; ***) das Justemilieu, die Majorität des Regierungsraths, diese will Strauß pensioniren und alle andern Forderungen abweisen; die Radikalen, deren Loosung ist: Strauß und die Hochschule oder ohne Strauß keine Hochschule, indem sie letztere eher hingeben, als eine Verfassungsverletzung zugeben wollen, um so mehr noch, da jene jetzt schon antiliberal sei und dieses durch den Sieg der Geistlichen noch mehr werden müßte. An die Radikalen werden sich viele Landgroßräthe anschließen, welche wie das Volk aus Sparsamkeit schon lange die Hochschule haßten. Hirzel steht mit der Ansicht der Majorität des Erziehungsraths, neben Strauß noch einen andern, der orthodoxen Richtung angehörigen Professor anzustellen, allein — trauernd, halb verzweifelnd, halb voll Hoffnung; er hält es für unmöglich, daß Strauß nicht komme, für unmöglich, die Hochschule aufzuheben, für unmöglich, daß das Volk aus seinem Wahn nicht bald erwache; er will alles Schöne und Edle und kann den Glauben an den Sieg desselben nicht aufgeben. Nie war Hirzel größer, liebenswürdiger und höher gestimmt als jetzt; er ist eine bewunderungswürdige Erscheinung. Im großen Rath wird er kämpfen wie ein begeisterter Held und er würde siegen, wenn die Rathsherrn sich nicht vor der physischen Gewalt der fanatisirten Volksmenge fürchteten.

*) Er starb gleichzeitig mit Regierungsrath Pfenninger von Stäfa im Februar 1838.

**) Den 18. März, dem Sitzungstage des großen Rathes.

***) Dies lag im Interesse der Stadt Zürich; daher wurde die Aufhebung der Hochschule, welche das Volk laut verlangte, vom Zentralkomite nicht unter die Forderungen der Volspetitionen aufgenommen.

Also werden höchst wahrscheinlich die Radikalen siegen. Es ist aber auch möglich, daß eine solche Masse Volks in den Rathssaal bringt, daß der große Rath aufgelöst wird; es ist möglich, daß Regierung und großer Rath auseinander getrieben werden, daß momentan eine Reaktion eintritt. Hirzel und Furrer hatten bewaffnete Macht zum Schutze des großen Rathes verlangt; die Majorität der Regierung ging jedoch nicht darauf ein aus Furcht, sowie sie denn aus Furcht alles verdorben hat. Die Aufregung unter den Radikalen ist auch groß, da sie nun an einen reaktionären Handstreich glauben. Mit ihnen sind die meisten höhern Offiziers, die kein Pöbel- und Pfaffenregiment wollen. Sollte ein Sturm erfolgen, so werden sie durch geordnete Truppen auf ihre Faust zu begegnen suchen, vielleicht vorübergehend einen Militärdespotismus handhaben, um die Ordnung wieder herzustellen.

Zürich, den 15. März 1839.

Dein Bruder

Lud. Snell.

An dem verhängnißvollen 18. März stimmten viele Landgroßräthe, die aus den insurgirten Gemeinden kamen und für jedes energische Votum die Rache der fanatisirten Haufen zu fürchten hatten, mit blutendem Herzen nur durch die Rücksicht auf die Sicherheit ihres Eigenthums und Lebens gezwungen, für die Pensionirung von Strauß, am 19. für eine Kommission über die Hochschulfrage und am 20. für eine solche über das Kirchen- und Unterrichtswesen. Im Hinblicke hierauf äußerte L. Snell, als er im Anfang April wieder nach Luzern ging, mit Wehmuth: „Die reaktionäre Partei in unserm Vaterlande hat aus diesen trauervollen Ereignissen neue Hoffnungen und neue Stärke geschöpft; die finstern, ultramontanischen Mächte haben ihren gefürchtetsten Gegner verloren, und der Obskurantismus ist in dem ruchlosen Spiele, das er seit Jahren mit der Entsittlichung demokratischer Prinzipien treibt, nicht entmuthigt worden. Unsere Kulturanstalten sind in Zweifel gezogen und müssen froh sein, wenn sie unversehrt davon kommen; der strebsame Stand der Volksschullehrer, der so schöne Leistungen versprach, ist durch das zentnerschwere

Gefühl unverschuldeter Mißkennung niedergedrückt, und unserm vielverdienten Seminardirektor zum Lohn für all' seine Mühen und Arbeiten der bittere Kelch des Undanks gereicht worden; unsere ausgezeichnetsten Gelehrten sind wegen des böotischen Richterspruchs, der an einem Priester der Musen vollzogen wurde, mit Eckel erfüllt und stehen trauernd an den Altären der Wissenschaft; die frohe Aussicht, eine gebildete Generation, würdig und fähig der Freiheit, aufwachsen zu sehen, ist durch die Thorheit derer, die an ihrem Geiste noch die Narben von den Fesseln der Aristokratie und des blinden Glaubens tragen, gewaltig gedrückt worden. Die Ehre der Freistaaten in den Augen der Monarchie, die, wenn von irgend einem Kanton, von dem unsrigen bisher rein erhalten wurde, ist befleckt, und der alte Zweifel, ob in Republiken eine konsequente Durchführung der höheren Aufgaben des Staates möglich sei, verstärkt worden. Endlich — und das ist das Schlimmste von allem — unser Volk hat seine politische Unschuld verloren. Bei allen Volkserhebungen gibt ihm die Geschichte das Zeugniß, daß es ungerecht gelitten oder Rechtmäßiges verlangt habe; diesmal hat es sich an seiner freien, selbstgewählten Verfassung und an seinen selbstgewählten Behörden versündigt." *)

Doch mit dem Frühling kehrten nach den rauhen Februar- und Märzstürmen wieder Ruhe und Frieden zurück, das gesammte Staatsleben bewegte sich neuerdings in den konstitutionellen Geleisen, und die liberale Partei fühlte sich in ihrer Herrschaft sicherer als je. Die Briefe, welche L. Snell in Luzern von seinen Freunden aus der Stadt empfing, sprachen sich mit großer Freude hierüber aus und jubelten über den errungenen Sieg. Aus diesem Grunde ermuthigte er auch Seminardirektor Scherr, der sich zur Erholung an den Bodensee zurückgezogen hatte, in einem öffentlichen Sendschreiben **)

*) S. schweiz. Republ. Nr. 29 von 1839.

**) S. Beilage 4.

zum Ausharren auf seinem Posten. Freilich vernahm er mit großer Besorgniß von seinen Freunden ab der Landschaft die grollende Stimmung des Volkes, mit welchem sie in täglichem Verkehre lebten, die tiefen Wunden, welche der Glaubenssturm selbst den Gemüthern der ruhigsten und friedlichsten Bürger geschlagen hatte, den unversöhnlichen Haß, welcher im Stillen gegen die Straußen fortwühlte, mithin alle diejenigen Anhaltspunkte, welche der städtischen Reaktionspartei für den endlichen Sturz der Regierung geboten waren. Ebenso entgingen ihm in Luzern die Wühlereien nicht, welche von der ultramontanen Partei, ermuntert durch die Vorgänge in Zürich, in Luzern, Aargau, Solothurn, St. Gallen und selbst in Bern unter der katholischen Bevölkerung gegen die freisinnigen Regierungen ins Werk gesetzt wurden. Dies alles befestigte in ihm nur die längst gehegte Ueberzeugung, daß die politische und kirchliche Reaktion in vollem Anzuge sei; der Plan derselben trat ihm auch klar vor Augen; der Sturz der liberalen vorörtlichen Regierung von Zürich sollte der ultramontanen Partei in Luzern, Aargau und Solothurn bei Anlaß der Verfassungsrevisionen zum Siege verhelfen und auch dem liberalen Bern den Untergang bereiten. Wie durch Zürich die Regeneration gesiegt hatte, so sollte durch dasselbe auch wieder die Reaktion herbeigeführt werden.

Mit bangen Ahnungen erfüllt, begab sich L. Snell im August, da das Glaubenskomite aufs neue in Funktion trat, wieder nach Zürich zurück und wählte sich hier auch wieder zum Aufenthaltsort die ihm lieb gewordene Platte. Aber wie verschieden war die Lage der liberalen Partei im Anfang der dreißiger Jahre von der gegenwärtigen am Ausgange derselben? Damals war sie einig und stark, jetzt zersplittert und ohnmächtig; damals arbeitete sie mit Feuereifer an der Verwirklichung ihrer Reformideen, jetzt sah sie gebrochen der Zertrümmerung ihrer Schöpfungen entgegen; damals war sie der ganzen Eidgenossenschaft eine Leuchte für alle humanen

Bestrebungen, jetzt erwartete sie ihre baldige Auflösung; damals half sie den aristokratisch-klerikalischen Sarnerbund vernichten, jetzt bereitete sie durch ihren Sturz den aristokratisch-jesuitischen Sonderbund vor. Was L. Snell ahnte, trat nur zu bald ein; Rath schaffen unter Verhältnissen, unter denen keiner möglich war, das konnte auch er nicht.

Am Morgen des unglücklichen 6. September wanderte er unerkannt unter den Landleuten auf der Platte und an der oberen Straße umher, und unter freundlichen Gesprächen mußte er sich bald überzeugen, daß viele, indem sie der Bürklizeitung und den Geistlichen geglaubt hatten, eigentlich weiter gebracht worden seien, als sie voraussahen und wollten; es war dies für ihn ein wohlthuender Trost an diesem Trauertage und zugleich eine wichtige Beobachtung für die Zukunft. So tief ihn bei diesem Anlaß der Leichtsinn des Volkes, mit welchem es sich unwürdigen Führern anvertraut hatte, die Verirrung desselben, in welche es durch den religiösen Fanatismus gerathen war, betrübten, so war doch jene einzige Beobachtung wieder hinreichend, den Glauben des unerschütterlichen Republikaners an die Unschuld des Volkes und die Hoffnung auf dessen Rückkehr in die richtige Bahn neu zu bestärken; und gewiß erinnerte er sich der Worte, die er kurz vorher einem seiner Freunde schrieb: „Wie viel ist seit Anfang dieses Jahres geschehen! Wie wenig Erfreuliches! Worin liegt der Grund? Im Herrenthum, sagen die Einen. Zum Theil haben diese Recht: die neuen Regenten vergaßen im Dünkel ihren Ursprung und ihre Bestimmung. Aber ein anderer Grund liegt in dem Mangel innerer Bildung im Volk. Wann hätte diese auch kommen sollen? und woher? Das Volk hat den Willen zur Freiheit; es fehlt ihm aber das richtige Urtheil über die Mittel; daher ist es stetsfort die Beute jedes Verführers und dieser Blödsinn ist so groß, daß es sogar den Marktschreiereien derer glaubt, die es Jahrhunderte in der Knechtschaft hielten. Das ist mein credo."

Während L. Snell ganz ruhig auf der Platte blieb, waren die Häupter der gestürzten freisinnigen Partei nach allen Richtungen zerstoben. Auf den Wunsch von Dr. Kas. Pfyffer, der nun das Schicksal Luzerns klar voraussah, begab er sich Sonntags den 8. September zu den flüchtigen Liberalen nach Baden, um dieselben zu einer energischen That zu bewegen; aber Schmerz und Unmuth bei den einen, Furcht und Hoffnungslosigkeit bei den andern vereitelten alle Versuche der Art; eine solch schreckliche Niederlage, wie die Liberalen des Kantons Zürich am 6. September, hatte noch nie eine Partei erlitten; es herrschte unter ihnen eine vollständige Auflösung, Desorganisation und Entmuthigung. Voll düsterer Ahnung kehrte L. Snell wieder nach Zürich zurück, „vielleicht", wie er sagte, „zu den Ruinen des schönen Gebäudes, das ich habe aufführen helfen." Oberrichter Füßli, der auf einige Zeit nach München reiste, bat ihn dringend, interimistisch den Republikaner fortzusetzen, was er auch that. Nachdem der große Rath unbedingte Amnestie ausgesprochen hatte, um die neue Ordnung der Dinge nicht durch furchtbare Hochverrathsprozesse zu erschüttern, kehrten die Flüchtigen allmälig zurück. Ulrich, Füßli und Hirzel, der mit W. Snell vom Rigi kam, fanden sich bald bei L. Snell zusammen; sie beschworen ihn „bei allem, was ihm werth und theuer sei", in Zürich zu bleiben und durch den Republikaner den Kampf gegen die Septemberpartei zu führen. Er war aber in trüber Stimmung und sein Bruder Wilhelm theilte seinen Schmerz von ganzer Seele; denn kaum hatte der unerbittliche Tod 1838 ihren Bruder Christian, den allgemein geachteten Rektor des Pädagogiums von Wiesbaden, hinweggerafft, so erhielt Ludwig in diesen Tagen die Nachricht, daß auch ihr Lieblingsbruder Friedrich gestorben sei, der als Seelsorger vorzugsweise der Bildung der Jugend sich gewidmet und für dieselbe ein sehr verbreitetes Lehrmittel „Geisteslehre, ein Leitfaden beim Jugendunterrichte" geschrieben hatte.

Wenn auch der Gedanke, im Sinn und Geiste seines seligen Bruders zu wirken, L. Snell hätte bestimmen können, den dringenden Bitten der genannten Freunde zu entsprechen, so schreckten ihn hievon doch wieder zurück einerseits die Furcht, die herrschende Partei werde gegen ihn oder die freie Presse einen Gewaltstreich wagen und er sehe also nur einer neuen Verfolgung entgegen, anderseits das Bewußtsein, die Liberalen werden ihn in ihrer Entmuthigung und Niedergeschlagenheit nicht energisch unterstützen; und mit Rücksicht auf letzteres sagte damals der schweiz. Beobachter nicht mit Unrecht: „Wol rufen sie den Geist an in der Noth; doch graut es ihnen, wenn der Geist erscheint." So war das Ersuchte schwer; aber eben so schwer war es, dasselbe abzuschlagen; die Hoffnung jedoch, die Kräfte der desorganisirten liberalen Partei wieder zu sammeln und zu einigen und dadurch ein verführtes Volk neuerdings auf die rechte Bahn zu leiten und so die schönen Schöpfungen, die dem Geiste des Tages von Uster entsprangen, zu retten, bestimmte L. Snell endlich, gemeinschaftlich mit Füßli die Redaktion des schweiz. Republikaners fortzuführen; in Verbindung mit den erwähnten Freunden wurde der Operationsplan festgesetzt und in der Ausführung desselben boten sich noch rüstige Kämpfer in dem „Landboten von Winterthur" und in Scherrs „pädagogischem Beobachter". Die Stimmung, welche L. Snell damals beseelte, erkennen wir am deutlichsten aus folgender Stelle eines Briefes an seinen Freund Bornhauser:

„Die Tendenz zur Barbarei ist in Zürich sehr bestimmt vorhanden und die Regierung wagt es nicht, sie offen zu bekämpfen. Die Aufsätze, die ich darüber im Repbl. gemacht*), haben vielen Aerger erregt. Man schämt sich nicht, das Schlechte zu thun, will aber nicht, daß es jemand verkünde. Das ganze Schulwesen wird vandalisirt wer-

*) S. schweiz. Repbl. „Die Tendenzen des neuen Regiments" Nr. 81 und 83 von 1839.

den, d. h. unter dem Namen der Religion wird der Aberglaube repristinirt. Was mich am tiefsten schmerzt, ist die schändliche Profanation des geistlichen Standes durch ihn selbst. Wo soll das hinaus? Wehe den Pharisäern, wenn dem Volke einmal die Augen aufgehen! Schon deßhalb wünschte ich der Zeitungslast los und von Zürich weg zu sein, um in einer eigenen Schrift die schreckliche Heuchelei, die getrieben worden ist und noch getrieben wird, zu entlarven. Die Zürcher Ereignisse haben in meinen Augen das Schicksal der Schweiz auf die Spitze gestellt. Es ist möglich, daß die ruchlose Partei, welche nun triumphirt, wieder niedergeworfen wird und dann mag eine bessere Zukunft von einer edlern Nachkommenschaft für die ganze Schweiz errungen werden. Hält sich aber diese, mit Göttlichem und Menschlichem den schändlichsten Mißbrauch treibende Partei, so wird sie nach und nach alle Kantone in die gleiche Pfütze hinabziehen. Schon längst spinnt die Aristokratie allenthalben an dem alten Verrath und die römische Priesterpartei arbeitet an einer Verthierung des Volks, indem sie allen Aberglauben, allen Vorurtheilen, alles, was die Vernunft schändet, in Schutz nimmt und ihm das Gepräge der Religion aufdrückt. Daneben besteht eine ultrademokratische Partei, die der rohesten Pöbelherrschaft das Wort redet, und eine Gewalt der Volkssouveränetät proklamirt, vor welcher die Musen wie die Gottheiten der Gerechtigkeit und Freiheit mit Grausen fliehen und der Genius der Menschheit zürnend die ewigen Tafeln der Menschenrechte niederwirft wie Moses, als er vom Sinai zu der berückten Menge kam. Ja, mein Freund, ich sehe in der Zukunft entweder die Grabesnacht der Aristokratie oder die Feuersäule der Verwüstung, aber nicht die heilige Flamme der Freiheit. Ein Mittel kann vielleicht retten, wenn sich alle Männer, die einen reinen, heiligen Sinn für das Vaterland hegen, die Gebrechen einsehen und die Mittel der Heilung kennen, sich vereinigen und in einer wöchentlichen oder monatlichen Zeitschrift zu dem Volke reden; dabei wäre ich gerne. Diese Idee hat mir mein Freund Orelli, der beste unter allen Zürchern, mitgetheilt und ich glaube, es könnte da noch eine Stimme laut werden, die zu den Herzen dringen würde; denn das Volk geht offenbar in der Irre herum wie die Kinder Israels; aber es hat keinen Moses, der es ins Land Kanaan führte.

Zürich, den 16. Oktober 1839."

Wenn jemand auf das Verdienst, letzteres gethan zu

haben, Anspruch machen kann, so ist es L. Snell. Der von ihm und seinen Freunden festgesetzte Operationsplan, welcher im schweiz. Republikaner durchgeführt werden sollte, war zugleich offensiv und defensiv. L. Snell erkannte sehr bald, daß der Zweck der Septemberpartei dahin ging, die liberale Partei politisch ganz zu vernichten und die Herrschaft der Stadt in einer neuen Form wieder herzustellen, da das Projekt einer Verfassungsänderung an der Abneigung des Volkes, dem die Verfassung theuer war, scheiterte. Alle wichtigen Aemter sollten mit Stadtbürgern aus der Zahl der „Frommen", d. h. der Septembermänner, besetzt, die Liberalen in den Bann der Gottesläugner gethan, der große Rath aus den Frommen der Landschaft mit der besondern Geistesrichtung, d. h. aus bildungslosen und politisch unfähigen Männern gewählt und so ein Regiment gebildet werden, in welchem die Stadt zur Regierung berufen und die Landschaft auf Null reduzirt würde. Diese neue Stadtaristokratie betrachtete L. Snell als die erste verwundbare Seite der Reaktion, die ihm Gelegenheit gab, den Kampf vom kirchlichen Gebiete wieder auf das politische hinüberzuspielen und dadurch in der Zukunft auf bessere Wahlen in die Bezirksbehörden und in den großen Rath hinzuwirken, was auch um so leichter möglich war, da die Gemeindsbehörden nicht erneuert wurden und die Liberalen also fortdauernd die Gemeindsangelegenheiten leiteten.

Während L. Snell die Lehre von Dr. Strauß nie berühren wollte, da er sie nach seiner Ueberzeugung nicht loben konnte und um die gestürzte Regierung nicht zu kompromittiren, auch nicht tadeln durfte, hob er dagegen je länger, je stärker den politischen Betrug hervor, den man im Namen der Religion mit dem Volke getrieben hatte, und geißelte er auch besonders scharf den unheimlichen Geist des pharisäischen Pietismus, der dem ganzen Staatsleben ein durchaus düsteres Kolorit verlieh. Die eigentliche Achillesferse für die Offensive erblickte er aber mit Recht in dem unnatürlichen Bunde, den der 6. September

mit dem Ultramontanismus schloß, weil das protestantische Bewußtsein des Zürchervolkes sich gegen denselben empören mußte und mithin nichts geeigneter war, die furchtbaren Folgen der September-Reaktion für die ganze Schweiz zu entlarven. Jener Bund war auch so unerhört und so absolut unzürcherisch, daß den alten Heroen in der Wissenschaft und Staatskunst, wenn sie solchen hätten voraussehen können, vor Entsetzen die Haare zu Berg gestanden wären.

Leicht war die Defensive gegen die Angriffe auf die freie Verfassung, da man es nicht hätte wagen dürfen, dieselbe in ihren Grundprinzipien zu erschüttern. Mehr fürchtete dagegen L. Snell für die freie Presse; mit Besorgniß sah er einer Beschränkung und einem Verbot entgegen, die „schöne Bewegung" der Kritik der Presse zu unterwerfen, um dieselbe dadurch zu sanktifiziren. Da den Liberalen die Leitung der Gemeindsangelegenheiten nicht entzogen, die Verfassung nicht abgeändert und die Presse nicht beschränkt werden durfte, so überzeugte sich L. Snell bald, daß die neue Aristokratie auf schwachen Füßen stehe und er zweifelte daher nicht, daß dieselbe mit Hülfe der Presse, der Vereine und Volksversammlungen, zwar nicht ohne Mühe, aber doch in kurzer Zeit überwunden werden könne. Die Defensive war unter solchen Verhältnissen wesentlich auf die Erhaltung der neuen Bildungsanstalten, namentlich der Volksschule, gerichtet; denn die bildende Kraft der letztern sollte durch die alte Kirchenregierung und Katechismustrüllerei vernichtet werden. Aber die Volksschule war den Landleuten lieb und theuer geworden und daher konnte hier ein Zentralpunkt der Opposition geschaffen werden. L. Snell machte es sich daher zur Hauptaufgabe, die Lehrer aus der Schule Scherrs in einer festen Verbindung zu vereinigen und sie mit der ganzen Macht der liberalen Partei zu unterstützen.

Aus diesem Operationsplan geht deutlich hervor, daß die Führer der Liberalen mit L. Snell darin einig gingen, das

Septemberregiment nicht durch einen rohen Gewaltakt, sondern nur durch die Mittel und Wege, welche die Verfassung an die Hand gab, zum Sturze zu bringen. Dieser Operationsplan wurde auch konsequent im schweizerischen Republikaner durchgeführt. Die Bürde, welche L. Snell sich durch Mitübernahme der Redaktion desselben auflud, war groß, da ihm vorzugsweise der wichtigste Theil der Polemik überlassen wurde. Auf die Ausarbeitung der betreffenden Artikel verwandte er die größte Sorgfalt, da es unter dem herrschenden Meinungsterrorismus äußerst schwer war, der eingetretenen Reaktion entgegen zu wirken. Und doch that er dies mit großem Erfolg, da er sich wie immer aller persönlichen Angriffe enthielt, desto schärfer aber die Prinzipien und Tendenzen des neuen Regimentes geißelte. Es war ein Glück für die liberale Partei, daß gerade er, der im Anfang der dreißiger Jahre den neuen Kulturstaat hatte schaffen helfen, sich durch den schweizerischen Repblkr. an ihre Spitze stellte, indem er, ausgerüstet mit den früher angedeuteten Eigenschaften, die geeignetste Persönlichkeit war, um alle Angriffe auf die neuen Schöpfungen prinzipiell zurückzuweisen.

In all' diesen Kämpfen wurde L. Snell über das bunte Gewirre der Ereignisse und die betrübenden Erscheinungen des Lebens gehoben durch seinen festen Glauben an eine höhere Waltung, an den endlichen Sieg des Wahren und Guten und durch sein unerschütterliches Vertrauen auf die Unverdorbenheit und Reinheit des gesunden Volksgeistes. Dieser Glaube und dieses Vertrauen verliehen ihm auch jene wunderbare Sprache, durch welche er gleichsam mit dem Zauberstabe der Poesie die Herzen seiner Leser in einer trostlosen Zeit begeisterte und erwärmte, ihren Muth und ihre Kraft stärkte und belebte und sie zur Verwirklichung der von ihm entwickelten Ideen anfeuerte und entflammte. In jenen Tagen der hereinbrechenden Kulturreaktion erwarb er sich im Repblkr. unerbliche Lorbeeren auf dem Gebiete der Publizistik, indem erst

gleich einem Cherub schützend vor den in ihren Grundfesten erschütterten Säulen des regenerirten Staatslebens stand und mit dem heiligen Zorne eines Propheten diejenigen zurückschreckte, welche mit frevelnder Hand dieselben zu zerstören wagten, und indem er zugleich in Tausenden den Götterfunken für sein Ideal einer Kulturdemokratie im Gegensatz zu jeder Ochlokratie und Aristokratie entzündete; und dies alles that er, ohne daß selbst das wachsamste Auge seiner Gegner einen Grund zu einer Anklage entdecken konnte.

So wurde durch L. Snell der Repblkr. wieder Führer und Leitstern der Liberalen und zwar nicht nur in allen kantonalen, sondern auch in allen eidgenössischen Angelegenheiten. Es war dies um so bedeutungsvoller, als viele der freisinnigen Männer von der Sache des Fortschritts abgefallen oder zu den stillen Musen zurückgekehrt waren oder wegen der rohen Gewaltakte, die selbst von angesehenen Leitern der Septemberbewegung mißbilligt wurden, und wegen des religiösen Fanatismus, der die Masse des Volkes noch immer beherrschte, ihren Glauben an dasselbe für die Verwirklichung ihrer Prinzipien verloren hatten. Das Gefühl des vereinigten und gemeinsamen Wirkens für ein aufgegebenes Ziel unter den Freisinnigen zu Stadt und Land durch den Repblkr. geweckt und genährt zu haben, das ist L. Snells großes Verdienst in jener Zeit ihrer Niedergeschlagenheit und Entmuthigung. Er, der personifizirte Schutzgeist des Tages von Uster, sammelte wieder dessen alten Freunde um sich und zog auch die unter dessen Genius herangewachsene jüngere Generation an sich; er war der Priester am Altare des Vaterlandes, der das heilige Feuer der dreißiger Periode nährte und durch dessen pflegende Hand leuchtete dasselbe auch in einem neuen Geschlechte empor.

In freudiger Erinnerung an jene Zeit, wo die Liberalen trotz der entmuthigenden Niederlagen und Rückschritte, trotz der fortgesetzten Verläumdungen und Verfolgungen, trotz der

versuchten Einschüchterungen und ausgesprochenen Drohungen zuerst in kleinern, dann in immer größeren Gesellschaften sich zusammen fanden und über die Schritte für Verjüngung und Kräftigung ihrer Partei sich besprachen, vergegenwärtigen sich viele wol gerne die Abendstunden, die sie damals auf der Platte verlebten. Dort vereinigten sich am Abend die Vaterlandsfreunde aus Zürich und dessen Umgebung; dort ertönten die seelenvollen Gesänge der Lehrer, die von nah und fern heranpilgerten, um Rath zu finden und Muth zu schöpfen; dort wurden die Pläne geschmiedet, die Kommissionen abgehalten, die Vereine gegründet und die größeren Volksversammlungen veranstaltet, durch welche allmälig der Reaktion ein Ende gemacht wurde; und dort geschah dies alles in so freier und ungezwungener Weise, wie in den ersten Jahren der dreißiger Periode. Wer jene Abendstunden mit durchlebt hat, der weiß von schöneren Zeiten zu erzählen, als die Gegenwart sie bietet; *) denn in denselben suchten und fanden Hirzel, Orelli und Ulrich regelmäßig ihre Erholung und zu ihnen gesellte sich noch der „Alte vom Berge", der von dort aus gleich einem Jupiter seine Blitze und Donner gegen die hereinbrechende Reaktion schleuderte.

Vergegenwärtigen wir uns das Bild des alten Stammgastes auf der Platte, wie solches von einem seiner Freunde entworfen wurde. „Ein hagerer Mann mittlerer Größe, ein etwas verkürztes, ovales, blasses Antlitz, Nase und Kinn fein geformt, die Stirne mehr breit als hoch, der Mund meist etwas verzogen, glatt schließende, flache Lippen, die Augen klein, mit etwas zuckendem Blicke, der Hals kurz und fast abnorm. Der Anzug grau und unscheinbar, das Haupt stets mit altmodischer Mütze bedeckt. So sitzt er behaglich im ge-

*) Erscheinungen dieser Art waren unmittelbar nach dem 6. Sept. nirgends im Kanton zu finden außer in Winterthur, wo der zweite Zentralpunkt der liberalen Bestrebungen war.

selligen Kreise; die unvermeidliche Gefährtin, die Pfeife am langen Rohre, wird von der rechten Hand etwas vorgehalten, die Spitze zwischen dem linken Mundwinkel gibt in geregelten Stößen die das Gesicht umspielenden Wolken. Das Gespräch wird lebhafter, heiterer. Er nimmt vorerst nur spärlichen Antheil in einzelnen Worten, gleichsam gemessenen Sentenzen; doch allmälig beleben die Züge sich mehr und mehr, das Gefühl der Freundschaft durchströmt ihn, gesellige Freude erwärmt ihn, und nun theilt er mit nicht nur aus dem reichen Schatze seiner Erfahrungen und seines Wissens, sondern auch aus der Fülle seines Gemüthes." So ruhte L. Snell jeden Abend aus von den geistigen Anstrengungen, die ihm durch die Redaktion des Republikaners, durch die ausgedehnte Korrespondenz und durch die Ausarbeitungen für Komite's und Kommissionen, für Vereine und Versammlungen bereitet wurden. Ebenso große Erholung fand er auf den weiten Spaziergängen am herrlichen Zürichberg, auf welchen ihn stets zum Schutze gegen allfällige Rohheiten der große, schwarze Hund eines Nachbarn begleitete.

Als äußere Umrisse der Septemberperiode, die an Szenen tiefer politischer Aufregung nicht ihres Gleichen in der Geschichte kleinerer Staaten hat, mögen folgende Züge dienen. Mit großer Vorsicht begann L. Snell die Polemik, um nicht Preßbeschränkungen zu provoziren; aber schon am 22. November konnte er den Trauerartikel über den „geschändeten Ustertag" *) schreiben, der in Tausenden eine sichtbare Enttäuschung und eine hohe Begeisterung erzeugte. Im Winter $18^{39}/_{40}$ ward schon durch ihn die innige Verbindung der freisinnigen Lehrer im „Lehrervereine" bewirkt, wobei besonders die damaligen Sekundarlehrer Zollinger und Grunholzer die größte Thätigkeit entwickelten; die Hauptendenz dieses Vereins bestand darin, die Septemberreaktion, welche von der Kirche

*) S. Beilage 5.

herbeigeführt wurde, durch die freie Volksschule zu überwinden. Schon am 15. Dezember reichten 430 Mitglieder der Landbotengesellschaft die von L. Snell verfaßte Adresse *) für Aufrechterhaltung des blühenden Zustandes des Volksschulwesens dem Regierungsrath ein. Zur Ermuthigung der Lehrer schrieb er im Republikaner während der düstern Januar- und Februar-Tage von 1840 die prachtvollen Artikel über „die Geschichte des zürcherischen Schulwesens" **) und bearbeitete er die Schrift „Geist der neuen Volksschule", ***) worin er nach einer gediegenen Darlegung der Geschichte und der Grundzüge der neueren Volksbildung in dem Abschnitte über die Hoffnungen, welche der Menschen- und Vaterlandsfreund aus derselben schöpfen könne, ein herrliches Bild von der schönen Zukunft entwarf, die unfehlbar aus dem neuen Bildungssystem erblühen müsse.

Bald darauf veröffentlichte L. Snell eine von seinem Bruder in den zwanziger Jahren verfaßte Abhandlung „über den Protestantismus und seine Gefahren" †), welche er mit Anmerkungen begleitete, in denen er die Uebel politischer und religiöser Intoleranz, die dem Kanton Zürich von der pietistischen Richtung des Klerus drohten, entwickelte. Schon im Sommer wurde die projektirte Absetzung von Pfarrer Tobler in Weiningen wegen seines am Sängerfeste im Seefeld am 15. Juni gehaltenen Toastes auf den Denkglauben durch die kräftige Stimme des Republikaners und durch kleinere Volksversammlungen, wobei die Stimmung des Volkes sondirt werden konnte, vereitelt. Wärmer als je waren die Liberalen für die Errungenschaften der dreißiger Jahre begeistert und

*) S. Beilage 6.

**) S. Nr. 5, 8, 10, 13 16 und 19 von 1840.

***) Erschienen in St. Gallen im März 1840. Der Verfasser hielt diese Schrift, sowie die „über die Bedeutung des Kampfes rc." für seine gelungensten Arbeiten.

†) Erschienen in Winterthur.

in dem klaren Bewußtsein ihres Wollens und Wirkens ruhte ihre Einigkeit und in ihrer Beharrlichkeit und Aufopferungsliebe ihre Stärke. Die Männer, geboren, erzogen und aufgewachsen in dem Volke, vertraut mit dessen Bedürfnissen, ausgezeichnet durch Intelligenz und Moralität, waren, nachdem sie aus den obersten Landesbehörden vertrieben worden, wieder in die Kreise ihrer Heimat zurückgekehrt, wo sie als Volkstribunen ihre Stimme erhoben, wenn ihre Mitbürger der heiligsten Rechte beraubt werden sollten; deßhalb gewannen sie auch allmälig ihren alten Anhang wieder und trugen bei den im Anfang Juli stattgefundenen Erneuerungswahlen der Bezirksbehörden beinahe durchgehends den Sieg davon.

Ermuthigt und angefeuert durch den Republikaner, entwickelten die Lehrer und die übrigen Liberalen eine immer stärkere Opposition gegen das Septemberregiment. Am 31. Aug. sagte sich der Lehrerstand durch die Synodalbeschlüsse von Winterthur entschieden von dem Septemberthum los — ein Akt, welcher in der Geschichte des Volksschulwesens seines Gleichen nicht findet. Beim Herannahen des 22. November durfte der Republikaner schon zu einer öffentlichen Feier des Tages von Uster, durch welchen die Landschaft von der Herrschaft der Stadt sich emanzipirte, auffordern; mit gleichgesinnten Freunden veranstaltete L. Snell zur Feier desselben die Volksversammlung von Bassersdorf, wo etwa 3000 angesehene freisinnige Männer aus allen Theilen des Kantons in einer Adresse an den großen Rath ihren Abscheu vor der Septemberherrschaft ausdrückten. So wankte dieser durch die Thätigkeit der Liberalen in den verschiedenen Vereinen, namentlich in den Sängervereinen, der Boden bereits unter den Füßen, als Ereignisse eintraten, welche L. Snell die Gelegenheit boten, die Septemberreaktion in ihrer verwundbarsten Seite anzugreifen.

„Es waren" — so schrieb er am 2. Januar 1841 — „die Jahre 1839 und 1840, in welchen während der vorört-

lichen Leitung Zürichs die ganze ultramontane Presse ihre Tendenzen offen enthüllte; man darf nur erinnern: an die unerhörte Schamlosigkeit, mit welcher alle freisinnigen Männer der Schweiz vor dem Volke als Gottesläugner gebrandmarkt; an die schmählichen Gaukelspiele, welche mit den ehrwürdigsten Grundsätzen der Freiheit getrieben; an die Zerrbilder von Sanskülottenkonstitutionen, welche dem Volke als Köder vorgeworfen; an die rohen Angriffe, welche ungescheut gegen alle Wissenschaft und Bildung und die Vertreter derselben erhoben; an die vandalischen Verketzerungen, mit welchen alle besseren Schulen als Pflanzstätten der Impietät denunzirt, allen neueren pädagogischen Schöpfungen die Vernichtung angedroht und die Fesseln der geistigen Zukunft des Volks unter der Herrschaft des finstern Jesuitismus vorbereitet; an die terroristischen Aeußerungen des Glaubensdespotismus, durch welche — mochte er als Pietismus oder Romanismus auftreten — die freien Bewegungen der Geister mit Dominikanergeheul verfolgt und die Freiheiten der höchsten Lehranstalten zum Skandale der Vernunft im Gebiete des Glaubens der Inquisition unterworfen; an die Brandfackeln der Intoleranz, welche, um die unter den Konfessionen längst entschlafene Feindschaft aufs neue zu wecken, unter das Volk geschleudert; und endlich an die tollkühnen Bestrebungen, durch welche, um den finstern Mächten Roms alle Pforten zu öffnen, die in jedem zivilisirten Staate anerkannten Staatsrechte in Kirchensachen vernichtet wurden." *)

In den Kapuzinermantel gehüllt, die Jakobinermütze auf dem Kopfe, das Brevier in der linken und die Brandfackel der Empörung in der rechten Hand, begann die ultramontane Verschwörung ihren Taranteltanz in den ersten zwei Wochen von 1841 im Kanton Solothurn und im Kanton Aargau; allein als die Umwälzungspartei in ihrem ersten Taumel sieg-

*) S. schweiz. Republikaner Nr. 1 von 1841.

reich mit Knitteln und Psalmen von einem Kanton zum andern zu schreiten wähnte, fand sie an dem mächtigen Bern ihre geographische Gränze; von dem Schultheißen Neuhaus vernahm sie das Schreckenswort: „Bis hieher und nicht weiter.“ Rasch lieh Bern den freisinnigen Regierungen von Solothurn und Aargau zur Aufrechterhaltung der verfassungsmäßigen Rekonstituirung durch den großen Rath seinen mächtigen Arm; am 10. Januar nahm das Volk von Solothurn die neue Verfassung an und am 13. Januar hob der Kanton Aargau auf den Antrag von Seminardirektor Keller sämmtliche Klöster auf, um der vom Volke bereits am 5. Januar genehmigten Verfassung ihre Existenz zu sichern. „Die Klöster mußten wissen, daß sie mit eisernen Würfeln spielten und der Verlust dieses martialischen Spieles auch ihre Existenz in Frage stellen konnte.“ *) An der festen und ruhigen Haltung, welche Bern, nunmehr nicht bloß politischer, sondern auch moralischer Vorort, dem Sturme entgegensetzte, kamen die Liberalen im Westen und Osten wieder zum Bewußtsein und schöpften neuen Muth und kühnes Selbstvertrauen. Allein im Kanton Luzern, dem bisherigen Vorort der liberalen katholischen Schweiz, siegte am 31. Januar die ultramontane Partei durch das Volk, indem dieses sich für eine Verfassungsrevision durch einen Verfassungsrath entschied und in diesen dann zum größten Theil Anhänger der ochlokratisch-pfäffischen Partei wählte. Hier konzentrirte der Ultramontanismus allmälig alle seine Kräfte und bildete sich unter der Eidgenossenschaft in ihrem Zentrum eine Höllenmaschine des Jesuitismus, welche, wenn sie nicht zerbrochen wurde, furchtbare Explosionen erzeugen mußte.

Prophetisch schrieb L. Snell bald nach der aargauischen Klosteraufhebung an seinen Freund, Pfarrer Bornhauser:

*) S. „die gegenwärtige Lage der Schweiz und ihre Gefahren“ (von L. Snell). Bern 1844.

„Ich betrachte die Klostergeschichte, welche wie der 6. September noch vielen die Maske abziehen wird, als ein vom Himmel gesandtes Gegengift gegen die verfinsternde, freiheitschändende und freiheitmordende Tendenz, die seit jenem Tage zum Schrecken aller Weisen und Edeln in der Schweiz um sich griff und eine entsetzliche Verwirrung und Ermattung fürchten ließ. Die Gemüther werden sich an der Klosterfrage wieder erholen, die Binden der Religionsgefahr von den Augen fallen, die Blendwerke der Aristokraten zerstieben, die Fesseln, die schon geschmiedet waren, zerbrechen, ganze Kantone neues Leben und frische Kraft gewinnen, die Völkerschaften von Osten und Westen in eine gemeinsame mächtige Richtung vereinigt werden. Die Nacht wird fliehen, ich wittere schon die Morgenluft eines schöneren Tages durch die ganze Schweiz. Mag St. Gallen rückwärts weichen, mag Luzern momentan in den Pfuhl gesunken sein, mag die Tagsatzung sich über einem Beschlusse den Kopf zerbrechen, — im Ganzen wird der Geist des Fortschritts siegen. Daher segne ich die Hand, die ausgeführt hat, was Du schon früher wolltest. *)

Auf der Platte bei Zürich, den 28. Februar 1841."

Sofort begann L. Snell im Republikaner eine bündige wissenschaftliche Erörterung der Klosterfrage, **) welche im Wesentlichen den Fond des Votums von Schultheiß Neuhaus bildete; zugleich aber regte er mit aller Macht einer populären Sprache die konfessionellen Gefühle des Zürcher Volkes auf, um das Septemberthum, welches eine innige Allianz mit dem Ultramontanismus eingegangen war, seinem raschen Untergange entgegenzuführen. Es war dies um so nothwendiger, da seit dem Septemberaufruhr, mit welchem das erste Stadium der Anarchie in der Schweiz begann, aus der die Ultramontanisirung der letztern hervorgehen sollte, eine so heillose Begriffsverwirrung eingetreten war, daß die Tagsatzung durch ihre Beschlüsse vom 2. April und 8. Juli eine Inter=

*) Bornhauser hatte nämlich schon 1836 im großen Rathe von Thurgau die Aufhebung der dortigen Klöster zur Sprache gebracht.

**) S. Nr. 7, 10, 18, 19, 20 und 22 von 1841.

vention zu Gunsten der aufrührerischen Klöster im Aargau einleiten wollte. Die Furcht vor einer solchen steigerte sich, als die Tagsatzung, nachdem Aargau am 19. Juli die Wiederherstellung von drei, am Aufruhr nicht betheiligten Nonnenklöstern zugestanden hatte, am 9. August auf den Antrag von Zürich eine Kommission zur Hinterbringung von Vorschlägen für eine eidgenössische Vermittlung niedersetzte.

Im Kanton Zürich hatte aber die liberale Opposition bereits eine allgewaltige Stärke erlangt; deßhalb regte L. Snell unter seinen Freunden die Veranstaltung einer großen Volksversammlung an und nachdem er die Gewißheit erlangt hatte, daß eine solche unfehlbar zu Stande komme, reiste er Mitte August über Luzern und Unterwalden nach Bern zu seinem Bruder, damit nicht neuerdings alles einem Fremden in die Schuhe geschoben werden könne. Er verlebte daselbst bis Mitte September, da er wieder nach Zürich zurückkehrte, herrliche Tage in dem freundlichen Verkehr mit den liberalen Tagsatzungsgesandten und in dem seelenvollen Umgange mit der ihm lieben Familie seines Bruders und arbeitete von dort aus ununterbrochen für seine Partei, indem er durch den Republikaner das protestantische Bewußtsein der Zürcher entflammte und die Handelswelt auf die kommerziellen Gefahren aufmerksam machte, die ihr aus einem Siege der Klosterpartei erwachsen müßten. Die große, etwa 25,000 Mann starke Volksversammlung von Schwamendingen am 29. August zerstreute nicht nur die Furcht vor der Nebelherrschaft der Septembermänner im Kanton Zürich, indem, hätte man nicht dem Plane einer innern Palingenesie des Volkes getreu bleiben wollen, ein Wink der Führer genügt hätte, um in aller Ruhe jene Herrschaft zu Grabe zu tragen; sondern sie gab auch dem Klosterhandel eine ganz andere Wendung, indem sich am 2. November auf der Tagsatzung $10^1/_2$ Stände für Wiederherstellung aller Klöster und $8^2/_2$ für Erledigung der Klosterangelegenheit aussprachen und so weder ein Restitutions- noch

Transaktionsbeschluß, den die Liberalen zu fürchten hatten, zu Stande kam. Das waren die Früchte des Tages von Schwamendingen. Im dankbaren Hinblicke auf den warmen Antheil, den L. Snell durch den Republikaner an der Verfechtung der Interessen Aargaus genommen hatte, sandte ihm eine Gesellschaft von dortigen Liberalen auf Neujahr 1842 ein Fäßchen Kasteler Wein, den er mit seinen Freunden in Zürich auf die selige Ruhe und den ewigen Frieden der Klöster leerte.

Während der 22. November 1841 Genf eine neue Verfassung, eine liberalisirende Regierung und eine entschieden freisinnige Klosterinstruktion brachte, wurde dieser Tag im Kanton Zürich beinahe überall, namentlich in der Umgebung der Stadt, recht festlich gefeiert. Am 16. Januar 1842 wurden die beiden verjagten Regierungsräthe Weiß und Fierz wieder in den großen Rath gewählt und am 20. Februar hielt der Schulverein, für dessen Gründung L. Snell auch mitgewirkt hatte, seine erste, sehr zahlreich besuchte Sitzung. Unter diesen günstigen Auspizien nahte die Zeit der Maiwahlen. Auf diese hin begann L. Snell im Republikaner eine Reihe von Artikeln, die zu seinen schönsten und ideenreichsten publizistischen Arbeiten gehören, indem er in denselben in seiner wundervoll poetischen Sprache seine Ansichten über die Verwirklichung einer Kulturdemokratie in einer Darstellung der geschichtlichen Entwicklung des Kantons Zürich seit 1798 niederlegte.*) Während er im Verlaufe seiner langjährigen

*) Um den reichen Inhalt dieser Artikel anzudeuten, geben wir nur die Ueberschriften derselben: Unsere Partei und die Helvetik, Nr. 22; die Mediation oder der Anfang der Reaktion, Nr. 23; die Restauration oder das Ende der Reaktion, Nr. 24; die Liberalen und ihr Wirken in Staat, Kirche und Schule, Nr. 26 und 27; der 6. September, Nr. 29; die Folgen des 6. Septembers, Nr. 30: wer bildet die liberale Partei? Nr. 32; was will die liberale Partei? Nr. 33; die Maiwahlen, Nr. 34 von 1842.

Kämpfe als Publizist sich nur höchst selten über Rohheiten von Seite der eigentlichen alten Aristokraten zu beklagen hatte, obschon gewisse Arbeiter am östlichen Beobachter und an der Bürklizeitung oft in das Gebiet des Gemeinen herabsanken, sahen er und seine Freunde sich doch erst zu persönlichen Angriffen genöthigt, als Dr. Bluntschli im Anfang des Jahres 1842 zum großen Nachtheil seines Vermögens und seines politischen Kredites die literarischen Windbeutel der Gebrüder Rohmer in seinen Sold nahm, als diese Federknechte gegen die Liberalen neuerdings die aus dem Septemberjahr herkommenden Vorwürfe der Irreligiosität und Inmoralität schleuderten und so den geistigen Kampf auf die eckelhafteste Weise durch die gröbsten Invektiven entweihten und als vollends mit rohen Gewaltthaten, z. B. mit der Zerstörung der Presse des Republikaners gedroht wurde, die freilich in bereit gehaltenen Scharfschützen eine sichere Stütze hatte. Es sahen sich deßhalb die Liberalen genöthigt, den Lebenslauf jener Söldlinge aus den Annalen der würtembergischen Zuchtpolizeigerichte öffentlich bekannt zu machen.

Daß von beiden Seiten alle Anstrengungen gemacht wurden, um den Sieg der einen und den Sturz der andern durch die Volkswahlen vom 1. Mai herbeizuführen, das läßt sich leicht denken. „Die letzten Tage", so schrieb L. Snell unmittelbar vor denselben seinem Bruder, „sind an menschlichen Leidenschaften und mächtigen Gefühlen, an regem Streben, Ringen und Kämpfen reicher und begeisterter als die 12 Jahre seit dem Ustertag von 1830." Das liberale Zentralkomite ging freilich von der falschen, auch von der N. Z. Z. verfochtenen Ansicht aus, daß man die Wahlzünfte möglichst sich selbst überlassen müsse, was bei dem Parteizwiespalt, der fast überall herrschte, durchaus fehlerhaft war; viele Freisinnige auf der Landschaft fühlten dies und fragten daher oft die liberalen Führer in Zürich um Rath. Bei diesem falschen Operationsplan mußte es kommen, daß, während alle hervor=

ragenden freisinnigen Männer der Landschaft gewählt wurden, alle intelligenten Häupter der frühern radikalen Partei aus der Stadt außer Dr. Keller, welcher nur auf dem angedeuteten Wege Berücksichtigung fand, vom Volke übergangen wurden; Ulrich, Füßli, Snell, Scherr, selbst Hirzel, dem erst bei einer Nachwahl die Ehre eines Volksrepräsentanten zu Theil wurde, waren nicht gewählt worden. Ob unter solchen Verhältnissen Dr. Keller die Wahl annehmen werde, das war die Hauptfrage des Tages. Angesehene Liberale begaben sich zu ihm, um ihn zur Annahme zu bewegen; allein sein Entschluß stand unwiderruflich fest; er erklärte: der Kanton Zürich müsse sich ermannen und dürfe sich nicht immer auf Einen verlassen; der große Rath müsse auch ohne ihn kämpfen lernen und wenn in demselben sich nicht andere neue und große Kräfte entwickelten, so würde auch er nicht im Stande sein, durch denselben die Fäulniß des 6. Septembers auszumärzen; auf die Erwiederung von L. Snell: was aber dann geschehen solle, wenn die Liberalen den Muth verlieren und der Kanton ganz in Fäulniß versinke, antwortete er: „Wohlan! wenn ich das sehe, will ich kommen."

L. Snell erkannte nun deutlich aus der damaligen politischen Lage der Dinge die zukünftige Politik des Kantons, was sich aus folgendem Briefe an seinen Bruder ergibt.

Lieber Bruder!

Die Liberalen haben nun 97 von den 192 direkten Volkswahlen, also gerade das absolute Mehr. Die Konservativen haben 82 und in der Mitte stehen 13 Schwankende. Nach dieser Berechnung hätte nun die liberale Partei im großen Rathe die indirekten Wahlen in ihrem Sinn machen und dann entscheidende Beschlüsse fassen können. Aber die Dinge haben sich gegen Erwarten geändert. Es hat sich unter den 97 eine zwar höchst kleine Fraktion entwickelt, welche mit den Moderaten unter den Konservativen transigiren will. Diese Verbindung wird nun eine Partei, ein juste milieu bilden und in ihrem Sinne auch die indirekten Wahlen bestimmen. An eine Revision der Gesetzgebung ist jetzt nicht mehr zu denken; es gibt für den Kanton eine liberalisirende

Latwerge-Zeit. In eidgenössischer Beziehung wird es besser gehen, aber auch nichts Entscheidendes geschehen; man muß froh sein, wenn die Klosterfrage gut erledigt wird; die Haupttendenz wird auch hier auf Vermittlung und Versöhnung, Friede und Freundschaft hinauslaufen. Bern wird fortdauernd an der Spitze der Partei des entschiedenen Fortschritts bleiben und sein Ansehen dem matten Zürich gegenüber nur um so größer werden. Neben dem angedeuteten juste milieu wird eine starre Septemberpartei und eine radikale Oppositionspartei dastehen; an die Spitze der letztern tritt Dr. Furrer, der sich bereits energisch erklärt hat und ihn wird die bedeutende Zahl der dezidirten Landgroßräthe unterstützen. Dr. Keller hat das Ding vorausgesehen und wollte darum nicht dabei sein. So stehen jetzt die Sachen und wie widrig mir nun der längere Aufenthalt in Zürich sein muß, siehst Du wohl ein.

Zürich, den 12. Mai 1842.

Dein

Lud. Snell.

Daß L. Snell richtig prophezeit hatte, ergab sich aus den indirekten Wahlen des neuen großen Rathes vom 17. Mai, indem $^2/_3$ derselben auf Konservative und nur $^1/_3$ auf Liberale fielen. Die zukünftige politische Haltung des Kantons erkannte man am deutlichsten daraus, daß Dr. C. Ulrich, der leidenschaftsloseste Führer der Septemberpartei, zum Präsidenten und Dr. J. Furrer, das Haupt der radikalen Partei, zum Vizepräsidenten des großen Rathes ernannt wurden. Wären in Folge eines andern Operationsplanes die politischen Freunde von Dr. Keller in den großen Rath gewählt worden, so hätte dieser in Verbindung mit jenen schon jetzt die Septemberpartei vollständig überwunden und dem Kanton Zürich seine alte Kulturbedeutung und seine frühere entschiedene Opposition gegen den Ultramontanismus wieder errungen. Unter den obwaltenden Verhältnissen trat jedoch an die Stelle der bisherigen, ausschließlich konservativen Herrschaft wie in Genf ein in eidgenössischen mehr als in kantonalen Fragen liberal-transigirendes Regierungssystem. In Folge dessen entschieden sich auf der Tagsatzung in der Klosterfrage am 26. Juli

$11^2/_2$ Stände für Aargau und $9^1/_2$ Stände für Wiederherstellung aller Klöster. Allein in Folge der inneren Wiedergeburt, welche das zürcherische Volk in einigen Jahren durch sich selbst vollendet und des tiefen politischen Bewußtseins, welches dasselbe vermittelst dieser eigenen Katharsis erlangt hatte, mußte der große Rath noch vor seiner Erneuerung durch das Volk eine energischere Stellung gegen den immer unheilvoller einherschreitenden Ultramontanismus einnehmen und die letzten Reste des Septemberthums aus der Regierung entfernen.

Schon vor den Maiwahlen schrieb L. Snell seinem Bruder: „Der heißen Zeitungsfehden werde ich doch endlich müde; ich muß aber noch einige Zeit aushalten: dann aber will ich die Feder niederlegen. Wenn ich jedoch Ruhe will, so kann ich nicht in Zürich bleiben; denn hier werde ich immer wieder bon gré mal gré in den Zeitungsstrudel hineingezogen." Dieser Entschluß, von der Redaktion des Republikaners zurückzutreten, welchen er auch seinen Freunden in Zürich schon früher eröffnet hatte, führte er Ende August aus, um so mehr, da auch Füßli, der für das große Opfer, welches er der guten Sache gebracht hatte, nicht die geringste Anerkennung fand, die Mitredaktion niederlegte. Der schweiz. Republikaner, der zweimal durch L. Snell ein freies Gemeinwesen schaffen half, hatte in Folge der nach den Maiwahlen eintretenden Transaktionspolitik seine eigentliche Lebensaufgabe gelöst und ging auch nach dem Wechsel verschiedener Redaktoren nach und nach ein. L. Snell äußerte oft, daß er den Septemberkampf im Kanton Zürich für seine verdienstlichste Handlung in der Schweiz halte und daß diese drei Jahre der an großen und manigfaltigen Gemüthsaufregungen reichste Abschnitt seines Lebens gewesen sei, ja daß er sich sogar in Betracht ihrer segensreichen Folgen mit der ganzen Septemberei gut abfinden könnte, wenn ihn nicht die Gräber seiner theuersten Freunde, eines Oberrichter Schultheß, gestorben 1840, eines Bürgermeister Hirzel, gestorben 1843, eines Staatsan-

walt Ulrich, gestorben 1844 *) und eines Oberrichter Füßli, gestorben 1845, an unersetzliche Verluste erinnerten.

Unmittelbar nachdem L. Snell die Redaktion des Republikaners niedergelegt hatte, machte er im Spätjahr 1842 eine Erholungsreise in seine geliebte Heimat, das Herzogthum Nassau. Nach einer 12jährigen Trennung, während welcher Zeit er durch sein einflußreiches Wirken sich große Verdienste um sein zweites Vaterland erworben hatte, sehnte er sich wieder einmal zurück in den Kreis seiner Geschwister und Verwandten, Jugendfreunde und Jugendgespielinnen, um mit ihnen nochmals an den Stätten froher Erinnerung oder an den Gräbern geliebter Todten den längst entschwundenen Zauber seiner Jugendzeit in der idyllischen Welt von Idstein sich zu vergegenwärtigen. Gegen Ende des Jahres kehrte er jedoch wieder in die Schweiz zurück und da erhielt er in Bern zu seiner großen Freude und Beruhigung von dem königlich preußischen Gesandten Baron von Werther eine Entscheidung auf seine 1841, nach dem Regierungsantritte des jetzigen Königs von Preußen, an dessen Ministerium gerichtete Vorstellung. In dieser hatte er, gestützt auf die Erwägung, daß nach der Ankündigung des neuen Regierungssystems der unter dem frühern geschlossene Tempel der Gerechtigkeit wieder geöffnet sei, das einfache Gesuch um ein „richterliches Urtheil" über seinen frühern politischen Prozeß gestellt. Diese Vorstellung wurde der Regierung von Koblenz zur Berichterstattung übermittelt und von dorther wurde der Antrag auf Nachzahlung der ganzen Besoldung seit seiner Entlassung als Gymnasialdirektor, also von 1824 an, und außerdem noch auf Aussetzung einer jährlichen Pension für die Zukunft gestellt.

Das Ministerium strich jedoch den ersten Theil des Antrages, bot L. Snell aber eine jährliche Pension von 400 preuß. Thalern, die er „im Ausland verzehren" könne, unter der Be-

---

*) S. Beilage 7.

dingung an, „daß er auf alle weitern Ansprüche aus seinen frühern Dienstverhältnissen in Preußen Verzicht leiste". Er schwankte anfangs, ob er das Anerbieten annehmen solle; allein er wollte jeden Schein von Plusmacherei vermeiden und außerdem erblickte er in dieser Form der Ausgleichung nicht sowol eine Pension als vielmehr ein rechtliches Abfinden, das ihn in seiner politischen Unabhängigkeit im Leben und Streben nicht im mindesten hindere; er nahm daher den Antrag an und zwar um so mehr noch, da er einmal eine Rechtfertigung vor der Welt und eine feste ökonomische Basis für das mit schnellen Schritten heraneilende Alter, die er sich trotz seiner vielfachen Thätigkeit bisher noch nicht hatte verschaffen können, wünschte. Gleichzeitig mit der Regulirung seiner Pension erhielt L. Snell von einem alten Freunde in Wetzlar die Nachricht, daß seiner bei dem 25jährigen Jubiläum als Stifter der Anstalt in höchst ehrenvoller Weise gedacht wurde — eine Nachricht, die ihm neuerdings bewies, daß er den Bürgern von Wetzlar in stets freundlichem Andenken geblieben sei.

Der Lebensabend von 1842—1854.

Von da an tritt L. Snells politischer Einfluß mehr oder weniger in den Hintergrund; seine intimsten Freunde waren von dem Schauplatze des öffentlichen Lebens abgetreten; die schweren Kämpfe, welche der immer drohender um sich greifende Ultramontanismus heraufbeschwor, erforderten jüngere frische Kräfte, die nicht nur mit der Feder, sondern selbst mit der Waffe sich zum Sturme gegen den Erzfeind politischer Freiheit und geistiger Bildung bereiten mußten. Er aber sehnte sich allen Ernstes nach Ruhe und mehr als einmal that er Schritte, um in stiller Einsamkeit eine größere schriftstellerische Arbeit auszuführen; allein der Geist der Unruhe und des Gewühls, der fortwährend sein Inneres mächtig bewegte und bis an sein Lebensende nie erlosch, hinderte ihn an der Verwirklichung dieses Vorsatzes: daher finden wir ihn immer da, wo es galt, für die Freiheit und Gerechtigkeit, für die Volksbildung und Volkswohlfahrt zu kämpfen; gleich einem Sturmvogel deutete er die am politischen Horizont heraufziehenden Wolken und gleich einem Maulwurf, dem das Graben und Wühlen und Erde-Aufwerfen von Natur zum Bedürfniß geworden ist, zog er überall, wo er sich aufhalten mochte, unreine Bestrebungen und unlautere Tendenzen ans Tageslicht.

Nach einem abwechselnden Aufenthalte in Bern, Aarau, Zürich, auf dem Rigi und in Luzern, wo nach der Zustimmung St. Gallens von der Tagsatzung endlich am 31. Aug.

1843 der verhängnißvolle Klosterstreit in liberalem Sinne entschieden wurde, weilte L. Snell über den Winter von $18^{43}/_{44}$ wieder auf der Platte und in Küsnach. Der obligatorischen Zeitungslast ledig, arbeitete er an der Fortsetzung seines „Handbuches des schweizerischen Staatsrechts," von welchem der zweite Band die Kantonsverfassungen der 13 alten und der dritte Band *) diejenigen der 9 neuen Kantone enthielt. Allerdings verlor diese Arbeit durch die großen, bald nach ihrem Erscheinen eintretenden Umgestaltungen im Bundes= und kantonalen Staatsrechte der Schweiz an praktischer Bedeutung; gleichwol besitzt sie immer noch einen innern Werth durch die kurzen Darstellungen über die geschichtliche Entwicklung derjenigen Kantone, in welchen seit der französischen Revolution bedeutende Veränderungen eingetreten waren und durch die gediegenen Erläuterungen über verschiedene Verhältnisse in den demokratischen Kantonen, welche mehr auf dem herkömmlichen, als auf dem geschriebenen Rechte beruhen.

Nach dem die Berufung der Jesuiten nach Luzern, das seit der Aargauer Klosteraufhebung der Mittelpunkt der ultramontanen Bestrebungen wurde, mit Gewißheit vorauszusehen war, nachdem die V altkatholischen Orte mit Freiburg auf den Konferenzen im Bade Rothen und in Luzern vom 12., 13. und 14. September 1843 das bekannte Manifest an alle eidg. Stände beschlossen hatten und nachdem der große Rath von Luzern am 18. Oktbr. die Konferenzbeschlüsse genehmigt hatte; da bemächtigte sich aller aufgeklärten und freisinnigen Schweizer, waren sie Reformirte oder Katholiken, die Ahnung eines großen Uebels, das sich allmälig zu entwickeln anfing, das Gefühl einer dumpfen und drückenden Schwüle, das ihnen die finstere und Verderben bringende Geistesnacht über ihr Vaterland voraussagte. Die damalige Lage der Dinge in der Schweiz hat kein Publizist tiefer und schär=

*) Erschienen in Zürich 1844 und 1845.

ser erfaßt und dargestellt als L. Snell in der noch im Novbr. ausgearbeiteten Schrift „die gegenwärtige Lage der Schweiz und ihre Gefahren" *). Er bestritt darin die allgemein herrschende Ansicht, daß jene Konferenzbeschlüsse keinen andern und höheren Zweck haben als die Wiederherstellung der aargauischen Klöster; er begründete vielmehr nach einer kurzen Darlegung der politischen und kirchlichen Entwicklung der Schweiz seit der Helvetik die Behauptung, der geheime Plan der katholischen Agitation liege in der von der Nuntiatur und den Jesuiten seit der Septemberrevolution angestrebten Vereinigung der gesammten katholischen Schweiz unter dem römischen Kirchensystem oder unter der Hegemonie der Jesuiten, wie solche vor 1798 vorhanden war, indem diese Idee von der seit dem 1. Juli 1842 unter dem ominösen Titel erschienenen „katholischen Staatszeitung" bald als „borromäischer Bund," bald als „konfessionelle Trennung," bald als „katholischer Bund" verfochten worden sei.

In scharfen Zügen entwickelte L. Snell in der genannten Schrift die geheimen Tendenzen dieser von den Jesuiten, den Direktoren der ultramontanen Politik, schon vor der Aargauer Klosteraufhebung ausgebrüteten katholischen Ligue: alle katholischen Gebietstheile der Schweiz werden in eine geschlossene konfessionelle Verbindung, in ein staatliches Ganzes unter der Oberleitung der Nuntiatur vereinigt, in derselben die Staatskirchenrechte, als den Gesetzen der heiligen, römisch-apostolischen Kirche zuwiderlaufend, aufgehoben und das gesammte Erziehungswesen, die höheren Lehranstalten insbesondere, dem Jesuitenorden übertragen; der Vorort Luzern, als Residenz der Nuntiatur und als Hauptsitz der Jesuiten, leitet als „katholischer Vorort" auf den besonderen Tagsatzungen der katholischen Stände die kirchlichen Angelegenheiten der katholischen Schweiz und wacht besonders darüber, daß in den paritä-

*) Erschienen in Bern 1844.

tischen Kantonen mit überwiegend protestantischer Bevölkerung die Staatsgewalt bei Eingriffen in die kirchlichen Angelegenheiten der Katholiken als unbefugt zurückgewiesen und daß in den paritätischen Kantonen mit bedeutender, jedoch nicht überwiegend katholischer Bevölkerung wie in Aargau und Bern die konfessionelle Trennung, welche die politische vorbereiten sollte, durchgeführt werde, wie in St. Gallen, wo überdies an dem Sturze der freisinnigen Regierung gearbeitet wurde. Aus den Protokollen und Akten des spätern Sonderbundes, sowie aus einem von Siegwart-Müller geschriebenen Entwurf über eine neue Kantonseintheilung ergiebt sich am deutlichsten, wie richtig L. Snell prophezeit hatte, indem daraus unzweideutig hervorgeht, daß die katholische Ligue eine Beherrschung der Protestanten, also der Mehrzahl der schweizerischen Bevölkerung, durch die Katholiken anstrebte. Daher sagte auch L. Snell in der angeführten Schrift mit Recht:

„So weit der Plan, den wir geschildert haben, sich verwirklicht, wird alles freie geistige Leben in Staat, Kirche und Wissenschaft unter dem ertödtenden Druck der Hierarchie vertilgt, und wenn der hierarchische Bund alle katholischen Gebietstheile umfaßt, dann lehnt sich an die starre verknöcherte Masse dieses Bundes die konservative Partei in den reformirten Kantonen an, welche mit seiner Hülfe dieselbe Reaktion nur in einem andern Kirchengewand, nach Art der Zürcher Septemberpolitik, in der reformirten Schweiz anstrebt; dann sind die paritätischen Kantone durch Glaubenshaß gespalten, die liberalen Staatsprinzipien gebrochen, die Stärke und die Kultur der Regeneration aller Lebenskraft beraubt. Wie sollen die Prinzipien der Wissenschaft und Freiheit noch in der Eidgenossenschaft ihre Kraft äußern, wenn die halbe Schweiz ein Abbild des jetzigen Kantons Luzern ist und die sogenannte konservative Partei in den reformirten Kantonen dasselbe Jammerbild zum Ideal ihres Strebens erhebt? Wird die Schweiz nicht geistig und politisch in gänzliche Bedeutungslosigkeit hinabsinken und höchstens als Antiquität für Alterthumsforscher noch einiges Interesse haben? Sollen diese destruktiven und verfinsternden Pläne des katholischen Bundes überwunden werden, so müssen alle regenerirten Kantone eine übereinstimmende, kräftig entgegenwirkende Politik, im Innern und nach Außen hin, gegen diesel-

ben befolgen, und alle Männer, welchen der Himmel die Gabe wissenschaftlicher Kraft für die hohen Aufgaben des Lebens verliehen hat, dürfen nicht feiern, wie die römischen Auguren, und warten, bis die Adler geflogen kommen, sondern müssen mit Mund und Schrift die Rechte des fortschreitenden Geistes gegen seine Unterdrücker verfechten und das Nationalbewußtsein zu immer klarerer Erkenntniß dieser Rechte erheben. Insbesondere müssen die Regierungen endlich einmal die Jesuitenfrage als eine eidgenössische Frage mit Ernst zur Sprache bringen und die Entfernung dieses Ordens aus der Schweiz, als unverträglich mit der Ruhe, dem Frieden und dem Glück der Eidgenossenschaft, auf Tagsatzungen verlangen. Möge nicht der Genius des Vaterlandes trauernd die Fackel umkehren und Zürich besonders ob der entweihten Heiligthümer der Nation zürnend anklagen!"

Nachdem mit dem Anfang des Jahres 1844 Luzern unter Schultheiß Siegwart-Müller die Leitung der eidg. Angelegenheiten übernommen hatte, traten bald Ereignisse ein, aus welchen alle freisinnigen Staatsmänner die oben geschilderten Tendenzen der römisch-hierarchischen Partei deutlich erkennen konnten. Angesehene Liberale hatten bereits auf verborgenem Wege Kunde von dem erhalten, was auf der Kanzlei der Nuntiatur vorging, und durch die Verhaftung von alt Professor Schleuninger in Baden vom 8. März, welcher nach dem Vorbilde Zürichs eine fromme Bewegung im Freienamt in Gang bringen wollte, lernte die Regierung von Aargau aus den mit Beschlag belegten Papieren die Projekte der reaktionären Agitatoren kennen. Erschütternd und tief aufregend wirkte die Nachricht von den Ereignissen in Wallis und von der Niedermetzlung der freisinnigen Unterwalliser am Trient am 21. Mai. Mit dieser blutigen, von den Jesuiten entworfenen und ihren Werkzeugen durchgeführten Kulturreaktion, welche unstreitig eines der schwärzesten Blätter in der Geschichte der Eidgenossenschaft bildet, beginnt das zweite und letzte Stadium der schweizerischen Anarchie, die als der blutrothe Schweif der Zürcher Septemberrevolution betrachtet werden muß.

Diese Kulturreaktion befestigte in L. Snell die längst gehegte Ueberzeugung, daß der Ultramontanismus jetzt erst, da der Jesuitenorden sich an seine Spitze gestellt habe, anfangen werde, alle die desorganisirenden Tendenzen zu entwickeln, durch welche jede gemeinsame Nationalwohlfahrt der beiden Konfessionen unfehlbar zerstört werden müsse. Mehr als je traten die furchtbaren Folgen der ultramontanen Bestrebungen für die Schweiz vor seine Seele, da er aus der Geschichte nur zu genau wußte, daß der Jesuitenorden, der rein und ausschließlich nur für seinen Egoismus existirt, überall, wo er Wurzel faßte, durch Vergiftung des gesammten geistigen Lebens ganze Generationen und Völkerschaften unrettbar in Unglück und Entmenschung versenkte. Daher gewann er auch lebhafter als je die weitere Ueberzeugung, daß es sich gerade jetzt um Sein oder Nichtsein einer freien, gebildeten Schweiz handle und daß der Kampf um diese Frage, der auf Vertreibung des Jesuitenordens und gleichzeitig auf eine Bundesreform gerichtet sein müsse, nur mit den Waffen entschieden werden könne; denn er hielt mit den Jesuiten einen Kampf auf dem Wege der Belehrung für unmöglich und in dem eidg. Bunde fand er nicht wie in den freien Kantonsverfassungen Mittel angegeben, um auf konstitutionellem Wege durch politische Parteikämpfe zu dem gewünschten Ziele zu gelangen. Die angedeutete Ueberzeugung verhehlte er auch fortan gar nicht mehr; er ließ dieselbe vielmehr durch alle glühenden Zeitungsartikel und Broschüren, die er über die ultramontane Kulturreaktion, sowie insbesondere über die Missethat im Wallis schrieb, hindurch leuchten.

In genauer Verbindung mit seinem thatkräftigen jüngeren Freunde Seminardirektor Keller organisirte L. Snell die Anti-Jesuitenbewegung, die über drei Jahre dauerte, bis sie entschieden war, die in ihrer weitgreifenden Ausdehnung und in ihrer intensiven Kraft aber eine ganz neue Erscheinung in der Schweiz bildete und daher auch die großartigste nationale Um-

gestaltung zur Folge hatte. Am 28. Mai beschloß der große Rath von Aargau auf den Antrag von Seminardirektor Keller, im Interesse des politischen und konfessionellen Friedens der Eidgenossenschaft bei den Ständen die Ausweisung des Jesuitenordens zu beantragen. Gleichzeitig entwarf L. Snell in Zürich die glühende Petition für den gleichen Antrag *) und schon am 2. Juni wurde dieselbe von der in Unterstraß zahlreich versammelten gemeinnützigen Gesellschaft des Limmatthales angenommen und in kurzer Zeit von 106 Gemeinden und 3500 Personen unterzeichnet.

Trotz dieser Theilnahme und Sympathie des Volkes war aber im Kanton Zürich für den aargauischen Antrag noch kein günstiger Boden. Allerdings entwickelte nach den Maiwahlen von 1842 die liberale Partei im großen Rathe eine lebendige und energische Widerstandskraft, welche die Verwerfung des Veto und eine freisinnige Klosterinstruktion zur Folge hatte. Obgleich aber im Volke die liberale Richtung mehr und mehr Terrain gewann, was aus dem vollständigen Siege der Liberalen bei den Bezirkswahlen vom Juni 1843 hervorging, so trat doch in der Opposition der freisinnigen Großräthe nach und nach eine bedeutende Erschlaffung und Abspannung ein, die sich in einer geheimen Scheu vor jeder Erörterung von Prinzipienfragen aus Furcht vor einer Niederlage offenbarte. Diese Aengstlichkeit der Liberalen bewog auch L. Snell die ihm neuerdings dringend angebotene Redaktion des schweiz. Republ., die durch den Rücktritt Fröbels im Juli erledigt wurde, abzulehnen. Sagten auch seinen auf Erfahrung beruhenden politischen und national-ökonomischen Ideen die ultra-demokratischen und sozialistischen Theorien des jungen Deutschlands so wenig zu, als die psychologischen Restaurationsstudien eines Rohmer und Bluntschli, haßte er namentlich die frivolen Ansichten über die sog. Emanzipation des

*) S. Beilage 8.

Fleisches, bekreuzte er sich vor dem Kommunismus; so wollte er doch, wenn er auch noch Lust gehabt hätte, sich wieder in den Zeitungsstrudel zu stürzen, den schweiz. Republ. nicht mehr schreiben, weil er wol einsah, daß eine Opposition, wie er sie während der Septemberperiode gegen die ultramontane Reaktion geschaffen und geleitet hatte, in einer Zeit unmöglich sei, da im Kanton Zürich eine große Zahl von Liberalen um des Friedens willen nur zu Transaktionen die Hand bot, während im Geheimen die römische Propaganda im Bunde mit der konservativen Partei ihr politisches System konsequent und unerschütterlich zu verwirklichen trachtete. Gleichwol bildete fortan der schweiz. Republ. sein publizistisches Organ.

Mit um so größerer Freude wirkte aber L. Snell für die Kulturrichtung des Kantons; denn unter dem noch bestehenden September-Erziehungsrath verloren die Universität und die Wissenschaft einen ausgezeichneten Mann nach dem andern, dauerte die Reaktion gegen die Volksschule ununterbrochen fort und traten in den östlichen Gegenden des Kantons traurige Folgen der religiösen Verirrungen zu Tage. Zu einer geschichtlichen Darstellung der letztern lieferte L. Snell in einem Schlußworte eine treffliche Darstellung über das Wesen des Pietismus, welcher die beklagenswerthen Erscheinungen hervorgerufen hatte. Am 22. Novbr. half er auf der Platte bei der Feier des Ustertages aufs neue eine lebhafte Opposition gegen den Erziehungsrath organisiren, die in kurzer Zeit 8000 Unterschriften für eine Petition an den großen Rath um eine Untersuchung über den Zustand des zürcherischen Schulwesens zusammen brachte. Wurde auch die Petition abgewiesen, so hatte die Berathung derselben doch zur Folge, daß die liberale Partei zwei Erziehungsräthe gewann.

Bei Anlaß von Schleuningers Agitation im Freienamt, die von Zürich aus begünstigt wurde, erkannten die Radikalen, daß die Erschlaffung und Transaktionslust vieler Liberalen im großen Rathe selbst die eidg. Interessen gefährde;

daher veranlaßte L. Snell den radikalen Kantonalverein, durch eine von ihm verfaßte Zuschrift im April 1844 die freisinnige Großrathspartei dringend aufzufordern, daß sie zu einer entschiedenern und besser organisirten Opposition sich ermanne und den Sitzungen fleißiger und ausdauernder beiwohne. Allein selbst nach den blutigen Mai-Ereignissen in Wallis beherrschte die allgewaltige Furcht vor einer Niederlage noch viele Führer der liberalen Partei so stark, daß sie sich alle Mühe für die Zurücknahme der mit zahlreichen Unterschriften bedeckten Jesuitenpetition gaben; die bestimmte Erklärung L. Snells aber, daß er in diesem Falle für den Kanton Zürich keine Feder mehr ziehe, bewirkte, daß dieselbe eingegeben wurde und daß die Liberalen mithin im großen Rathe bon gré mal gré den Kampf aufnehmen mußten. Sie erlitten allerdings trotz ihrer warmen und gründlichen Voten am 20. Juni eine Niederlage, indem sich furchtsame Mitglieder ihrer Partei entfernt hatten; allein bald zeigte es sich, daß das zürcherische Volk auf ihrer Seite stehe.

Nachdem der Kampf gegen die Jesuiten in den Kantonen Zürich und Aargau eröffnet war, ging L. Snell noch im Anfang Juni zu seinem Bruder nach Bern, um auch dort für den gleichen Zweck thätig zu sein. Als spiritus familiaris wurde er von der Familie gleich einem lieben Geiste aufgenommen und oft wallfahrtete das Brüderpaar nach Hofwyl, wo unsterbliche Stunden der Weihe mit dem alten, ehrwürdigen Fellenberg und dem genialen Freunde Dr. Theodor Müller verlebt wurden. In Bern wirkte L. Snell rastlos mit seinem Bruder, um die Bewegung gegen die Jesuiten in Fluß zu bringen. Schon im Juni erschien von ihm die Schrift »la contre-revolution en Valais au moi de Mai 1844 par Maurice Barmann, nebst einer geschichtlichen Einleitung und Schlußbetrachtung" *). In dieser mit tief erregter Seele

*) Zürich und Winterthur im Verlag des literarischen Komptoirs 1844.

geschriebenen Arbeit führte er in den beigefügten Noten, die von gut unterrichteten Wallisern herrührten, welche er aber nicht nennen durfte, wenn er diese Männer nicht auf die Schlachtbank der Jesuiten liefern wollte, den Beweis, der auch nie widerlegt wurde, daß gerade diese die Waffen zu der Walliser Bluthochzeit geschliffen haben und in der in kühner Sprache geschriebenen Schlußbetrachtung zeigte er, daß der Jesuitenorden, der als ordo militaris überall den religiösen Bürgerkrieg zu entzünden suche, seiner Verfassung, seiner Bestimmung und seinem Geiste nach mit der Sicherheit und Ruhe, der Ordnung und des Friedens in der Eidgenossenschaft unverträglich und daher vom Bunde aus dem ganzen Umfange derselben zu entfernen sei. In seiner bis zur Leidenschaft gesteigerten Theilnahme für die unterdrückten und verfolgten Unterwalliser korrespondirte er mit aller Welt für dieselben und sammelte Beiträge, selbst aus Deutschland, zu ihrer Unterstützung.

L. Snells Schrift fand eine rasche und weite Verbreitung und wirkte wesentlich mit für die gewaltige Volksaufregung, durch welche eine schnelle Entscheidung hätte herbeigeführt werden können. Die eingeleitete Anti-Jesuitenbewegung war durchaus nicht bloß eine momentane konfessionelle Aufwallung, die sich nur der Protestanten bemächtigte; sie ergriff vielmehr auch die aufgeklärten Katholiken in Solothurn und Tessin, in Aargau und St. Gallen, im Jura und in Freiburg, sogar in den äußeren Bezirken von Schwyz. Die eidg. Sympathie für die unglücklichen Brüder im Wallis, der Abscheu vor der Moral des Jesuitenordens, der mehr oder weniger zur Klarheit durchgedrungene Gedanke, daß derselbe mit allen politischen und geistigen Grundlagen der Schweiz in dem feindseligsten Widerspruche stehe; diese Punkte waren es, welche die Massen bewegten. Wer ihre Stimmung beobachtet hatte, der mußte unbedenklich eingestehen, daß noch selten eine Volkserhebung in der Schweiz einen so hohen und edeln Gehalt in

sich getragen habe. Am schönsten gab sich diese Volksstimmung kund an dem durch die Feier des Jahrestages der Schlacht bei St. Jakob an der Birs am 20. Juni eröffneten eidg. Freischießen in Basel. Von Freunden und Schülern der Gbdr. Snell wurde schon an diesem die Idee eines Anti-Jesuitenvereines oder eines bewaffneten Volksbundes zur Sprache gebracht; aber die Leiter des Festes billigten nur Worte für die unterdrückten Bundesbrüder in Wallis, nicht aber eine entscheidende That.

Wie in dem zürcherischen, so herrschte auch in dem bernerischen großen Rathe noch eine klägliche Unentschiedenheit, hervorgerufen durch den lähmenden Einfluß Tavels und der Allianz von Hans Schnell und Blösch mit der alten Aristokratie und durch die übertriebene Furcht vor einem energischen Kampfe gegen den allgewaltigen Gegner. Allein noch beherrschte Neuhaus durch seine Popularität und durch seinen Patriotismus die politische Situation Berns und ihm zur Seite stand eine jüngere Generation von Staatsmännern und Juristen, welche den von den Gbdr. Snell in den dreißiger Jahren gegen die Burgdorfer Männer verfochtenen Prinzipien der Nationalpartei treu geblieben oder aus der „neuen Rechtsschule“ W. Snells hervorgegangen waren. Unter der Leitung der Gbdr. Snell und in Verbindung mit Reg. Rath Dr. Schneider strebten diese schon jetzt eine ganz neue Organisation der liberalen Partei an und entwarfen sie den Plan, durch ein eigenes Organ und durch besondere Vereine Einfluß auf die öffentliche Meinung zu gewinnen und eine politische Regeneration des Kantons vorzubereiten. Eine kräftige Stütze verlor diese sich verjüngende Nationalpartei in dem Veteranen Fellenberg, welcher im Juni zum letzten Male für seine Lebensidee einer freien Volksbildung gegen die jesuitische Volksverdummung mit Feuereifer gekämpft hatte; er starb am 27. Novbr. und sein langjähriger Freund L. Snell

setzte ihm im schweiz. Republ. ein schönes Denkmal seines Lebens und Wirkens*).

Schon Ende August war L. Snell wieder nach Zürich zurückgekehrt; er wirkte nun im Stillen auf dem Wege der Korrespondenz für die Anti-Jesuitenbewegung und suchte vorzüglich durch Artikel in die „deutsche allgemeine Zeitung in Leipzig" und in die „oberrheinische Zeitung" Deutschland über diese neue Erscheinung aufzuklären; auch bearbeitete er in der gleichen Absicht für die „allgemeine hallische Literaturzeitung" eine Kritik über „die straußischen Zerwürfnisse in Zürich von Dr. Hch. Gelzer," in welcher er den inneren Charakter dieser Bewegung in ihrem Anfang, Verlauf und Ende mit gewohnter Schärfe und Meisterschaft zeichnete. Aufgefordert von dem preußischen Gesandten in Würtemberg, dem Freiherrn von Rochow, schrieb er diesem ein ausführliches Memorial über die Bestrebungen der liberalen und ultramontanen Partei in der Schweiz, das mit Enthusiasmus aufgenommen und ihn in eine freundliche Korrespondenz mit dem geistvollen und humanen Diplomaten brachte.

Inzwischen war der Haß gegen die Jesuiten, welcher durch die fortgesetzten Wühlereien der Ultramontanen in Genf, Bern, Aargau, Thurgau und Graubünden, sowie durch die fortgehenden Agitationen derselben in Wallis und Freiburg, in St. Gallen, wo am 23. Oktbr. das Projekt eines Bisthumskonkordats angenommen und in Luzern, wo am 24. Oktbr. die Berufung der Jesuiten beschlossen wurde, zur rasch auflodernden Flamme sich steigerte, bereits zu einer entscheidenden That, dem ersten Freischaarenzug, gereift; allein der 8. Dzbr. wurde wegen der totalen Planlosigkeit der Führer, wegen der Feigheit, Geschwätzigkeit und Verrätherei der Stadtbürger ein neuer Unglückstag für den Kanton Luzern, aber auch das Signal für die entschlossenen Freisinnigen, die Entscheidung durch

---

*) S. Beilage 9.

eine neue Waffenthat des Volkes herbeizuführen, falls die liberalen Regierungen oder die Tagsatzung sich unfähig zeigen sollten, die Jesuitisirung des vorörtlichen Luzerns abzuwenden. Eine erste Frucht dieser entschieden sich kund gebenden Volksstimmung war die theilweise Purifizirung des zürcherischen Regierungsrathes vom Septemberthum.

Am Neujahr 1845 reiste L. Snell wieder zu seinem Bruder nach Bern, wo bereits eine Bewegung eingetreten war, die wie eine Lawine fortrollte, den Sturz der Regierung bewirkte und eine politische Regeneration des Kantons zur Folge hatte. An die Spitze dieser Bewegung trat die verjüngte Nationalpartei mit ihrem Organ der „Berner Zeitung." In Bern erlebte L. Snell das erhebende Schauspiel der rasch sich folgenden Volksversammlungen, an denen seine Freunde und selbst sein Bruder mit seinen Jüngern den „eisernen Volksbund" auf den Schneefeldern mit glühender Begeisterung predigten, der großartigen Volksversammlung in Unterstraß am 25. Jan., an der das zürcherische Volk dringend die Ausweisung der Jesuiten forderte, und der über Nacht hereinbrechenden Revolution vom 14. Febr., durch welche das Waadtländer Volk seiner pietistisch-doktrinären Regierung den Abschied gab. Mitten unter dieser gewaltigen Gährung half er seinem jüngern Freunde Ch. W. Glück an der Ausarbeitung der Schrift „die Jesuiten in ihrer Wirksamkeit von ihrer Entstehung bis auf unsere Tage" *). Da aber nur $10^2/_2$ Stände, mithin freilich mehr als $^2/_3$ der schweizerischen Bevölkerung, für die Ausweisung der Jesuiten instruirten, so war vorauszusehen, daß die außerordentliche Tagsatzung, welche am 24. Februar zusammentrat, keinen Schritt zur Beruhigung der aufgeregten Gemüther thun und daß sie die öffentliche Meinung jenem trostlosen Zustande der Verzweiflung überliefern würde, dessen Folgen in der Politik nie zu berechnen sind. In die-

*) Bern 1845.

ser Zeit, da nur die traurige Gewißheit in den Gemüthern der Freunde des Fortschritts lebte, daß die längst bekannte politische Unfähigkeit der Tagsatzung für die Lösung einer eidg. Lebensfrage ihren Kulminationspunkt erreichen und gerade dadurch eine unvergleichliche Anarchie hervorgerufen werde, welche die Schweiz vielleicht gänzlich zerrütten könnte, schrieb L. Snell folgenden interessanten Brief an einen katholischen Freund.

Verehrter Freund!

Schon geraume Zeit gehe ich mit dem Inhalt dieses Briefes umher: aber ich trug Bedenken, ob ich ihn schreiben sollte. Die Wendung indessen, welche die Jesuitenfrage nimmt, — eine Wendung, die in das gewohnte Tagsatzungsgebiet des Nihilismus gerichtet ist — hat mich bestimmt, die Feder anzusetzen. Ich dachte außerdem, wir stehen lange in freundschaftlichen Verhältnissen, und da darf ich wohl ein Wort aus dem Herzen zu Ihnen reden.

Winterschnee, so dick wie im Januar, liegt in gewaltigen Massen um die einsame Lorraine, wo ich sitze und schreibe; ein tiefes Schweigen wie im Grabe ruht auf dieser majestätischen Decke, die das schlummernde Leben der Natur beschirmt, und in einer Viertelstunde schlägt das Zeichen der Mitternacht. Sie sehen also, ich schreibe in der tiefen Ruhe der Kontemplation.

Wollen Sie nicht dafür wirken, daß in der Schweiz ein Ronge aufsteht? das ist das große inhaltschwere Wort, das ich an Sie richten will. Mit diesem Worte könnte ich abbrechen; es faßt alles in sich. Allein ich muß Ihnen meine Reflexionen mittheilen, die mich dahin geführt haben, Ihnen diese Frage so ernst vorzulegen.

Sie sehen aus dem Gang der Weltgeschichte, daß alle Kämpfe gegen die römische Hierarchie das trostlose Geschäft sind, den Stein des Sisyphus zu wälzen, so lange die Völker in dieser Hierarchie bleiben. Es tauchen von Zeit zu Zeit große Regenten, Minister und Geistliche (wie Dalberg und Wessenberg) auf, welche die Wolken zerreißen und die Lichtstrahlen einlassen; aber die finstere Decke schließt sich immer wieder und jeder Fortschritt wird wieder vernichtet. Die römische Hierarchie ruht in ihrem innersten Wesen auf Egoismus; daher ist sie in allen Zeitaltern sich gleich und arbeitet in allen Zeitaltern nach demselben Ziel. Ihr sind die gepriesenen Jahrhunderte der Humanität und Wis-

senschaft nichts; der ganze Strom von Licht, den das 18. und 19. Jahrhundert ausgegossen haben, vermag auch nicht einen Funken in den Riesenschatten dieser dunkeln Macht zu werfen. Wer hätte es für möglich gehalten, daß in unserm Weltalter sich die Schauer des Bartholomäusmordes, die Mirakel des Mittelalters und die Gräuel der Religionskriege wiederholen würden? Und doch sind jene in Nismes gefeiert worden, die Mirakel an der Tagesordnung und die Furien des Religionshasses wirklich wieder in ganze Nationen eingezogen und nur „des Winkes der Priester gewärtig". Mag in einem Theil der Welt der menschliche Geist hinaufdringen bis zu den Urquellen der Wahrheit: es ist keine Bürgschaft da, daß nicht der andere Theil zurück in die Wüsten der Barbarei geschleudert werde. Welche Skandale der Barbarei, die in der langen Nacht des Mittelalters die Menschheit geschändet haben, fehlen in dem Verzeichniß der schmählichen Mittel, durch welche Rom im 19. Jahrhundert die geistige Freiheit von Millionen unterdrücken wollte und zum Theil wirklich unterdrückt hat? Selbst die Inquisition ist wieder auferstanden! Also: alle höher gesinnten Menschen, die in Mitte dieser Hierarchie an der Aufgabe der Menschheit arbeiten, wälzen den Stein des Sisyphus; und wenn es Jahrzehnte gibt, in denen die Pflanzung schöner Saaten jene Menschen mit dem großen Gedanken erfüllt, sie hätten ein dauerndes Werk in dem Gang des Menschengeschlechtes zur höhern Vollkommenheit gestiftet, so ist das nur Täuschung — ein trauriger Irrthum. Wie mögen sich Wessenberg und seine vielen Jünger in der Schweiz über die reiche Fülle edlerer Schöpfungen, als der unverwüstlichen Grundlage einer besseren Zukunft, gefreut haben! aber längst sind diese Schöpfungen in Trümmern hinabgezogen in die Wellen des schwarzen Meeres. Alle jene begeisterten Menschen haben Wasser in das Faß der Danaiden getragen; sie haben unbewußt und ohne ihren Willen in der Maschinerie des Nihilismus gedient; sie haben Samen in einen Kirchhof gestreut, ohne zu wissen, wann der Todtengräber das Grab öffnet, das ihre Blumen verschlingt. Dieser Zerstörungsprozeß ist durch die Auflösung des Katholizismus in den Jesuitismus noch weit drohender und furchtbarer geworden, weil der letztere sich mit der Aeußerlichkeit des Zeremonienwerkes, wodurch früher die römische Hierarchie die Welt des Geistes zu unterjochen pflegte, nicht begnügt, sondern sich gegen die Innerlichkeit des Geistes selber richtet und die letzten Springfedern alles Schaffens, die Kraft der Selbstbestimmung in den Indi-

viduen — Vernunft und Freiheit — bricht. Was bleibt da selbst für die an Glauben noch so reiche Hoffnung übrig? Mag der weltliche Despotismus die herrlichsten Gebilde seiner Völker vernichten, mag der Eisenstab der Tyrannei zermalmen, was Generationen erzeugt hatten: diese Vernichtungsakte sind nur scheinbar, weil sie jene schaffenden Kräfte des Menschengeistes nicht berühren, und der Schutzgeist unseres Geschlechtes hat auch dafür schon gesorgt, daß die Ideen, welche aus dem Reiche der Wissenschaft in das Bewußtsein der Völker hinüberfließen, nicht untergehen. Die Eisdecke, auf welcher die Triberii der Einen Zeit sicher zu stehen wähnen, springt auf einmal und eine neue reiche Welt, die in der unsichtbaren Tiefe sich gebildet hatte, steht da als gewaltige Thatsache auf dem Boden der Geschichte. Was haben die Stuarts gewonnen? nichts, als ihre Verbannung. Diese Palingenesie aus der Unterdrückung macht die römische Hierarchie, zumal in ihrer neuen Ausrüstung mit der Kraft des Jesuitismus, unmöglich, weil sie den Geist entmannt; ja ihr ganzes Wesen besteht in dem schauervollen Prozeß der geistigen Kastration. Viele höhere Naturen haben sich mit dem Gedanken getröstet: Ich thue meine Pflicht; ich arbeite an dem Besserwerden, soviel ich vermag; was daraus wird, steht nicht in meiner Macht; das überlasse ich der Vorsehung. Ein trostloser Gedanke! das ist nicht der Inhalt der Bestimmung, die für den Einzelnen aus seinem Verhältniß zur Menschheit hervorgeht; er will eine Bürgschaft, daß er sein Leben wirklich an die Menschheit gebracht, daß er wirklich für den Fortschritt des Ganzen gelebt, daß er ein dauerndes Resultat aus seinem Wirken erzeugt habe. Und diese Bürgschaft hat er immer, wenn er sein Leben in das Reich der geistigen Freiheit einsetzt; er hat sie nicht, wenn die Kirche mit allen Waffen gegen dieses Reich der geistigen Freiheit, als gegen eine Sünde an Gott, auszieht. Blicken Sie, verehrter Freund, auf Ihr eigenes Wirken in Ihrem Vaterlande; Ihre ganze der Wahrheit geweihte Thätigkeit ist im Stillen von Ihrem Kirchenfürsten in Acht und Bann erklärt und Sie sehen voraus, daß früher oder später eine römische Hand wieder alle Saaten, die sie aufgezogen, ausrotten werde. Welcher unsägliche Schmerz wird Sie ergreifen, wenn Sie dann den Blick auf diesen Verwüstungsakt dessen, worin Ihre Seele lebt, richten!

Die Aufgabe der Menschheit — Fortschritt zur Vervollkommnung, — die sich in jedem einzelnen Volk in seiner nationalen Form wiederholt, und die Aufgabe jedes einzelnen Gliedes in diesem endlosen Gange des

großen Ganzen fordert daher nothwendig die Aufhebung des Gegensatzes, der sich in den Jahrhunderten, da das geistige Bewußtsein der alten Zeit versank und das der neuen noch nicht entwickelt war, gebildet hat. Dieser Gegensatz gegen Menschheit und Christenthum — ich meine die römische Hierarchie — diese wunderbarste Erscheinung der Weltgeschichte, konnte sich nur durch seinen geschlossenen Organismus so viele Jahrhunderte gegen das höchste Gesetz des Geistes erhalten; aber die Zeit scheint nun gekommen, da das Christenthum selber die Nachtseite, in welche der Ahrimann der Welt es umgeformt hatte, durch sein einwohnendes Licht überwindet. Es ist die größte Thatsache seit der Reformation, daß die katholische Kirche in Deutschland die Bande mit Rom zerreißt; es liegt dieser Thatsache das Bewußtsein zu Grund, daß die römische Hierarchie der negative Pol des Christenthums, das durch den Schmutz der irdischen Hülle erzeugte Gegenbild der christlichen Wahrheit und Liebe ist, und daß jedes Streben, in den Ringmauern dieses Reiches der Finsterniß im Geiste des Christenthums zu wirken, Täuschung und Irrung ist, weil einen unvereinbaren Widerspruch in sich schließend.

Ich glaube nicht, verehrter Freund, daß von irgend jemand, der geistig außerhalb dieser Ringmauern steht wie Sie, eine Einwendung gegen diese Ideenreihe erhoben werden kann. Ist aber das alles wahr und richtig, warum sollte nicht auch in der Schweiz der große Akt der Emanzipation Wurzel fassen. Ich verkenne nicht, daß hier eigene Schwierigkeiten zu überwinden sind, über welche Deutschland schon hinaus ist; die größte von allen ist ohne Zweifel, daß der römische Katholizismus Staatsreligion ist. Allein auch diese sind nicht unüberwindlich; ich bleibe bei dem Hauptgedanken, daß die entscheidende Bewegung des Deutschkatholizismus in die Schweiz eingreifen muß, wenn auch hier das Gesetz der Menschheit erfüllt werden soll. Die Anti-Jesuitenbewegung gab mir einige Hoffnung, so lange sie reine Volkssache war. Seitdem sie in die Tagsatzungsdiplomatie gerathen ist, gebe ich sie als solche verloren; allein sie dient trefflich jenen entscheidenden Akt vorzubereiten. In Beziehung auf die Schweiz scheint mir diese kirchliche Bewegung von noch weit höherer Bedeutung als für Deutschland. Nicht erst seit dem Entstehen jenes kirchlichen Ereignisses, schon lange erblickte ich die ganze, auch politische Regeneration dieses so schrecklich zerrissenen Landes einzig bedingt durch eine Reinigung des kirchlichen Lebens, durch den Odem des Lebens, der durch die Kirche gehen muß. Der Protestantismus ist in

der Schweiz um nichts besser als der Katholizismus; er ist wie dieser äußerlich, stabil und geisttödtend geworden. Der Jesuitismus hat sich in diesem Lande konzentrirt wie verdichtete Salzsäure und alles durchfressen. Die Aristokratie schließt sich an den Jesuitenorden an, der sie mit seinem Schild bedeckt. Wo ist im Gebiete der Politik die Kraft, welche dieser furchtbaren Allianz stygischer Mächte zu widerstehen, geschweige sie zu besiegen vermag? Wo sind die großen Charaktere der Politik, welche dem Kampfe gegen diesen Feind gewachsen wären? Verblendet, wie von Blödsinn befallen, scheuen unsere Notabilitäten alle die Mittel, die allein noch einen Damm gegen das wachsende Verderben bilden können. Noch 1836 sah man klar, daß eine Bundesreform allein das liberale Prinzig feststellen könnte; heut zu Tage betheuert Neuhaus feierlich, man wolle den Bund nicht ändern. Daher dann jedes Jahr Rückschritte, jedes Jahr größere Verzagtheit, jedes Jahr eine größere Verarmung an Muth und Intelligenz. Es scheint, als seien alle diese Menschen von Gott verlassen, damit es klar werde, der Geist von oben werde in einer andern Gemeinde als Paraklet erscheinen; diese Gemeinde ist, ich wiederhole es, die Kirche. So wie in der katholischen Kirche der Geist der Verjüngung hervortritt, ist die protestantische genöthigt, ihr zu folgen; sonst geht sie unter; ich wenigstens und hunderte mit mir werden dem Hauche, der von oben weht, folgen. Der Romanismus und Jesuitismus gehen ebenfalls in diesem, aber auch nur in diesem Kampfe unter und die Aristokratie hat ihren Gott verloren. Das ist meine spezielle Ansicht über die Schweiz und ihre mögliche Rettung. Ueberall — um mich noch einmal auf den höchsten Standpunkt der Betrachtung zu stellen — überall, wo die Geschichte seit dem Christenthum von einem höheren Impuls berichtet, der durch die Völker zog, ging dieser Lebensimpuls von der Kirche aus; so im 15. und 16., in der Mitte des 18. und jetzt im 19. Jahrhundert, und zwar darum, weil die Kirche es ist, die bindet und löset, die den Geist zu unterdrücken und zu befreien vermag.

Eine lange Epistel; aber ich mußte mein Inneres einmal klar aussprechen. Nun schlägt es halb zwei auf der Hausuhr; mein Geist ist aber so aufgeregt, daß ich kaum zwei Stunden schlafen werde.

Der Herr beschütze und erhalte Sie!

Bern-Lorraine, den 12. März 1845.

Stets der Ihrige

Dr. Lud. Snell.

Wir überlassen gerne dem Leser die Beurtheilung dieses in der Geisterstunde geschriebenen Briefes und fügen nur die Bemerkung hinzu, daß L. Snell sich mit den darin niedergelegten Gedanken in einer Zeit trug, da unter den Augen der Tagsatzung und der Regierungen von Aarau, Solothurn, Baselland und Bern der große Freischaarenzug organisirt wurde, der nur auf den definitiven Entscheid der obersten Bundesbehörde harrte, um sich je nach demselben aufzulösen oder gegen Luzern in Bewegung zu setzen. Die Gebrüder Snell sind nicht die eigentlichen Urheber dieses Zuges, was man auch Grundloses darüber gesagt haben mag; keiner der Theilnehmer wird ihnen diesen Vorwurf machen. Allerdings förderten sie denselben, nachdem die Tagsatzung am 20. März resultatlos sich aufgelöst hatte und vorauszusehen war, daß von den Regierungen keine Entscheidung durch die Waffen, welche sie am liebsten gesehen hätten, herbeigeführt werde. Der große Freischaarenzug war also nicht das Werk eines oder mehrerer Einzelnen, sondern er war eben eine revolutionäre Erscheinung, welche aus der innersten Tiefe des Volkes hervorging, um eine große Krisis zu überstehen; er glich also einem mächtigen Bestreben der Heilkraft des Körpers, um ein tödtliches Uebel auszustoßen, oder einer jener konvulsivischen Bewegungen, die selbst nach mehrmaligem unglücklichen Ausbruche nicht erlöschen, sondern eine glückliche Wiedergenesung endlich doch herbeiführen. Mißlang derselbe auch in der Nacht vom 31. März auf den 1. April auf traurige Weise durch die Kopflosigkeit des Führers, dem, ohne daß er es wußte, alle Zugänge nach Luzern offen standen, so wäre doch ohne dieses kritische Ereigniß der große Kampf von 1847 und die politische Regeneration der Schweiz von 1848 kaum erfolgt.

Der unglückliche Ausgang des Zugs stimmte die Hoffnungen L. Snells nicht im mindesten herab, so bitter ihn auch der Tod so vieler braver Kämpfer, besonders seines alten, lieben Freundes, J. Seiler von Thun, der Hauptstütze des

Berner Oberlandes, schmerzte. Er betrachtete fortan die Jesuiten, die bereits drei Kantone an den Jammer= und Bettelstab gebracht hatten, als mit dem Volksfluche beladene Verbrecher, deren Schicksal unabänderlich vom Volke beschlossen sei, da jede tief wurzelnde Volksidee in einem freien Staate nothwendig zur That reifen müsse. Unmittelbar nach dem Zuge fielen auch in Zürich die letzten Reste der Septemberregierung und trat an die Spitze des Kantons wieder die liberale Partei, die ihren früheren Geist bewahrt, ihre moralische Integrität unbefleckt erhalten, sich durch keine Gewaltthat herabgewürdigt und einen um so festeren Stand errungen hatte, als die Lüge der Religionsgefährdung, welche 1839 ihren Sturz herbeiführte, durch alle Volkswahlen vernichtet worden war. Es war dies ein Glück für die ganze Schweiz, da nur die liberale Partei von Zürich durch Uebernahme der vorörtlichen Leitung der schrecklichen Verwirrung und Anarchie ein Ende machen konnte.

Als dagegen die Berner Regierung, statt sich theilnehmend und tröstend an das Schmerzgefühl ihres Volkes über den unglücklichen Kampf für eine große Idee anzuschließen, sich kalt, ja feindlich von ihm abwandte und selbst Neuhaus, dessen sonst so klares Bewußtsein wie von einem bösen Zauber verdunkelt wurde, diesem unseligen Zuge folgte; ja als dieselbe im Anfang Mai Prof. W. Snell verbannte — ein Werk des Schultheißen Tavel, der den Konservativen und der Diplomatie ein Opfer bringen wollte: da betrachtete L. Snell alle diese Handlungen als Akte des politischen Blödsinnes und schrieb einem seiner Freunde in Aarau, daß von nun an jede Regierung, die sich zwischen das Volk und sein Ziel stelle, ihrem unvermeidlichen Sturze entgegen gehen werde. Ueberwältigt von dem Schmerze über das Schicksal seines Bruders, der sich nach seiner neuen Heimat Basellard begab, und nicht ohne Grund eine neue Verbannung fürchtend, begab sich L. Snell, nachdem er noch das brutale Justizverfahren Berns

in mehreren Blättern scharf gegeißelt und mit seinen jüngern Freunden den Regenerationsplan besprochen hatte, Mitte Juni nach Aarau und Zürich. Hier bearbeitete er noch für die „allgemeine hallische Literaturzeitung" die Abhandlung „die Jesuiten und der Ultramontanismus in der Schweiz von 1798 bis 1845" *) und trug dadurch wesentlich bei, durch dieses weitverbreitete Organ einer wissenschaftlich-freien Auffassung der Lebenserscheinungen das deutsche Publikum über die fortan sich entwickelnden Ereignisse in der Schweiz aufzuklären. In der genannten Schrift äußerte er über die Zukunft des Liberalismus Folgendes:

Die excentrischen Richtungen der Jesuitenpartei bieten wahren Politikern höchst günstige Momente für den Sieg der Reformideen dar. Diese Richtungen sind erst im Stadium der Entwicklung begriffen und stehen nicht bloß mit dem System der liberalen Partei, sondern auch mit den natürlichen und positiven Grundlagen des eidgenössischen Bundes im Widerspruch; auf diesem Felde kann einer ächten Politik der Sieg nicht fehlen. Das ultramontane Gebild des katholischen Bundes ist noch keineswegs konsolidirt und es existirt mehr in den Regierungen und ihren abhängigen Behörden, in den höheren Kirchenbeamten, in dem Jesuitenorden und den Klöstern, als in dem Volke, und kann und darf, ja muß als ein Attentat gegen die Einheit des Bundes aufgelöst werden; aus demselben Grunde fließt das Recht, den Jesuitenorden als das Prinzip dieser destruktiven Bundesanarchie zu verweisen. Die geistigen Zustände des Volks haben sich seit 1839 mächtig geändert. Nicht bloß die jüngere, auch die ältere Generation steht in mehr als $^3/_4$, ja man kann sagen in $^4/_5$ der schweizerischen Bevölkerung in einem befreundeten Verhältniß mit den höheren Aufgaben unserer Zeit; das Schreckbild der Religionsgefahr hat seine Zauberkraft verloren. Die erschütternden Ereignisse seit dem Zürcher Septemberaufruhr, die sämmtlich auf dem Gebiete der Kulturinteressen erfolgten, und die aus ihnen hervorgegangenen aktiven Impulse und intellektuellen Strömungen, gefördert durch eine Masse von öffentlichen Blättern, sind für den größten Theil des Schweizervolkes — und das zeugt für den inneren Kern desselben — nicht

*) Besonders abgedruckt in Liestal 1846.

eine Epoche der Demoralisation wie in andern Ländern, sondern eine Schule des Unterrichts gewesen, in der sich eine ungemein sittliche Kraft und eine edlere Lebensanschauung entbunden hat; der Kampf gegen den Jesuitismus hat diesen Bildungsprozeß des öffentlichen Geistes vollendet. Dieser Geist hat die ganze reformirte Bevölkerung durchdrungen; in ihr ist das konfessionelle Element zwar nicht verschwunden, was unmöglich ist; aber es hat sich in einer höhern Ansicht geläutert. Gerade die Sympathie mit den unterdrückten Katholiken war es, welche jenen Kampf hervorgerufen hat; er wird von der Ueberzeugung getragen, daß eine geistig und politisch freie Eidgenossenschaft der beiden für gemeinsame Nationalinteressen vereinigten Konfessionen mit dem Jesuitenorden und dem von ihm verdorbenen und mißbrauchten Katholizismus unvereinbar sei. Diese Ueberzeugung hat mehr als die Hälfte der Katholiken mit den Protestanten assimilirt; selbst auf dem heimischen Boden des katholischen Bundes wie in Schwyz, Freiburg, Wallis und selbst in dem niedergetretenen Kanton Luzern sind bedeutende Oppositionen, welche die Regierungen durch die Abschließung ihres Gebietes gegen alle Zeitideen und durch die Ausschließung aller mißbeliebigen Blätter allmälig zu ersticken hoffen. Auch in dem Klerus besteht noch eine ungemein zahlreiche Opposition gegen den Jesuitenorden trotz der Abhängigkeit der Bischöfe von demselben. Bei diesen günstigen Momenten würde ein erfahrner Staatsminister, von erleuchtetem Geiste und starkem Willen, wäre die Leitung der schweizerischen Angelegenheiten in seine Hand gelegt, keinen Augenblick an dem Siege gegen die ultramontane Reaktion zweifeln. Allein selbst bei der Zersplitterung der Bundeskraft durch so viele Kantonalsouveränetäten ist unter so günstigen Auspizien die Erreichung des Ziels keineswegs eine unmögliche, nicht einmal eine sehr schwierige Aufgabe; sie erfordert keinen besondern Hochsinn, sondern nur ein verständiges Handeln im Interesse der Selbsterhaltung. Wenn die sämmtlichen liberalen Regierungen, katholische und reformirte, sich von den lähmenden Fesseln einer kleinlichen Kantonalselbstsucht und Eifersucht befreien; wenn sie ihre Weisheit nicht bloß auf den Kampf mit der Noth des Augenblicks beschränken, sondern auf die Zukunft richten; wenn sie in loyaler und redlicher Gesinnung sich zu einer gemeinsamen konsequenten Politik vereinigen, welche die Erhaltung und Fortentwicklung der Reforminstitutionen nicht allein in elenden Defensivmaßregeln, sondern in dauernden Bürgschaften über die Gegenwart hinaus sucht; wenn sie in dieser Ver-

einigung die bundesrechtliche Ausweisung des Jesuitenordens und Auflösung des katholischen Bundes bewirken; wenn sie durch einen neuen Bund das liberale System befestigen und den Ultramontanismus brechen; wenn sie die vorhandenen Hochschulen unter Mitwirkung mehrerer Kantone mit katholisch-theologischen Fakultäten ausrüsten und ein tüchtiges Priesterseminar für die Diözese Basel gründen: dann ist die ultramontane Reaktion in ihren Triariern überwunden."

Mit der frohen Hoffnung, es werde der Schweiz unter den geschilderten Auspizien nach dem Kampfe gegen den Jesuitenorden eine segensreiche Zukunft erblühen, reiste L. Snell im Anfang August 1845 wieder nach Nassau, um seine lieben Verwandten und Freunde zu besuchen und sich, wenn möglich, ein stilles Ruheplätzchen für seine letzten Lebensjahre in den herrlichen Rheingegenden auszuwählen. Allein sein sehnlicher Wunsch ging nicht in Erfüllung. Verlebte er auch unsterbliche Stunden an den Stätten froher Erinnerungen aus der Jugendzeit, so ging ihm doch das leicht vorauszusehende Schicksal seiner theuren Nichte Emma, der Tochter des Dekan Dombois in Braubach, tief zu Herzen; die Phthisis fesselte sie ans Krankenbett. „Letzte Nacht" — so schrieb er — „hörte ich Emma husten: es war des Todes Röcheln. O schönes, süßes Leben! auch dich nimmt der unerbittliche Würger, der deine zwei Schwestern den Armen der jammernden Eltern entrissen hat!" Und als er in Wiesbaden auf die Nachricht, daß die Berner Regierung ihrem Sturze unvermeidlich entgegen gehe, sich zur schnellen Rückkehr nach der Schweiz entschloß, schrieb er ihr noch folgenden Abschiedsbrief:

Liebe Emma!

Es ist mir unmöglich, das schöne Rheinland zu verlassen, ohne Dir noch ein liebes Lebewohl zugerufen zu haben. Zwar trifft Dich mein Abschiedsgruß auf dem Krankenlager, mein liebes Engelchen! — aber auch das wird vorüber gehen und ich glaube fest, daß eine Zeit für Dich erscheint, da Du Dich einer dauerhaften Gesundheit erfreuen kannst. Unterdessen habe Geduld und bewahre auch jetzt das hohe Gottvertrauen, das Du in allen Prüfungen gezeigt hast. Da gegen meine Berechnung

die Zeit meiner Abreise schneller herangerückt ist, so kann ich nicht, wie ich es gewünscht hätte, Euch noch einmal besuchen. Indessen auch ohne diesen Valetbesuch, bleibt mir mein Aufenthalt bei Euch in unvergeßlichem Andenken — besonders die Reise nach B., die wir zusammen gemacht haben; auch die Tage in M. glänzen wie Thauperlen am Morgen in meiner Erinnerung; vor allem aber Du, mein liebes Goldamselchen! mit Deinem milden, seelenvollen Auge, dem süßlächelnden Munde, dem klaren, geistvollen Blicke, der kleinen Runzel auf der Stirne, wenn Du zuweilen bös sein willst, aber nicht bist. Du siehst Dein Bild steht so lebendig in meiner Seele, daß, wäre ich ein Maler, ich es jeden Augenblick plastisch darstellen könnte; und so bleibt es in meiner Phantasie, bis ich es wieder sehe, und dann gar nicht schöner haben will als es jetzt ist. Wenn ich wieder komme, bringe ich Dir Schweizerlieder mit den Melodien, Alpenrosen und einen Bergkrystall für Deinen weißen Hals mit. Unterdessen schlummert still die Blumenwelt in Deinem Gärtchen unter der schützenden Decke des Winters und wartet, bis der Frühling aus den Kammern des Südens hervortritt, auf Deine pflegenden Hände, um in neuer Pracht sich zu entfalten. In dieser verjüngten Blumenwelt hoffe ich, Dir wieder einmal die Hand drücken zu können. Bis dahin behalte in Deinem treuen Herzen Deinen Dich ewig liebenden Onkel

Wiesbaden, den 20. Januar 1846.

L. Snell.

L. Snell kehrte nun schnell nach Zürich zurück, wo Treichlers sozialistische Vorlesungen ein unruhiges und unlauteres Treiben der Parteien erregten, die Erlassung eines ziemlich überflüssigen Gesetzes gegen kommunistische Umtriebe zur Folge hatten und zu Maßregeln führten, die nur bitteren Haß erzeugten. L. Snell, welcher den Umtrieben durchaus ferne stand, fand, Treichler sei ungerecht behandelt worden und einer Aufregung, welche auch wesentlich von den Konservativen geschürt wurde, um den Liberalen Verlegenheiten zu bereiten, herzlich müde, begab er sich anfangs März nach Bern, wo die Regierung von Tavel-Neuhaus bereits ihr Schicksal erfüllt hatte und der Verfassungsrath in voller Thätigkeit war. Sofort erschienen in mehreren Blättern gehässige Angriffe ge-

gen ihn, als ob er den ersten Verfassungsentwurf ausgearbeitet habe. Diese Behauptung war durchaus grundlos, da sein Einfluß auf die Verfassungsarbeiten ein sehr geringer war. Aufgefordert von Stämpfli und Ochsenbein, nahm er allerdings an einer vorgängigen Privatberathung über die wesentlichen Grundsätze der neuen Verfassung Theil; allein schon bei diesem Anlasse erkannte er die Grundverschiedenheit in den politischen Ansichten der beiden Hauptführer. Während nämlich Ochsenbein von dem bisherigen gouvernementalen Polizeistaat oder büreaukratischen Regierungssystem ganz besonders die Wahl der Regierungsstatthalter und Amtsgerichtspräsidenten und das Abberufungsrecht der Beamten durch den Regierungsrath, ohne welche er sich eine starke Regierung gar nicht denken konnte, zu retten suchte, verlangte Stämpfli, der reinste Vertreter der „neuen Rechtsschule" W. Snells und der Hauptführer der demokratischen Partei, die Wahl der genannten Beamten durch das Volk und die Sicherung der Stellung aller Beamten durch den Grundsatz, daß keiner entsetzt werden könne außer durch ein richterliches Urtheil. L. Snell, welcher nun gerade im Kanton Zürich während der Septemberzeit diesen Grundsatz als den eigentlichen Haltpunkt eines jeden freien und volksthümlichen Staatsorganismus kennen gelernt hatte, unterstützte Stämpfli durch die Presse in der Durchführung desselben, die auch mit Hülfe der demokratischen Oberländer gelang. Theilweise in der gleichen Absicht, noch mehr aber um die Wunder der Alpennatur zu genießen, hatte L. Snell während des herrlichsten Frühlingswetters das Oberland bereist, wo er mit den Führern desselben konferirte. Hierauf reduzirt sich also seine Theilnahme an der neuen Berner Verfassung, die mithin wesentlich ein Produkt der „jungen demokratischen Rechtsschule" ist. Die Ausgleichung der materiellen Interessen der verschiedenen Landestheile oder die endliche Ablösung der Zehnten und Grundzinse zu Gunsten des Seelandes und Oberaargaus, die Zentralisation des Armenwe-

sens zu Gunsten des Emmenthales und Mittellandes, die Gründung einer Hypothekarkasse zu Gunsten des Oberlandes und die Einführung direkter Steuern waren hauptsächlich das Werk Stämpflis und lagen L. Snells idealer Lebensrichtung zu ferne, als daß er sich damit hätte beschäftigen können. So erhielt der Kanton Bern eine Verfassung, welche alle fruchtbaren Keime für einen steten unverkümmerten Fortschritt in sich trägt, und eine Regierung, welche, frei von der bisher befolgten engherzigen Kantonalpolitik, gerne die Hand für eine neue und starke Bundesschöpfung bot. Nachdem L. Snell noch liebe Verwandte in Murten, wo bereits große Gährung über das zur Oeffentlichkeit gelangte Sonderbündniß herrschte, besucht hatte, begab er sich im Juli wieder nach Zürich, wo er köstliche Stunden im Kreise seiner theuern Freunde und im Umgange mit den liberalen Gesandten der ordentlichen Tagsatzung, auf welcher $10^2/_2$ Stände den ultramontanen Projekten entschieden entgegentraten, verlebte. Schon im August eilte er aber wieder nach Braubach an das Sterbebett seiner theuern Nichte Emma.

Allein auf der Hinreise wurde er in Wiesbaden bei der heißen Witterung von seinem alten Uebel, den Blutkongestionen, so ernstlich befallen, daß er seinem alten Freunde K. von Orelli schrieb, er sei am Styx gestanden, habe die Schattenstimme des schwarzen Fährmanns vernommen und den Obolus für den strengen Charon bereit gehalten. Kaum recht genesen, reiste er nach Braubach; aber wie verändert traf er die Emma; „weg waren die Rosenwangen, die Korallenlippen, der Glanz der Augen, das süße Lächeln; eine blasse, leidende, gebückte Gestalt, die langsam dem Grabe zuwankt; der kurze Athem, der erloschene Blick, die bekannten hippokratischen Züge lassen leider keinen Zweifel übrig, daß sie in dem letzten Stadium der Phthisis sich befindet." Der Tod des lieben Mädchens erschütterte ihn tief und trübe und traurig zogen die kalten und unfreundlichen Novembertage an seiner

Seele vorüber. Nachdem er aber seine ruhige Stimmung in Wiesbaden wieder erlangt hatte, faßte er neue Entschlüsse, was sich aus folgenden Aufzeichnungen ergibt:

„Durch Deine letzte Krankheit und durch den Tod der lieben Emma ist ein erhabenes Etwas in Dir aufgegangen, das trotz Deiner wunderbaren Schicksale und der großen Anregungen in Deinem vielgestalteten Leben und vielbewegten, oft verhängnißvollen Gang Deines Geschickes nicht vorhanden war: eine Höhe der Betrachtung über Zeit und Ewigkeit und der Bestimmung Deines Lebensabends, die Dich zur Ausführung des Edelsten fähig macht. Viele Deiner Papiere sind vernichtet — mit den Ausdrücken Deiner Seele und den geheimnißvollen Hieroglyphen; aber alles lebt in Deinem Geiste fort! Nun durchdringe Dich ganz der Gedanke an die kurze Lebensfrist, die Dir noch vergönnt ist. Arbeite rastlos an der Beendigung des begonnenen Werkes; *) bedenke die wunderbare Gunst des Schicksals: ein schöner Lebensabend, von allen Sorgen frei, allen Quellen schuldloser Freuden und dem Tempel der Wissenschaften geöffnet, steht Dir bei den Deinen bevor; nimm dankbar diese Gabe des Himmels an; bete jeden Morgen und Abend, besonders an Deine Mutter und an Emma, und halte strenge Selbstprüfungen; feiere die Todestage geliebter Todten in heiliger Stille und lies oft in den Briefen, den theuern Monumenten derselben; bleibe in stetem Verkehr mit den Deinen, aber auch mit den lieben Freunden in der Schweiz!"

Mit welch vollkommener Resignation in den Willen der Vorsehung L. Snell die schmerzlichen Erlebnisse ertrug, ergibt sich aus folgendem Briefe an eine verheirathete Schwester der seligen Emma:

Liebe Fanny!

Herzlichen Dank für das hübsche Uhrbändchen, das Du mir auf Weihnachten geschickt hast, und für das freundliche Invitationsschreiben, das ich vor einigen Tagen erhielt. Ja, Gottlob, daß dieser lange Winter nun fast vorüber ist, obschon in diesem „fast" noch ein Rest voll Uebel stecken kann. Hier wenigstens, wo der Nordost von neuem angefangen

---

*) L. Snell hatte eine ausführliche Biographie seines Freundes Staatsanwalt Ulrich begonnen und dachte überdies an eine Geschichte der dreißiger Jahre und an eine ausführlichere Autobiographie, da er bereits eine kürzere für einen Freund bearbeitet hatte.

hat, sind nicht nur Brustentzündungen an der Tagesordnung, sondern regen sich jetzt auch Nervenfieber; Du wirst daher wohl thun, wenn Du Dich noch vor den letzten Tatzengriffen dieses desperaten Winters sorgfältig hütest.

Ich habe mir allerdings vorgenommen, bald wieder nach Braubach zu kommen und dann auch Euch in M. zu besuchen. Allein „der Mensch denkt und Gott lenkt" ist ein Spruch, der zwar überall gilt, den man aber desto mehr beherzigt, je älter man wird. Daher werde ich in allen Dingen, die nicht allein vom Willen abhangen, immer skeptischer im Glauben und vorsichtiger im Versprechen; denn es ist alles ungewiß und ich kann nur sagen: So Gott will, hoffe ich, Euch bald zu sehen. In den jüngern Jahren ist dies anders; da träumt man sich kaum weniger zu sein als die unsterblichen Götter auf dem Olymp und macht Pläne, an deren Ausführung drei Generationen mit rastloser Arbeit genug zu thun hätten. Aber dieser Traum der Unsterblichkeit ist eben der Götterstempel der Jugend, wie Bulwer in Cola di Rienzi so schön sagt; da spricht man keine Silbe von der Kürze des menschlichen Lebens, an dessen Ende man nie im Ernst denkt. Dagegen in alten Tagen tritt bei allen Entwürfen, Plänen und Vorsätzen stets diese verdrießliche „Kürze des Lebens", an die man nun ernstlich zu glauben anfängt, störend in den Weg, und dieses Gespenst der „Kürze" wird immer größer und wenn man 80 Jahre alt wird, klagt man wie Theophrastus über die erstaunliche Kürze des menschlichen Lebens. Also nichts ist gewiß.

Indessen hast Du nun Deine liebe Mutter bei Dir, und dazu wünsche ich Dir von Herzen Glück. Dein oft ängstlich bewegtes, zur Melancholie geneigtes Gemüth wird unter der sympathischen Einwirkung dieser ruhig betrachtenden, viel geprüften und emporgerichteten Seele sich allmälig wieder beruhigen und jenen unschätzbaren Gleichmuth wieder gewinnen, ohne den das Leben unter den einmal unvermeidlichen Stürmen nur zur schäumenden Welle wird, die im Ozean zerrinnt. Auch der Schmerz über den Tod der heißgeliebten Emma kann so nur gemildert und veredelt werden, daß er zu einer Quelle von Seligkeit wird und erst dann wird das Andenken an sie zur wahren Pietät. So verweile ich oft mit Entzücken bei dem sanften, Gott ergebenen Bilde der süßen Braut des Todes in den letzten Wochen ihres Lebens, die ich mit all den schönen und erhabenen Lichtfunken ihres Geistes, wie mit den schmerzlichen Leiden, die sie erduldete, zu meinem eigenen theuern Andenken treu in einem eige-

nen Büchlein geschildert habe, und ich weiß nichts, was meine Seele erhabener stimmt, als dieses stille und ruhige Zurückschauen auf die theuern Gestalten der lieben Verstorbenen.

Nach diesem berühre ich die hiesigen Novitäten, Besuche, Vorgänge und Ereignisse, nicht gerne; dieses Stroh wird von allen Seiten so zerdroschen, daß ich nicht nöthig habe zu helfen; auch sind in der Regel wenig Waizenkörner darin.

Grüße mir herzlich Deinen Bernhard und die Mutter und gedenke oft

Deines treuen Onkels

Wiesbaden, den 5. März 1847.

Lud. Snell.

Im Sommer begab sich L. Snell nochmals nach Braubach und ging dann nach Biberich, wo er durch den Gebrauch der stärkenden Rheinbäder sich wieder vollständig erholte. Den Vorgängen in der Schweiz folgte er mit stets wachsender Aufmerksamkeit; die Entscheidung wurde herbeigeführt durch die Genfer Revolution im Oktober 1846 und nachdem der Putsch der Freiburger im Januar 1847 gescheitert und auch durch die Verfassungsrevision in Basel im März die eidgenössische Politik dieses Standes nicht verändert wurde, durch den Sieg der St. Galler Liberalen bei den Großrathswahlen vom 2. Mai. Nun schrieb L. Snell wieder in deutsche Zeitungen über die Ereignisse in der Schweiz und lieferte namentlich in die von den konstitutionellen Professoren und Deputirten in Heidelberg gegründete „Deutsche Zeitung", für die er als Mitarbeiter aufgefordert worden war, die Artikel: „Rückblick auf die Schweiz" *), welche in die meisten deutschen liberalen Blätter übergingen und nicht wenig zu der großen Theilnahme Deutschlands an dem Jesuitenkampfe beitrugen. Später freilich, als eine konservative Professoren-Clique von Bern Eingang in jenes Blatt fand, brach er öffentlich alle Konnexionen mit demselben ab. Von preußischen Staatsmännern war er auch zu einem Berichte über die Lage der Dinge in der

*) S. No. 11, 12, 13 und 14 der deutschen Zeitung von 1847.

Schweiz aufgefordert worden, den er mit Freuden erstattete, um der Wahrheit den Sieg zu verschaffen.

Was er in Deutschland gesucht hatte, einen stillen und ruhigen Aufenthalt bei den Seinen, der seinem geistigen Wesen zugesagt hätte, das fand er freilich nicht; jetzt erst fühlte er, daß er ganz Schweizer geworden sei und daß er weder in geistiger, noch gemüthlicher, noch politischer Beziehung in Deutschland Befriedigung finde. Und wie hätte er nun hier vollends länger bleiben können, da er in der Schweiz einige große Aufgaben seines Lebens, für die er soviel gearbeitet und so manchen Kampf bestanden hatte, in Erfüllung gehen sah? Wie der Waffenkampf mit Bestimmtheit vorauszusehen war, eilte er daher anfangs September nach Bern und verlebte zu seiner völligen Wiederherstellung den herrlichen Herbst im Oberland. Mitten unter dem Getümmel und Geklirr der Waffen im kriegerischen November fühlte er in den traulichen Familienkreisen seines Bruders und der Tochtermänner desselben in Bern den poetischen Zauber, der den Auferstehungsmorgen des Schweizervolkes durchzog; er war wieder ganz heimisch, wieder ganz in seinem Lebenselement, schrieb daher wieder fleißig, namentlich in die „Berner Zeitung" und bald erkannten auch seine zahlreichen Freunde in der Schweiz, daß der alte politische Sturmvogel wieder angelangt sei. Ihn freute ganz besonders der Sturz der hochverrätherischen Jesuitenfaktion. *)

Nachdem durch eine so glorreiche Entfaltung der Nationalkraft, wie sie im Sonderbundskriege zu Tage trat, die verbündeten Kantone wieder in die nationale Stellung zur Eidgenossenschaft, welche ihnen die Geschichte, die Staatsverbindung, die Pflicht, ja das eigene edlere Interesse anwiesen, eingetreten waren, besprach L. Snell in der Berner Zeitung besonders die Maßregeln, durch welche die liberale Partei in den Stand gesetzt würde, ihre Herrschaft in den Sonderbunds-

*) S. Beilage 10.

kantonen zu begründen. Er führte insbesondere den Gedanken aus, daß mit der Aufhebung des Separatbündnisses, mit der Ausweisung der Jesuiten und mit der Abwehr des Staatsbankerottes die Hauptsache keineswegs gethan sei, sondern daß die neuen Regierungen nach dem Vorbilde der großen Staatsmänner Zürichs in den dreißiger Jahren das Eine große Ziel in dem Auge haben müssen, das Volk durch milde Mittel oder wenn es nothwendig sei, durch energische Maßregeln zu einem freien und gebildeten Staatsleben, zu einer betriebsamen und einsichtsvollen Thätigkeit zu erziehen, damit dasselbe sich aus seiner bisherigen Erniedrigung und Faulheit zum Wohlstand und zur Zivilisation emporarbeite. Mit seinem Bruder Wilhelm berieth er auch mit den flüchtigen Freiburger Liberalen, an ihrer Spitze der thatkräftige Julius Schaller, der Sohn des verstorbenen Schultheißen, den Operationsplan, nach welchem in ihrem Kanton eine freisinnige Regierung auf die Dauer begründet werden könnte. Unter den in Freiburg herrschenden Zuständen war eine demokratische Verfassung, namentlich eine konsequente Durchführung des Grundsatzes der Volkssouveränetät oder der politischen Einwirkung des Volkes auf die Verfassung und das Staatsleben, so unmöglich wie in Rußland, wenn man nicht der reaktionären Priesterpartei alle neuen Schöpfungen und selbst die Verfassung als leichte Beute hingeben wollte. Möglich war also nur eine Uebergangsform, eine Verfassung mit sehr beschränkten Volksrechten, mit einer langdauernden und kräftigen Regierung, die Zeit hatte, durch die geeigneten Institutionen und durch gute Gesetze die Demokratie und geistige Wiedergeburt des Volkes vorzubereiten. Durch die Verfassung mußten die Fundamente des Priesterregimentes von Grund aus zerstört, in dieselbe jedoch auch alle die bildenden Prinzipien und veredelnden Tendenzen gelegt werden, durch welche das Volk aus seiner ökonomischen und geistigen Versumpfung gerissen und zur Thätigkeit, zum sittlichen Selbstbewußtsein und zum ver-

nünftigen Gebrauche der Freiheit erzogen werden konnte. Von diesen Gesichtspunkten aus muß die Regeneration des Kantons Freiburg von 1848, wie sie nach dem Plane der Gebrüder Snell, der damals von allen erfahrnen schweizerischen Staatsmännern gebilligt worden war, durchgeführt wurde, beurtheilt werden.

Nachdem die Tagsatzung die Kollektivnote der absolutistischen Kabinete von Frankreich, Oestreich, Preußen und Rußland vom 18. Januar 1848 — die letzte, welche die alte Diplomatie, unter deren Aegide der Sonderbund groß gezogen wurde, gegen die Bestrebungen der liberalen Schweiz schleuderte — am 15. Februar mit Zurückweisung eines jeden Protektorates von Seite der auswärtigen Mächte und unter Aufrechthaltung des unverkümmerten Selbstkonstituirungsrechtes beantwortet hatte; war auch für die Schweiz, welche nach Jahrhunderte langer Erstarrung ihrer Lebenskraft erst 1798 durch die Helvetik wieder in jugendlicher Stärke erwachte, dann aber von 1803—1814 in die goldenen Fesseln der napoleonschen Herrschaft gelegt und endlich von 1814—1830 in gänzlicher und von 1830—1848 in theilweiser Abhängigkeit von der freiheitsmörderischen Politik der heiligen Allianz erhalten wurde, der Zeitpunkt gekommen, da sie, unabhängig von fremden Einflüssen, nach dem Grundgesetz ihres verjüngten Daseins, nach den unter dem Schutze ihrer eigenen Penaten gereiften Ideen ihr politisches, geistiges und materielles Leben auf durchaus nationale Weise umgestalten konnte. Mit diesem bescheidenen Kranze von Alpenrosen auf dem Höhenpunkt des Jahrhunderts stehend, verkündete die Schweiz den europäischen Völkern ein neues Staatsrecht: das der freien Selbstkonstituirung der Nationalstaaten statt der legitimen Herrschaft der von Gott eingesetzten Regenten.

Schon vor der französischen Februarrevolution, durch welche das Staatsleben der Völker auf den Trümmern des alten Despotismus und auf der Grundlage der Freiheit, Gleichheit

und Verbrüderung einen unermeßlichen Sieg zu feiern schien, bearbeitete L. Snell mit seinem Bruder Wilhelm im Auftrage des Berner Volksvereines „die leitenden Gesichtspunkte für eine schweizerische Bundesreform", *) welche von den geachtetsten Blättern als die gediegenste unter den bis dahin über diesen Gegenstand erschienenen Schriften ausgezeichnet wurden. Daß L. Snell nach dem Sonderbundskrieg, der wesentlich für Nationalgüter und nicht für bloße Kantonalinteressen geführt und durch welchen die Aristokratie, der Ultramontanismus, sowie die engherzige Kantonalsouveränetät, die bisher einem jeden kräftigen Bundesorganismus widerstrebten, besiegt wurden, an der Idee eines eidgenössischen Verfassungsrathes festhielt, und zwar ganz besonders, nachdem der allgewaltige Zug der großen Ereignisse und das tiefgefühlte Bedürfniß einer stärkeren Nationalvereinigung, der Eckel vor dem endlosen Flickwerk in der Justizpflege und den Bildungsanstalten und vor der finanziellen Auszehrung einzelner Kantone die Nationalpartei bestimmten, den Standpunkt des Bundesprojektes vom 8. April fallen zu lassen: das wird man aus seinem entschieden demokratischen Charakter leicht erklären können.

Die Hoffnungen, welche L. Snell von der bevorstehenden Bundesschöpfung hegte, wurden allerdings durch die neue Bundesverfassung nicht ganz befriedigt; er fand das Zweikammersystem mit dem Begriff einer wahren Nationalvertretung unvereinbar und erblickte in demselben nur einen Hemmschuh für den freien Aufschwung des nationalen Lebens; er vermißte eine unzweideutige und unbedingte Garantie der politischen Grundrechte eines freien Volkes, insbesondere die Aufnahme eines Schweizerbürgerrechtes und die gänzliche Aufhebung der konfessionellen Scheidewände, weßhalb der Bundesstaat als Volksstaat kein freies Bürgerleben, kein wahres Nationalge=

*) Mitgetheilt und herausgegeben von dem Zentralkomite des schweizerischen Volksvereins, Bern 1848.

fühl, mithin keine innige nationale Lebensgemeinschaft durch die ganze Schweiz erzeugen könne; er fand nicht, was er so sehnlich gewünscht hatte, eine Zentralisation des höheren Unterrichtswesens durch die Gründung einer eidgenössischen Universität mit einer protestantisch= und katholisch=theologischen Fakultät, einer umfassenden polytechnischen Anstalt und eidgenössischer Lehrerseminarien für Volksschullehrer; ebenso fand er keine Bestimmungen über die Organisation des katholischen Kirchenwesens, um gegen den Mißbrauch der Gewissensgewalt einschreiten zu können, die sich die römische Kirchenpartei so oft schon zu Schulden kommen ließ, um die Staatsgewalt zu erschüttern,*) weßhalb durch den neuen Bundesstaat als Kulturstaat die geistige Bildung der Nation wenig gefördert werden könne; er entbehrte ungern eine Zentralisation der Strafrechtspflege und eine höhere Kompetenz des Bundesgerichts, weßhalb der Bundesstaat als Rechtsstaat den noch herrschenden Barbareien in dem Kriminalrecht kein Ende machen werde. Nachdem aber die Tagsatzung am 12. September die neue Bundesverfassung als von der Nation angenommenes Grundgesetz der schweizerischen Eidgenossenschaft promulgirt hatte, legte auch L. Snell mit der Nationalpartei seine weiter gehenden Ansichten als aufrichtiges Sühnopfer auf den Altar des Vaterlandes nieder, indem er zu gerecht war, um nicht zuzugeben, daß die neue Schöpfung ein großer Fortschritt sei, durch welche die Eidgenossenschaft für eine lange Zukunft

*) Noch im Jahr 1848 gab L. Snell die von Ch. W. Glück bearbeitete „Geschichte der Einführung der Nuntiatur in der Schweiz" in Baden heraus, deren tiefe Einwirkung der damalige außerordentliche Botschafter des Papstes, Bischof Lüquet, in seinem 1853 in Freiburg gedruckten „Lettre à N. S. Père le Pape Pie IX. sur l'état de la réligion catholique en Suisse" nicht in Abrede stellt. Dieser Brief Lüquets ist auch darum interessant, weil aus demselben hervorgeht, die neue Bundesverfassung sei in konfessioneller Beziehung dem päpstlichen Gesandten günstiger ausgefallen, als er erwartet habe.

vor erschütternden Stürmen gesichert werde, und indem er erwartete, es werde dieselbe, da sie durch keine diplomatischen Fesseln gebunden sei, sich aus sich selbst reinigen und durch die Bundesgesetzgebung die noch vorhandenen Mängel und Lücken beseitigen.

Obschon L. Snell gerade damals sich in Bern aufhielt, konnte er doch seine Liebe für Zürich nicht verläugnen und schrieb daher für dasselbe in die N. Z. Ztg. die vielfach bewunderten Artikel „die Bundesstadt" *). Es schmerzte ihn daher sehr, daß im November nicht Zürich, sondern Bern zum Bundessitz bezeichnet wurde; doch ging die Prophezeihung, die er damals in dem gleichen Blatte aussprach, in Erfüllung:

Zürich bleibt, was es war, eine europäische Stadt durch Wissenschaft und Handel; es bleibt für die Eidgenossenschaft der Sitz der wissenschaftlichen Bildung, der schönen Künste und Humanität; es bleibt für alle die Kantone, welche der Geist, der in seinem Staatsleben weht, durchdrungen hat, der Mittelpunkt der mit Humanität verschwisterten germanischen Rechtsideeen und der durch eine veredelte Volksbildung bedingten Fortschritte. Es übernimmt insbesondere fortan für die Eidgenossenschaft in noch erhöhterem Maaße als bisher den Beruf eines Wächters des Bundes und der Bundesinteressen: in dieser Stellung wird Zürich für das Vaterland das, was es bisdahin für dasselbe gewesen war; der gleiche Geist leitet seine Geschichte und die Lorbeeren, die es sich errungen hat, grünen unverwelkt, wenn auch die Boten der Eidgenossen sich nicht mehr in seinen Mauern versammeln. Die Palme, die ihm 1814, da es den Abgrund verschloß, in welchen die Herrschgier der Patrizierkantone die Schweiz stürzen wollte, und die Palme, die ihm 1830, als es durch den Ruf von Uster die Liebe zur Freiheit in Helvetien weckte, der Genius des Vaterlandes gereicht hatte, waren für die unparteiischen Zeitgenossen und sind mehr noch für die dankbare Nachwelt unvergleichliche Erinnerungen an das, was Zürich für die Eidgenossenschaft leistete.

In der Proklamirung der französischen Republik am 24. Februar glaubte L. Snell ein Ereigniß feiern zu können,

---

*) S. Beilage 11.

durch welches die Welt seiner Jugendträume, die Epoche der republikanischen Volksregierungen, zur Wahrheit werden würde. Was die Reformation an geistiger Freiheit im Gebiete des Glaubens und Wissens geweckt, was die Welt der Denker in den letzten Jahrhunderten an Wahrheit und Einsicht für das Leben bis in die Massen hinein verbreitet, was die erste französische Revolution durch die Lehre von den Menschenrechten und der Souveränetät des Volkes als Urgrundsätze für jede wahrhafte staatliche Verbindung aufgestellt hatte; das schien sich ihm jetzt zu einem gemeinsamen, gewaltigen, geistigen Impuls, der durch ganz Europa eine neue Epoche der Weltgeschichte in Staat und Kirche durch die Vernichtung der alten Staatswirthschaft eröffnen würde, zu vereinigen; wankte ja selbst das Papstthum, das bisher alle Stürme überdauert hatte! Lamartines Manifest vom 2. März mit der Loosung: Freiheit und Verbrüderung der Völker, klang ihm wie ein neues Evangelium, das jetzt, wie einst der Ruf: Friede den Hütten und Krieg den Palästen, durch eine große Nation flog und einen unbesiegbaren Bund aller Völker zur Freiheit von der Seine bis zur Weichsel verhieß. In Lamartine, Hecker, Mazzini und Kossuth erblickte er die auserwählten Werkzeuge für die Durchführung des großen Befreiungsaktes der Völker.

In dieser Zeit der Ostern- und Pfingstenstürme, da der Geist der Freiheit, der aus den Zungen der verschiedenen Nationen redete, sich über ganz Europa ergoß, erhielt L. Snell von einem Jugendfreunde seiner Heimat die Aufforderung, sich ins deutsche Reichsparlament wählen zu lassen; wirklich hatte er auch anfangs Lust, nach Deutschland zu gehen, um dort durch die Presse für die Republik zu wirken. Als er aber sah, wie die deutschen Professoren und die „deutsche Zeitung" mit ihren konstitutionellen Tendenzen die ganze Bewegung beherrschten, wie Hecker mit seiner republikanischen Erhebung allein stand und sich in halber Verzweiflung in die Wälder Amerikas zurück zog; da lachte er über jenes Anerbieten, in=

dem er nicht gesonnen war, in Deutschland Hofräthe machen zu helfen. Noch durchglühte ihn aber ein hohes Gefühl der Dankbarkeit für Italien, die Wiege der Wissenschaft und Kunst; noch betrachtete er den dortigen Befreiungskampf als eine heilige Sache der ganzen gebildeten Welt, weil dieses Lieblingsland des Himmels, wo das klassische Alterthum nächst Griechenland die größten Wunder geistiger Schöpfungen hervorzauberte, durch die Nacht der mittelalterlichen Barbarei verdunkelt wurde. Wie die Schweiz in den zwanziger Jahren ihre Helden nach den geweihten Feldern von Hellas sandte, so munterte er daher auch jetzt freiwillige Zuzüger zum Kampfe für die Freiheit und Unabhängigkeit des Wunderlandes Italien auf. Mögen nüchterne und diplomatische Neutralitätspolitiker diese Gesinnungs- und Handlungsweise als gutmüthige Schwärmerei oder unpraktische Idealität verlachen oder verschmähen, so wird doch die Nachwelt, auch wenn sie gerne anerkennt, daß jene die Schweiz vor gefährlichen Verwicklungen mit dem Ausland bewahrt und im Sinne der großen Majorität der Nation gehandelt haben, dem tiefen Gefühl für Völkerfreiheit und Völkerverbrüderung, für welches Tausende bereitwillig den Opfertod starben, ihre Anerkennung nicht versagen.

Die angedeuteten sanguinischen Hoffnungen L. Snells wurden nur zu bald zu Wasser; schon das Jahr 1848, noch mehr aber das Jahr 1849 brachte namenlose Täuschungen. Der Einfluß der liberalisirenden, aber durchaus eigennützigen Handels- und Gewerbspolitik von England hielt die französische Republik von entscheidenden Thaten zurück, wandte sich mehr und mehr von Italien ab, wirkte überall lähmend auf den freien Aufschwung der entfesselten Völker und bald waren die Tausende von kühnen Erwartungen, welche die Herzen eine Zeit lang beseligten, zerknickt. Vernichtet wurden allerdings jene phantastischen, sozialistischen und kommunistischen Theorien über die Konsolidirung des Völkerglücks und über

die Emanzipation des Fleisches, welche im Gebiete der gesellschaftlichen Organisation nur den Weg zur Barbarei bilden; unterdrückt aber auch jene hohen und tiefen Ideen über die Gestaltung eines wahrhaft demokratischen Staatslebens, in welchem das Volk sich selbst die Bahnen zur Freiheit, Gerechtigkeit und Bildung vorschreibt und jedes Glied der Gesellschaft unter dem Lebensgesetz der Arbeit zu einer menschlichwürdigen Existenz und zum Genusse eines unverkümmerten Lebens gelangt; ausgestoßen allerdings jene falschen Freiheitsapostel und Völkerbeglücker, deren revolutionärer Geist im Leben nie befriedigt werden und nur im Grabe Ruhe finden kann; eingesargt und eingekerkert oder verbannt aber auch jene genialen Geister, welche von Zeit zu Zeit unter den Sterblichen auftreten, um einen großen Fortschritt im Leben der Völker durchzukämpfen. Mit diesen Gedanken stand L. Snell trauernd beim Anblicke der hereinbrechenden europäischen Reaktion.

Die Verwicklungen, in welche die Schweiz durch dieselbe zunächst mit den auswärtigen Staaten gerieth, fesselten allerdings die Aufmerksamkeit L. Snells, aber in weniger hohem Grade. Wol wirkte er 1849 für Aufhebung der die freie Schweiz entehrenden Militärkapitulationen mit Neapel; allein wenn er auch keine finanziellen Schwierigkeiten für eine solche voraussah, indem er von dem Grundsatze ausging, daß, wer seine Haut verkaufe, den Rückkauf nicht verlangen könne, so fand er doch kein praktisch ausführbares Mittel, um zum Ziele zu gelangen; daher betrachtete er die Aufrechthaltung des Werbeverbotes durch die Bundesversammlung in ihrer Wintersitzung von 1850 als einen Markstein, in dem Fortschreiten zum Bessern gesetzt, um anzudeuten, daß man nicht wieder zurückgehen wolle. Als die besiegten Freiheitshelden in großer Zahl in der Schweiz ein Asyl suchten, da leistete er manchem gerne Unterstützung und Verwendung, was ihn besonders mit seinem vieljährigen Freunde Bundesrath Druey in Korrespon-

denz brachte. Wenn er auch im Allgemeinen mit der vom Bundesrath eingeschlagenen Flüchtlingspolitik einverstanden war, so fand er doch, daß derselbe von dem Momente an, da er den Aufenthalt der Flüchtlinge dem Willen der einzelnen Kantonsregierungen anheimstellte, bei allfälligen Reklamationen den kategorischen Forderungen der fremden Gesandten allzu bereitwillig selbst in Fällen entsprach, da weder aufwieglerische Thätigkeit noch geheime Verbindungen noch ökonomische Bedrängniß konstatirt war, und daß es un ter den seit dem Frühjahr 1851 Ausgewiesenen gar manche gab, die nach erhaltener Einwilligung der sie überwachenden Kantonsregierung ebenso gut wie diejenigen, denen der Bundesrath ein Asyl gestattete, hätten bleiben können, wenn es den dienstbaren Geistern der auswärtigen Diplomatie gefallen haben würde.

Große Bangigkeit bemächtigte sich L. Snells, wenn er den Geist und die Tendenz der allgemein herrschenden Reaktion in Europa näher ins Auge faßte und noch 1853 charakterisirte er dieselbe trefflich in mehreren, nachstehend angeführten Artikeln der „schweizerischen Nationalzeitung." Es schmerzte ihn, wenn er Tausende von Liberalen sah, die im Hinblicke auf die furchtbaren Waffen ihrer Gegner den Muth und die Thatkraft für die fernere Durchführung ihrer Prinzipien und das Vertrauen auf eine bessere Zukunft verloren; alle die traurigen Wahrnehmungen, die er in der Zeit des allgemeinen Rückschritts machte, befestigten in ihm aufs neue die Ueberzeugung, daß die Hauptschuld der eingetretenen Schwäche und mißlichen Lage der Liberalen in ihrer Unbereitwilligkeit zu Opfern jeder Art, in ihrer Zersplitterung, in ihrer Abneigung vor festgeschlossenen und weit ausgedehnten Verbindungen und vor jedem in einandergreifenden Zusammenwirken für ein großes, gemeinsames Ziel mit Beseitigung aller trennenden Nebenfragen lag. Er erkannte bald „die Taktik der pfäffisch-aristokratischen Partei" in den katholischen und protestantischen Staaten; diese hatte nämlich aus den verhängniß-

vollen Jahren 1848 und 1849 die bittere Wahrheit gelernt, daß, wenn die Völker einmal zum Selbstbewußtsein und zur Erkenntniß ihrer Bestimmung gelangt seien, die bloß äußere Staatsgewalt, die Waffen, die Zensur und die Polizei, zur Behauptung politischer Vorrechte und zur Unterdrückung freier Bestrebungen nicht mehr ausreiche; daher suchte seither jene Partei ihren Zweck: Beherrschung der Völker, vorzüglich durch zwei Mittel zu erreichen; einerseits dadurch, daß sie durch zeitgemäße Reformen auf dem materiellen Gebiete der Staats-verwaltung die arbeitende Bevölkerung beschäftigte und ihre Lebensbedürfnisse befriedigte; anderseits dadurch, daß sie durch eine wohlorganisirte Leitung kleinerer und größerer, in einander-greifender Vereine die vorurtheilsfreien und geweckten Geister, namentlich aber die aufgeklärten Ansichten der untern Volks-klassen zu schwächen, zu verwirren, zu blenden, zu knicken und in ewigen Todesschlaf einzulullen suchte.

Mit tiefer Besorgniß erblickte L. Snell besonders in dem „badischen Pfaffenhandel" den rasch erstarkten Ultramontanis-mus, welcher durch die vielgliederige und einheitlich geleitete katholische Geistlichkeit, durch den weit verzweigten Jesuiten-orden, durch die ihm affiliirten Ligorianer, Lazaristen und Ursulinerinnen, durch zahlreiche Vereine aller Art wie die Pius- und Xaverius-Vereine und durch Konkordate die dem Papstthum untergebenen Völker allmälig wieder unter das von diesem ausgebildete Beknechtungssystem zurückzuführen, in den-selben jedes edlere Streben für Menschenrecht und Menschen-würde zu ersticken und selbst den Fluch, den Rom auf den Protestantismus geschleudert und konsequent durchgeführt hatte, aufs neue in heftigem Religionshaß auflodern zu lassen suchte. Aber mit eben so banger Besorgniß erstaunte L. Snell über die großartige und umfassende Thätigkeit, welche die sog. „innere Mission," die ihre Stifter in Stahl, Gerlach und Hengstenberg, also in den hocharistokratischen Kreisen Berlins und ihr Zentralorgan in den „fliegenden Blättern" des rau-

hen Hauses bei Hamburg besitzt, mit eiserner Willenskraft, in keiner noch so ungünstigen Lage verzweifelnd und vor keinem noch so unübersteiglich scheinenden Hindernisse zurückbebend, entwickelte; in allen Wohlthätigkeits- und Unterrichtsanstalten, in allen Arbeits- und Erbauungsstunden der verschiedenen Vereine, welche von der inneren Mission gegründet wurden, erkannte er nur Mittel für die Rückkehr zur guten, alten evangelischen Zucht und Sitte und zum orthodoxprotestantischen Glauben des 16. Jahrhunderts, zur Unterdrückung des jugendlichen Frohsinns und frischen Muthes, zur Vernichtung der wissenschaftlichen Forschung und der eigenen Denkthätigkeit, zur Fortpflanzung des blinden Buchstaben- und Aberglaubens, zur Verwirklichung des Pietismus, wie er sich überall mit gesenktem Kopfe, mit gefalteten Händen und zum Himmel gekehrten Augen breit machte.

Während 1849 in der Schweiz durch die Mittel, welche die neue Bundesverfassung an die Hand gab, das eidg. Nationalleben sich allseitig ausbildete und kräftigte und in den einzelnen Kantonen, besonders auch in den ehemaligen Sonderbundsständen ein unaufhaltsames Fortschreiten in der Entwicklung des republikanischen Staatslebens sich zeigte, weßhalb selbst freisinnige Männer von Verstand und Besonnenheit nicht glaubten, daß es der im Auslande siegreichen Reaktion gelingen werde, sich in den Schooß der regenerirten Eidgenossenschaft fortzupflanzen; konnte schon damals v. Snell, der mit der Lebensgeschichte der reaktionären Parteien in der Schweiz genau vertraut war, sich des Gedankens nicht erwehren, es werden besonders die absolutistischen Kabinete Oestreich, Preußen und Rußland, die an eine Bevormundung der Schweiz gewohnt waren, alles thun, um auch in das Herz derselben die Reaktion zu spielen. Er hatte auch die feste Ueberzeugung: — daß die aristokratische Partei, welche seit 1798 sich konsequent an das Ausland klammerte, in seinen Heeren diente, mit seinem Gelde gegen ihre Heimat konspirirte, und seiner

Diplomatie willig als Werkzeug diente; daß diese aristokratische Partei, welche, seit 1830 eng verbunden mit der ultramontanen, schon 1833 gegen eine Bundesreform in offenen Aufruhr gerieth und später die Durchführung der Badener-Konferenz-Artikel hintertrieb; daß die aristokratische und ultramontane Partei, welche, seit 1839 in enger Verbindung mit der konservativen, die Klöster seit 1841, die Jesuiten seit 1844 und den Sonderbund seit 1846 beschützte und 1847, unterstützt durch französische und östreichische Kanonen und Gelder und durch diplomatische Versprechungen von Intervention, gegen die freisinnige Eidgenossenschaft die Waffen erhob, durch Schlachten besiegt werden, den neuen Bund als Denkmal ihrer Niederlage und als Vorbote ihres Untergangs hassen mußte; daß diese aristokratische, ultramontane und konservative Partei die günstigen Aussichten, welche die Reaktion des Auslandes ihr eröffnete, die Winke, welche sie von dort empfing, und die Hülfe, welche sie von dort erwarten konnte, nicht auf einmal großmüthig aus Patriotismus für ein Gebäude, dessen Grundstein auf den Schlachtfeldern gelegt wurde, auf welchen sie erlag, zurückweisen, sondern trachten werde, dasselbe zu untergraben und zu stürzen.

L. Snell gehörte also nicht zu denjenigen, welche sich durch den Sirenengesang eines „Abschlusses aller inneren Parteikämpfe" einschlummern lassen, indem er, wie er sich ausdrückte, dem neuen Bunde keineswegs die wunderwirkende Kraft zuschrieb, daß derselbe gleich dem Evangelium des Bernardin de St. Pierre einen allbeglückenden Frieden bewirkt habe. Er zählte also nicht zu den Friedensaposteln, welche, wie er sagte, die Lehre verkünden, daß mit der Gründung des neuen Bundes die alten Parteien, welche so lange die Eidgenossenschaft durchwühlten, wie die Geister der Nacht beim Hahnenrufe des Morgens plötzlich verschwunden seien und daß die feindlichen Kräfte, welche sich so lange bewaffnet gegenüber standen, in der Stiftshütte dieses Bundes das Gewehr gestreckt und die

fanatisirten Kämpfer für die Vergangenheit und die begeisterten Streiter für eine neue Zeit auf dem Schlachtfelde von Gislikon ein Versöhnungsfest gefeiert haben; daß also der neue Bund einen Abschluß in der Schweizergeschichte bilde, mit dem alle Zustände, Parteien, Bestrebungen und Leidenschaften von 1848 erloschen und kraft dessen nun alle, welche sich früher blutige Köpfe schlugen, friedlich an dem Webstuhle einer neuen Zeit sitzen und gemeinsam am Heile des Vaterlandes arbeiten. Gegen diese Friedensapostel schwang er, besonders da die Reaktion bereits mehrere Kantone durchwühlte, in der schweizerischen Nationalzeitung und in dem „neuen schweizerischen Republikaner" unerbittlich die Geißel seiner scharfen Satyre.

Es war auch ein Glück für die regenerirte Eidgenossenschaft, daß jene Schlummerlieder des Friedens in der ersten Bundesversammlung, welche unter dem frischen und begeisternden Einflusse des glücklich vollendeten Sonderbundskrieges und unter den Auferstehungshymnen der ihre Fesseln zersprengenden Völker Europas, deren mächtige Töne in den Alpen wiederhallten, gewählt wurde, nur geringen Anklang fanden. Am meisten sprach sich der nationale und humane Geist, welcher diese erste Bundesversammlung erleuchtete, in der Erlassung des Gesetzes über die gemischten Ehen aus. Als nämlich Dr. Benz von Sibnen im Kanton Schwyz sich mit einer Zürcherin verheirathen wollte, erhielt er 1849 von seiner Regierung eine abschlägige Antwort mit dem Beifügen, daß der nämliche Bescheid allen Kantonsbürgern im gleichen Falle ertheilt worden sei und auch in der Zukunft ertheilt werde; auch der Bundesrath wies im März 1850 sein Gesuch ab, indem er verfassungsgemäß nicht in der Stellung sei, dem Kanton Schwyz die Bewilligung der Verehlichung vorzuschreiben. L. Snell, welcher bisher den Petenten mit seinen Rathschlägen unterstützt hatte, arbeitete nun für denselben eine Petition an die Bundesversammlung aus, in welcher

er in trefflicher Weise historisch und rechtlich das Gesuch motivirte, es möchte dieselbe ein Gesetz erlassen, durch welches im ganzen Umfange des Bundes die Ehen zwischen Katholiken und Protestanten garantirt würden und zwar ohne irgend einen Nachtheil für die Betreffenden.

Die Petition machte auf den Nationalrath einen so günstigen Eindruck, daß er im April beschloß, dieselbe durch den Druck in zwei Sprachen den Mitgliedern der Bundesversammlung mitzutheilen und dem Bundesrathe zur Berichterstattung und Antragstellung zu überweisen. Die Petitionen sämmtlicher Bischöfe in der Schweiz, welche im November der Bundesversammlung über diese Frage eingereicht wurden, bewiesen mehr als alles andere, wie tief ein solches Gesetz dem Ultramontanismus ins Herz schnitt und wie wenig durch den Sonderbundskrieg die Furien des konfessionellen Hasses zu Grabe getragen worden waren. Die Bundesversammlung aber und namentlich ihr Berichterstatter Dr. A. Escher erwarb sich durch die Erlassung des sehr freisinnigen Gesetzes über die gemischten Ehen eine herrliche Krone auf dem Gebiete der Humanität. Wenn nun Protestanten und Katholiken ein glückliches Familienleben mit einander führen, so mögen sie nie vergessen, welchem in politischen Kämpfen ergrauten Junggesellen sie solches zu verdanken haben. Im gleichen Jahre verfocht auch L. Snell vor der Bundesversammlung im Andenken an den einstigen kurzen Aufenthalt in dem Kapuziner-Hospitium in Urseren mit Erfolg die Interessen dieses Gebirgsthales, welche durch die neue Konstituirung des Kantons Uri beeinträchtigt worden waren. Seine Heimatgemeinde Küsnach, wo er sich im Sommer 1849 und im Winter von 1850/51 wieder aufhielt, machte auch den Versuch, ihren alten Mitbürger bei den Wahlen im Oktober 1851 in den Nationalrath zu wählen und diese Ehre und Anerkennung wäre ihm zu Theil geworden, wenn er die Wahl nicht wegen seiner Pension von Preußen hätte ablehnen müssen.

scheiterten an der kompakten Phalanx der liberalen Partei, welche in allen Kämpfen sich zur treuen Beschützerin der Prinzipien des regenerirten Bundes und der regenerirten Kantone aufwarf, in der Bundesversammlung alle reaktionären Angriffe, so gelang es diesen dagegen, die ruhig fortschreitende Entwicklung mehrerer bedeutender Kantone zu erschüttern und zu untergraben. Als L. Snell im Winter von 1849/50 sich im Seminar zu Münchenbuchsee bei seinem Freunde Seminardirektor Grunholzer aufhielt, bemerkte er schon frühzeitig aus der bedenklichen Stimmung des Landvolkes die Agitation, welche von den Patriziern, Konservativen und Ultramontanen ganz im Stillen durch auserkorne Werkzeuge in den einzelnen Gemeinden eingeleitet wurde, um die freisinnige Berner Regierung durch die im Mai 1850 bevorstehenden Großrathswahlen zu stürzen. Die Haupthebel, welche wie bei allen reaktionären Bewegungen in der Schweiz auch in Bern angesetzt wurden, bildeten die Lügen über Religionsgefahr und Finanzverschleuderung, Kommunismus und Auslandspolitik; so wurde gerade über L. Snell die Verläumdung ausgestreut, er lehre im Seminar aus Auftrag des Staates den Atheismus, während der Direktor aus seiner Schrift „Geist der neuen Volksschule“ Stellen über die Bildung des christlich religiösen Sinnes, welche derselbe für vorzüglich geeignet hielt, diesen Sinn zu wecken und zu pflegen, seinen Zöglingen vorlas. Um die Liberalen, welche der geheimen Gährung zu wenig Aufmerksamkeit schenkten, aus ihrer sorglosen Ruhe aufzuschrecken, begann er schon frühzeitig in der Berner Zeitung „die Beiträge zur vergleichenden Naturgeschichte der Radikalen und Konservativen,“ worin er tief und umfassend, scharf und beißend die Lebensgeschichte, den Geist und die Bestrebungen der schweizerischen Reaktion zeichnete; das Bild hierüber vervollständigte er dann noch durch die Artikel über „die Konservativen.“ Die Regierung traute jedoch zu sehr den Berichten der Regierungsstatthalter, welche allzu leicht-

gläubig die Volksstimmung ihrer Bezirke als günstig schilderten. Wiederholt forderte L. Snell dringend seine Verwandten und Freunde auf, auf die Wahlen hin in allen Gemeinden liberale Vereine zu gründen, durch welches Mittel die Regeneration von 1846 durchgeführt worden war. Weil die Liberalen sich aber zu gut trauten und mit Gewißheit auf den Sieg rechneten, so unterließen sie diese Maßregel und so kam es, daß die Allianz der Patrizier, Konservativen und Ultramontanen mit Hülfe des bestochenen Proletariats und der unglücklichen „weißen Demokratie" Ochsenbeins eine, wenn auch nicht sehr bedeutende Majorität gewann und der vorörtliche Kanton Bern eine konservative Regierung erhielt.

Während durch diesen Umschwung in Bern die reaktionären Bestrebungen in der welschen Schweiz gefördert wurden, arbeiteten dagegen mehrere deutsche Kantone, welche wegen der schweren Kämpfe der vierziger Jahre an der Ausbildung des inneren Staatslebens verhindert wurden, jetzt in Folge des Aufschwunges, den das demokratische Leben seit der Ausweisung des Jesuitenordens und der Aufhebung des Sonderbundes nahm, rüstig theils durch Anbahnung und Durchführung von Verfassungsrevisionen, theils durch Verbesserungen in den einzelnen Zweigen der Administration nach den Ergebnissen der Wissenschaft und Erfahrung an der Vervollkommnung der geistigen, politischen und materiellen Zustände des Volkes. Auch diese Bestrebungen fesselten die Aufmerksamkeit L. Snells. So unterwarf er die Bannbulle, welche der Bischof von Chur gegen die dort 1850 gegründete paritätische Kantonsschule schleuderte, in der „schweizerischen Schulzeitung" einer derben Kritik; so unterstützte er die Liberalen St. Gallens, als sie in dem gleichen Jahre durch eine Verfassungsrevision den konfessionellen Dualismus aufheben wollten, durch den neuen schweizerischen Republikaner.

Waren die freisinnigen Bestrebungen in Bünden und St. Gallen gegen den Ultramontanismus gerichtet, so entwickelten sich

in den Kantonen Aargau, Schaffhausen, Zürich und Thurgau sozial-demokratische Bewegungen, welche einerseits auf die Erweiterung der Rechte des Volks, anderseits auf Hebung der geistigen und materiellen Wohlfahrt desselben bedacht waren. Obschon L. Snell die Tendenz dieser Bewegungen genau kannte, da sie in der „neuen Rechtsschule" Berns ihre reinsten Vertreter besaßen, so hatten sie für ihn doch ein doppeltes Interesse; er wußte, daß es in Bern unsäglicher Mühe von Seite der liberalen Führer und besonders Stämpflis bedurfte, um die höheren Bildungsinteressen im Strome der politischen und sozialen Bestrebungen beim Volke nicht untergehen zu lassen; er beobachtete daher genau den Antheil, den das Volk in den genannten Kantonen neben den politischen und sozialen oder materiellen Forderungen, für welche es ohnehin große Empfänglichkeit besitzt, an der Hebung der geistigen Bildung nehme. Obschon L. Snell sehr gut wußte, daß für sozialistische Theorien, etwa für Phalanstere oder für eine Organisation der Arbeit oder des Kredits durch den Staat oder für eine Beherrschung des Kapitals durch die Arbeit, wie solche nur in Frankreich, wo letzteres so große Verwüstungen angerichtet hatte und wo im Volke der Sinn für höhere Bildung erstorben ist, ausgebrütet werden konnten, in der Schweiz durchaus kein günstiger Boden sich finde, indem hier soziale Verbesserungen nur in nationaler Weise durchgeführt werden können, da alle Theorien dem praktischen Geiste des Volkes widerstreben; so bewogen ihn doch die auftauchenden sozialen Fragen, neben dem wiederholten Studium der neuen Verfassungen der Schweiz, sich auch demjenigen sozialer Schriften zu widmen; er fand aber in denselben nur goldene Wahrheiten, wenn es galt zu tadeln, dagegen unpraktische Theorien, wenn es galt zu verbessern. Nur Ein Werk fesselte seine Aufmerksamkeit ganz besonders, nämlich die „Geschichte der sozialen Bewegung in Frankreich von Stein" und oft erklärte er in Unterredungen über soziale Bestrebungen, daß die Ideen,

welche Stein über die möglichst freie staatsbürgerliche und volkswirthschaftliche Republik des gegenseitigen Interesses entwickle, seine Ueberzeugung geworden seien, daß es mithin im wohlverstandenen Interesse der besitzenden Klasse liege, durch den Staat, die Vereine und Privaten die geistige Ausbildung der Arbeiter zu fördern und ihnen auch die Erwerbung eines, wenn auch kleinen Kapitals möglich zu machen. Es ist hier nicht der Ort weiter auszuführen, durch welche Maßregeln von Seite des Staates namentlich der letztere Zweck erreicht werden könne, indem L. Snell selbst sich hiemit weniger beschäftigte; im Allgemeinen deuten wir nur an, daß er ein vom Staate organisirtes Auswanderungssystem als ein wirksames Mittel gegen den Pauperismus ansah, daß er nur in einer unverkümmerten Ausbildung des demokratischen Staatslebens, wie solches, angeregt durch die Berner Regeneration von 1846 und durch den Sonderbundskrieg von 1847, sich fast in der Hälfte der schweizerischen Kantone Bahn brach, das beste Korrektiv gegen die Auswüchse der neuen volkswirthschaftlichen Gesellschaft erkannte und daß er die Finanzreformen, welche Stämpfli im Kanton Bern anstrebte und in seinem „Finanzbüchlein" entwickelte, billigte, mithin auch die Ausbildung des direkten Steuersystems, welches den Besitz und den Erwerb in Anspruch nimmt, im Gegensatz zum indirekten Steuersystem, welches auf der Arbeit, selbst auf derjenigen, welche einzig für den Lebensunterhalt sorgen kann, lastet, mithin gerade die Aneignung eines Besitzes oder Erwerbs erschwert.

Als L. Snell im Juli 1851 nach Aarau kam, herrschte im Kanton eine außergewöhnliche Aufregung. Seit 1841 war nämlich wegen der politischen Kämpfe, die um die Existenz desselben geführt wurden, auf dem Gebiete der Gesetzgebung und Verwaltung, der Rechtspflege und des Kreditwesens kein Fortschritt gemacht worden und statt dessen hatte sich eine unerträgliche Beamtenwirthschaft, die sich durch ein Vertuschungs- und Verschleppungssystem assekurirte und auf dem

Landvolke schwer lastete, ausgebildet. Als nun der große Rath 1849 die Verfassungsrevisionsfrage dem Volke vorlegte, regten sich alle alten Schäden und wurde eine Ueberfülle von Klagen und Begehren laut; zu der Verwerfung von zwei Verfassungsentwürfen gesellte sich nun in jenem Zeitpunkte die Verwerfung des dritten. Jetzt half L. Snell den Führern des Volkes die Hauptpunkte der Reform festsetzen und eine Bewegung einleiten, durch welche dasselbe veranlaßt wurde, auf Volksversammlungen diese klar formulirten Wünsche auszusprechen. Diese durchgreifende Volksbewegung machte endlich der Verfassungsmisere ein Ende und brachte dem Kanton Aargau die neue Verfassung von 1852 und durch dieselbe bedeutende politische und materielle Verbesserungen; nur die Schule ging leer aus.

Und als L. Snell im Februar 1852 nach Zürich kam, war bereits die Bewegung für Treichlers Wahl in den Nationalrath in vollem Gange. Gleich im Anfang war ihm der eigentlich tiefere Gegensatz zwischen der Regierungs- und der sozial-demokratischen Partei klar. Während erstere auf der Bahn der ruhigen, successiven Fortbildung, welche besonders seit 1847 dem langen Septemberstillstand folgte und nicht bloß die Verfassung, sondern auch wichtige materielle und Kulturfragen angriff, nach und nach alle Seiten des Staatslebens erfassen wollte, die einer Reform bedurften; ging letztere von der Ansicht aus, es liege in dem Wesen der Gesetze eines freien Staatslebens, daß ein rascherer Gang in den Reformen Bedürfniß werde, sobald ein Gemeinwesen wie das zürcherische, das an politischer Freiheit, Intelligenz und Bildung weit vorangeschritten sei, sich zur Erstrebung der materiellen Bedingungen der Freiheit hinwende. Von dieser Anschauung ausgehend, schrieb L. Snell noch vor der Wahl Treichlers einem Freunde: „Es ist wirklich eine veritable Gespensterseherei in die Regenten gefahren, wie ich kaum für möglich gehalten hätte. Indessen läßt das Fieber doch bei

einigen schon nach. Ein Jammer ist es, daß kein Blatt da ist, welches unbefangen und unabhängig dasteht und das Wahre, welches in den Tendenzen beider Parteien liegt, freimüthig anzuerkennen die Fähigkeit und den Muth hätte. Wie die Sachen jetzt stehen, steigert jedes Parteiorgan die Thorheiten der eigenen Partei. Ein Demokrit würde jetzt vom Morgen bis zum Abend lachen und ein Heraklit ohne Unterlaß weinen." Doch konnte sich L. Snell, da er sich fast ausschließlich im Kreise der Regierungspartei, mit deren Hauptführern Escher und Dubs er längst auf dem freundschaftlichsten Fuße stand, bewegte, nicht ganz von der Meinung frei machen, daß der Agitation vorzugsweise materielle Tendenzen zu Grunde liegen; weßhalb er sehr wünschte, daß der Lehrerstand sich an derselben nicht betheiligen möchte, da, falls die Staatsleitung in die Hände einer materiellen Partei fallen würde, für die Schule kein Heil zu erwarten wäre. Von dieser Ansicht kam er freilich bald zurück und wählte selbst Treichlers „neues schweizerisches Volksblatt" zu seinem publizistischen Organ, wie er denn die Berechtigung der Bewegung in folgendem Briefe an einen Freund anerkannte:

Werther Freund!

Es scheint die treichlerische Bewegung, welche so vielen den Kopf „hinterfür" stellte, fließt in ihr natürliches und dem Ganzen wohlthätiges Bett ab. Ich gestehe, auf dem ganz sichern Standpunkt unbefangener Betrachtung, auf welchem ich diese Bewegung von Anfang an beobachtete, habe ich sie nicht ungerne gesehen. Ein Impuls und eine Lektion war nothwendig. Wenn aber Treichler in seinem Programm zu viel auf einmal wollte,*) also statt die Bahn gesetzmäßiger Entwicklung einzuhalten, sich auf einen materiell wenigstens, wenn auch nicht formell revolutionären Weg verleiten ließ, und wenn unter seinen Forderungen gar manches unausführbar erscheint: so war das unschädlich, indem es

*) Wir müssen hier darauf aufmerksam machen, daß Treichler zur Aufstellung eines Programms durch die wiederholten Aufforderungen des „Landboten" genöthigt wurde.

in sich zerfallen mußte, hob aber das Gute in der ganzen Bewegung — ernste Mahnung an materielle Verbesserungen — nicht auf und dieses Ziel scheint der große Rath nun ins Auge fassen zu wollen, mithin die Lektion zu Herzen genommen zu haben. Nur schmerzt es mich, daß einzelne hochverdiente Männer wie Dubs und noch mehr Escher unverdient als Gegner von Reformen angeschuldigt werden. Indessen hoffe ich, daß sich alles wieder ausgleichen wird; der Sauerteig ist in jedem Staate heilsam.

Zürich auf dem Café litteraire, den 30. März 1852.

Stets der Ihrige

Dr. L. Snell.

L. Snell freute sich besonders, als 1849 sein alter Freund Pfarrer Bornhauser an die Spitze des thurgauischen Verfassungsrathes trat und namentlich die Einführung der Jury und Hypothekarbank durchsetzte, da demselben die Verfassungsrevision von 1837 mehr im Interesse der Juristen und Kapitalisten als des Volks gemacht zu sein schien. Ebenso sehr freute sich aber auch L. Snell, als Scherr im Juni 1852 an die Spitze des Erziehungsrathes trat und in dieser Stellung die Reorganisation des thurgauischen Schulwesens durchführte. Er korrespondirte wieder sehr häufig mit ihm und wie treu er noch den Geist der dreißiger Jahre, da die neue Volksschule geschaffen wurde, in sich trug, beweist folgende Stelle aus einem Brief an Scherr:

„Ich bemerke mit Betrübniß, daß es nunmehr unter unsern Gelehrten und Staatsbeamten nicht wenige gibt, die mit vornehmer Verachtung von den „Schulmeistern" und der Volksschule reden und den Vorwurf der „Halbbildung" stets im Munde führen. Ich fragte letzthin einen derselben, wie es denn eigentlich mit dem Vorwurfe gemeint sei, ob man etwa verlange, daß den „Schulmeistern" die angebliche „Ganzbildung" zu Theil werde. Ei bewahre! antwortete er, es ist an der Halbbildung schon zu viel. — Aber sollen sie gar keine Bildung haben? das wagte der Hochstehende nicht zu behaupten, und da er keinen Rath wußte, schwieg er. Diese Gelehrten und staatsklugen Männer sind oft entsetzlich leer, sobald sie ihre Gemeinplätze abgegeben haben. Sie kennen nur Einen Bildungsgang nach Einer Bildungslinie, und nicht einen Bildungsstand

nach Bildungsstufen; sie unterscheiden jetzt noch nicht eine wissenschaftliche Bildung und eine gelehrte Bildung; sie halten letztere einzig und allein für die ganze und sehen nicht ein, daß die allgemein-menschliche Bildung, die wissenschaftliche Bildung und die gelehrte Bildung drei Stufen oder Gebiete sind, und jedes für sich ein Ganzes und Vollständiges darstellen und gewähren soll. Sie klagen unaufhörlich über den Dünkel der Halbgebildeten und haben selbst den unermeßlichen Dünkel, sich für die Ganzgebildeten zu halten, da doch die edelste Frucht der Weisheit gerade die Selbsterkenntniß und die aus derselben fließende Bescheidenheit ist."

Durch die Reaktion in Bern mußten in den Ultramontanen wieder die kühnsten Hoffnungen erwachen, namentlich in dem benachbarten Freiburg. L. Snell schenkte begreiflich den Vorgängen in diesem Kanton eine besondere Aufmerksamkeit, und mehrmals zeichnete er die Tendenz der unaufhörlichen Reihe von ewigen Agitationen und Erschütterungen, Entzweiungen und Aufwiegelungen des Volks, welche begannen, nachdem der regenerirte Staat kaum die Schwelle einer neuen Epoche betreten hatte, welche auch eine ruhige Entwicklung und Ausbildung der freisinnigen Reformen und Institutionen hemmten, ja unmöglich machten. Als 1852 der Staatsrath von Freiburg nach der heftigen Posieuxagitation, welche unmittelbar auf die mißlungene Abberufung des großen Rathes von Bern folgte, auf den unglücklichen Gedanken kam, durch ein provisorisches Arrangement oder durch einen modus vivendi, welcher das bischöfliche Seminar und die Kollaturen wieder der geistlichen Gewalt überlieferte, durch den suspendirten und exilirten Bischof Marilley von Rom ein günstiges Konkordat auszuwirken; da deckte L. Snell 1853 in der schweizerischen Nationalzeitung die heillose Begriffsverwirrung im Kanton Freiburg auf und zeigte, wie im Kampfe mit der römischen Hierarchie alle Konzessionen und Kapitulationen schnell das Krüglein vorgeschützter „tiefer Staatsweisheit" erschöpfen und unwandelbar nur zur schimpflichen Rolle der Opferthiere führen. Diese Prophezeiung ging auch sogleich in Erfüllung;

denn die Forderungen Roms waren der Art, daß der Staatsrath sofort die Verhandlungen abbrach, ohne dadurch jedoch die spätere Ultramontanisirung des Kantons abzuwenden.

Ebenso enthüllte auch L. Snell in der schweiz. Nationalzeitung die Tendenz der 1852 im Kanton Wallis unter der Loosung einer Aussöhnung aller Parteien eingetretenen Verfassungsrevision, die in der That nur ein Werk der ultramontanen Reaktion war, welche in dem Klerus und in den Oberwallisern ihre Hauptstütze besaß; diese bewirkten, daß durch die neue Verfassung vom 23. Dezember 1852 den Geistlichen wieder das politische Stimmrecht eingeräumt und ein Konkordat mit Rom in Aussicht gestellt wurde. Dadurch war es dem Ultramontanismus, wie sich L. Snell ausdrückte, gelungen, in den Kanton Wallis das trojanische Roß einzuschmuggeln, das nur zu bald aus seinen Eingeweiden die Zerstörungsmittel über die liberale Ordnung der Dinge ausschütten werde, was auch wirklich bald nachher geschah, indem der Bischof und der Nuntius dem großen Rathe eine Protestation gegen den selbst durch die neue Verfassung gewährleisteten Loskauf der Zehnten und Grundzinse, also gegen eine Elementarbedingung des landwirthschaftlichen Wohlstandes, einreichten — ein Beweis, daß die klerikale Partei sich mit den Errungenschaften von 1852 nicht zufrieden geben werde.

Derselben Reaktionshöhle wie die Wirren in Freiburg und Wallis entsprangen auch die Verwicklungen Tessins mit der östreichischen Diplomatie, welche sich zum Protektor der ultramontanen Bestrebungen aufwarf. Mit Freuden begrüßte L. Snell die Beschlüsse des dortigen großen Rathes vom 28. Mai 1852, durch welche das gesammte Unterrichtswesen des Kantons als Staatssache erklärt und die kirchlichen Bildungsanstalten säkularisirt, ebenso die Beschlüsse der dortigen Regierung vom 14. Dezember, durch welche die fremden lombardischen Kapuziner, die, ergrimmt über das neue Licht, nach ihrer Art grunzend, den Volksboden aufzuwühlen begannen,

über die Gränzen spedirt und einige ihrer Klöster aufgehoben wurden. Um so mehr schmerzte es ihn, als Oestreich in Folge des Mailänderattentates vom 6. Februar 1853, plötzlich den Faden der friedlichen Unterhandlungen abbrechend, die strengste militärische Blokade gegen Tessin verhängen und sämmtliche, in der Lombardei sich aufhaltenden Tessiner im strengsten Winter innerhalb 24 Stunden in ihre Heimat zurücktransportiren ließ. In diesem Momente war die politische Situation kritisch; da Oestreich bereits durch seinen außerordentlichen Botschafter, den Grafen von Leiningen, die Annahme seines Ultimatums von der Türkei erzwungen hatte, mußte man mit Recht fürchten, daß in der Schweiz ein neuer Graf von Senft-Pilsach auftreten werde, indem es ihr nicht an solchen fehlte, die zu einer neuen Auflage des Waldshutervverrathes, d. h. zum Sturze der neuen Bundesverfassung, bereit waren. Wenn nun L. Snell, dem das Unglück, die Unschuld und das Völkerrecht heilig waren, die bloß defensive Haltung des Bundesrathes in dieser diplomatischen Verwicklung, die von Oestreich durch Maßregeln, durch welche alle rechtsgültigen Verträge, alle Rücksichten der Humanität, alle von den zivilisirten Nationen anerkannten völkerrechtlichen Prinzipien verletzt wurden, herbeigeführt worden war, in der schweizerischen Nationalzeitung und in dem neuen schweizerischen Volksblatte scharf kritisirte und bitter tadelte; so wird man ihm dies jetzt um so weniger verargen können, da man weiß, daß die Schweiz die glückliche Beendigung dieses Konfliktes nicht der energischen Haltung des Bundesrathes, sondern der immer verhängnißvoller sich entwickelnden orientalischen Krisis zu verdanken hat.

Die damalige Stimmung L. Snells charakterisiren folgende zwei Briefe.

Lieber Freund!

Ich kann den Jahreswechsel nicht vorübergehen lassen, ohne Deiner und der Deinigen zu gedenken und den Segen des Himmels auf eine Familie, die in der Flucht des Vergänglichen, an das Tausende ihre

Seele hingeben, das ewige Feuer der Vesta so treu bewahrt und nährt, und auf einen Freund, der den hohen Sinn dieses Wortes, das eben auch für Tausende nur ein Wort ist, durch die That beweist, herabzuflehen. Möge der Himmel Euch schenken, was Ihr verdienet! Wer ihm auch in dieser irdisch gesinnten Zeit Altäre baut, den verläßt er nicht.

Wenn doch der Geist, der in dem Familienheiligthum Euerer Penaten weht, auch noch in unserer lieben Eidgenossenschaft waltete! Aber wenn ich dahin blicke, geht kein Hoffnungsstern meinem Auge auf. Der Taranteltanz der Eisenbahnen hat Jung und Alt ergriffen, und in diesem wilden Treiben und Rennen nach Dampf und Eisen verfolgt der alte Feind ruhig, schlau und berechnend seine alten Plane. In Bern ist die Säule, die den Tempel unserer jungen Freiheit trägt — die Volksschule — gefallen; in Freiburg sieht es noch trostloser aus und in Wallis hat der Sonderbund bereits in der Schutzmauer eine Bresche geöffnet, über die er einziehen wird. Von diesen ominösen Zeichen der Zeit wird in den meisten Blättern — als ob die Menschen durch die Eisenbahn-Konfusion stumpf gegen die höheren Interessen des Vaterlandes geworden wären — wenig oder gar keine Notiz genommen, und dasjenige Blatt, das mit ungetrübtem Blick das Edlere fortdauernd beschirmt und verficht, die schweiz. Nationalzeitung, kann aus Mangel an Abonnenten kaum bestehen.

In der Hoffnung, nächstes Frühjahr Dich von Angesicht zu Angesicht zu schauen, verbleibe ich mit vielen Grüßen aus warmem Herzen an die Deinigen

Küsnach, den 2. Januar 1853.

stets Dein

L. Snell.

Mein lieber Sängerpfarrer!

Herzlichen Dank für Deinen Werdenberg! Ich hätte Dir diesen schon früher abgestattet: aber ich wollte Dein reiches Lied nach einem Zwischenraum zum zweitenmal lesen, weil der erste Eindruck oft trügt, ehe ich Dir sagen wollte, wie es meine Seele stimmte. Der zweite Eindruck war noch reiner und klarer als der erste — das untrügliche Zeichen, daß ein originaler Geist in dem Ganzen lebt. Du hast einen herrlichen Kranz um Deine Locken gewunden, die nun wol auch allmälig zu silbern beginnen. Wie Ossian in der Halle von Selma hast Du das Lied der vergangenen Tage in Deiner Seele geweckt und den

Thaten der Helden im Gebirge die Weihe der Unsterblichkeit gegeben. Sei unbesorgt um das Urtheil! Es ist dies Lied freilich ein Epos eigener Art: ich kann auch sagen ein romantisches Epos eigener Art: aber keiner, der in der Welt der Dichter zu Hause ist, wenn er auch nicht selbst Dichter ist und nur den Sinn für diese Welt von den Pieriden empfangen hat, wird ohne Entzücken aus dem Zauberland scheiden, in das Du ihn geführt hast. Werdenbergs und der Appenzeller Thaten sind vielleicht der einzige Stoff in der Schweizergeschichte, der sich für ein Epos eignet: reich und manigfaltig als ein großes Ganzes, gewaltig durch mächtige Charaktere und den Preis des Kampfes, belebt durch die stärksten Kontraste, endlich in vielem ein Gemisch von Wahrheit und Fabel, so daß die schaffende Dichterkraft einen weiten Spielraum für eigene Schöpfungen hat. Welch eine schöne Welt dichterischer Gebilde ist unter der schaffenden Hand wahrer Produktion aus all diesen Nebelgestalten der Vergangenheit entstanden! Die herrlichen Naturgemälde geben den Ereignissen einen Zauber und ein inneres Leben, das die prächtigsten Dekorationen der Bühne nicht zu geben im Stande sind. Ueber die Anwendung der Maschinerie, namentlich die Vermischung der heidnischen (Zwerge) und christlichen Mythologie mögen die Ansichten verschieden sein; aber was mich betrifft, so finde ich darin für diese Gattung des Epos nur einen neuen Vorzug.

Wie wohl thun einem diese Klänge aus einer großen Zeit der Begeisterung in der jetzigen materialistischen Lebensprosa, wo selbst die besten Köpfe sich an den Eisenbahnen — ja an den Eisenbahnen in einige poetische Wärme zu versetzen suchen! Die dreißiger Jahre hatten ihren hohen Schwung, in den vierzigern begann der Bodensatz sich zu rühren, aufgewühlt von Mephistopheles; der Sonderbundskampf entzündete eine leuchtende Flamme auf reinen Altären. Diese Flamme ist erloschen; das namenlos eckelhaft römische Gewühl für Entmenschung beginnt aufs neue; der Bundesrath steht rath- und thatlos da, verdaut so steinharte Brocken wie die Gränzsperre und die Verjagung der Tessiner mit aller Geduld und Gemüthsruhe und die ganze Eidgenossenschaft harrt bis auf diesen Tag, statt Genugthuung zu erhalten, auf der Armensünderbank auf Freisprechung; die Bessern wissen sich nicht anders zu erholen als durchs Bauen von Eisenbahnen, und das eidgenössische Freischießen in Luzern war mit allen großen Phrasen über die Freiheit des Vaterlandes nichts anders als eine Satyre auf dieselbe.

Am Abend meines Lebens muß ich noch dieses Schauspiel erblicken! Wohl Dir, dem die Musen verliehen: sequi deum cingentem viridi tempora pampino und der armen Welt zuzurufen: odi profanum vulgus et arceo!

Küsnach, den 16. Juli 1853.

Stets der Deinige

L. Snell.

Wenn auch L. Snell, weil er den unversöhnlichen Haß der auswärtigen Diplomatie gegen eine freie und starke Schweiz nie vergaß und die verheerenden Wirkungen des Ultramontanismus auf allen Gebieten der geistigen Kultur richtig zu würdigen wußte und deßhalb fortwährend auf jede, selbst auf die kleinste Gefahr, welche von einer dieser beiden Seiten drohte, mit Argusaugen achtete und vor derselben, freilich oft mit der Stimme einer Kassandra, warnte, über die neu eingetretene Reaktion in der Schweiz und über die Absorbirung der besten Köpfe durch die Eisenbahnbauten etwas verstimmt war; so söhnte ihn doch die ernstliche Anhandnahme des Gesetzesentwurfes über die Errichtung einer eidgenössischen Universität durch die Bundesversammlung im Januar 1854 mit den Eisenbahnherrn wieder aus. Seit mehr als zwanzig Jahren hatte er für eine solche Pflanzstätte der höheren Nationalbildung des Schweizervolks gekämpft, in letzterer Zeit häufig mit seinem Freunde Dr. A. Escher über die Bedeutung und Organisation derselben, ja noch unmittelbar vor der Diskussion des Gesetzesentwurfs mit Landammann Hungerbühler über diesen korrespondirt. Die Freude, die eidgenössische Bildungsanstalt ins Leben treten zu sehen, war freilich nur von kurzer Dauer; doch versüßte die Errichtung eines eidgenössischen Polytechnikums in seinem lieben Zürich ihm noch den Abend seines Lebens. Gerade in diesen Tagen schrieb er, veranlaßt durch die populären Vorlesungen zürcherischer Professoren über die induktiven Wissenschaften für Arbeiter, in das neue schweizerische Volksblatt die Artikel „die neuere Gesellschaft

und die Wissenschaften", welche seine letzte publizistische Arbeit bilden. Wir theilen dieselben nicht bloß aus diesem Grunde, sondern noch insbesondere darum mit,*) weil gerade die Forderungen, die er an die Wissenschaften für das Leben, wie dasselbe sich in der neuern volkswirthschaftlichen Gesellschaft gestaltet, stellt, durch das eidgenössische Polytechnikum am umfassendsten erfüllt werden.

Zu allen Täuschungen, welche der Glaube an die Gerechtigkeit L. Snell schon bereitet hatte, gesellte sich aber erst am Ende seines Lebens die bitterste und furchtbarste. Im April 1852, als er sich noch in Zürich aufhielt, bekam er von seinem Schwager Dekan Dombois in Braubach, den er zur Erhebung seiner Pension von Preußen aus der Regierungskasse von Koblenz bevollmächtigt hatte, die Nachricht, daß die Ausbezahlung derselben durch einen Ministerialbefehl sistirt worden sei. Ueber das gegen L. Snell in dieser Angelegenheit befolgte Verfahren wollen wir ihn selbst sprechen lassen durch folgenden Brief, den er nicht an seine Bestimmung gelangen lassen konnte, da der preußische Gesandte Sydow die Uebermittlung desselben beharrlich, selbst noch im Februar 1854, verweigerte.

Allerdurchlauchtigster und Großmächtigster König!

Allergnädigster König und Herr!

Erlauben Ew. Majestät einem Manne, der, nachdem er im Dienste des preußischen Staates sich die vollkommenste Zufriedenheit aller seiner Vorgesetzten erworben hat, und sich nie ein Vergehen zu Schulden kommen ließ, gleichwol nun zum zweiten Mal schuldlos schweres Unrecht leiden muß, sich unmittelbar an Allerhöchstdieselbe zu wenden und seine Stimme um Gerechtigkeit und um nichts als Gerechtigkeit zu erheben.

Als im Jahr 1840 nach Ew. Majestät Thronbesteigung sich so manche Opfer des früheren politischen Systems mit den Urkunden ihres Rechtes in dem wiedergeöffneten Tempel der Themis meldeten, erschien auch ich unter ihnen und überreichte dem königlichen Ministerium eine

*) S. Beilage 12.

ehrerbietige Zuschrift, worin ich meine Ansprüche in Bezug auf die ungerechte Untersuchung und Verfolgung vortrug, die über mich als Direktor des Gymnasiums in Wetzlar verhängt worden war. In dieser Zuschrift machte ich nicht die schmeichelhaften Aeußerungen der Zufriedenheit mit meiner Amtsführung geltend, die mir von Seiten des durchlauchtigsten Fürsten von Hardenberg und des Kultministers Freiherrn von Altenstein zu Theil geworden; ich berief mich nicht auf die vielfachen Beweise einer unwandelbaren Theilnahme und des ehrenvollsten Vertrauens, welche mir der Oberpräsident der Rheinprovinz, Freiherr von Ingersleben, bis zu seinem Tode in allen Wechseln meines Schicksals gegeben hatte; ich beschränkte mich auf die einfache Darlegung des Bewußtseins meiner Unschuld und die ebenso einfache Forderung der unabweisbaren Gerechtigkeit. Ich verlangte die endliche Erfüllung der mir dreimal verheißenen und noch nie gewährten richterlichen Entscheidung über die gegen mich geführte Untersuchung und schloß mein Gesuch mit dem Gedanken, daß ein kompetenter Richterspruch alles sei, was ich verlange, und ich dann im Falle der Freisprechung, woran ich nicht zweifle, mir alle Konsequenzen desselben vorbehalte, wenn anders die Staatsbehörden nicht vorziehen, diesen traurigen Prozeß im Grabe schlummern zu lassen und meinen Ansprüchen durch eine angemessene Entschädigung ein Genüge zu leisten.

In Folge dieser Zuschrift eröffnete mir der Freiherr von Werther, königlicher Gesandter in der Schweiz, wohin ich mich nach dem Verluste meines Amtes und Gehaltes in Ew. Majestät Staaten begeben hatte, und wo ich Bürger geworden war, endlich im Jahre 1842, nachdem die königliche Regierung von Koblenz das günstigste Gutachten über mein Rechtsbegehren abgestattet hatte, daß Ew. Majestät geruht haben, mir eine jährliche Pension von 400 Thalern unter der Bedingung zu bewilligen, daß ich auf alle meine Ansprüche aus meinen früheren Dienstverhältnissen in dem preußischen Staate Verzicht leisten würde. Obschon die Anträge der Regierung von Koblenz weit mehr in sich faßten, gab ich doch dem Herrn Gesandten meine zustimmende Erklärung zu diesem Vorschlag, geleitet einestheils von dem Bestreben, jeden Schein einer selbstsüchtigen Begehrlichkeit zu vermeiden und zu beweisen, daß es mir vor allem um die Anerkennung meiner Schuldlosigkeit zu thun gewesen sei, und anderntheils von dem Wunsche, für mein herannahendes Alter nach einem vielbewegten Leben die langersehnte Ruhe durch die feste

Stütze eines rechtlichen Abkommens zu finden, das außer dieser juristischen Basis noch die eigenthümliche sittliche Sanktion einer Sühne des früher gegen mich begangenen Unrechts empfangen hatte.

Diese Pension bezog ich bis zum Frühjahr des laufenden Jahres, als mein Schwager in der Nähe von Koblenz, den ich zur Erhebung derselben an der dortigen Kasse bevollmächtigt hatte, mir meldete, daß dieselbe durch einen Befehl des Herrn Finanzministers sistirt worden sei, ohne daß mir weder von diesem Befehl noch von den Gründen desselben irgend eine amtliche Nachricht zugekommen war. Ich wandte mich sofort an einen Freund in Berlin, um wenigstens auf Privatwegen einen Aufschluß über die mir unerklärliche Maßregel zu erhalten, und erfuhr von demselben, daß jene Sistirung der Pension einstweilen nur provisorisch sei; daß sie auf einen Bericht der königlichen Gesandtschaft in der Schweiz: „daß ich mich an destruktiver politischer Thätigkeit betheiligt habe", durch Requisition des Herrn Ministers des Auswärtigen von dem Herrn Finanzminister veranlaßt worden sei; daß endlich eine definitive Entziehung derselben in naher Aussicht stehe. Bei dem Bewußtsein meiner Schuldlosigkeit und in der Betrachtung der Natur, Entstehung und des Charakters dieser Pension darf ich wol sagen, daß kein Ereigniß meines Lebens mich mit einem so schmerzlichen Erstaunen erfüllt hat, wie diese Nachricht. Ich richtete sofort mehrere Eingaben an den Herrn Finanzminister zu Handen des gesammten Ministeriums. In diesen Eingaben wies ich vor allem auf das rechtliche Fundament der mir zuerkannten Pension hin, in Folge dessen sie unmöglich durch einen Akt einseitiger Willkür aufgehoben werden könne. In Bezug auf die gegen mich erhobene Beschuldigung fehlten mir alle Mittel zu einer einläßlichen Vertheidigung, indem mir außer dem, was ich durch jene ganz unbestimmte Privatmittheilung erfahren hatte, alle Kenntniß der Anklage abging. Indessen that ich, was ich konnte. Ich versicherte das hohe Ministerium, daß alle Verpflichtungen, welche als selbstverstanden in dem Pensionsverhältniß liegen, stets aufs gewissenhafteste von mir beobachtet worden seien; was aber meine politische Thätigkeit betrifft, zu der ich als Schweizer-Bürger in schweizerischen Verhältnissen berechtigt bin, so erklärte ich offen, daß ich in dieser Beziehung nur den schweizerischen Behörden eine Kompetenz zu einem Urtheil über mein Betragen zugestehen könne. Gleichwol, um dem Ministerium einen Beweis meiner Hochachtung zu geben, ging ich auch in dieser Beziehung

in eine ausführliche Darlegung meiner Wirksamkeit in der Schweiz ein und fügte ein Zeugniß des allgemein geachteten Herrn Bürgermeister Dr. Zehnder von Zürich bei, wodurch der Vorwurf einer „destruktiven" politischen Thätigkeit in schweizerischen Verhältnissen als eine unwürdige Verläumdung abgewiesen wurde. Endlich bat ich das hohe Ministerium dringend, mir die einzelnen Anschuldigungspunkte zu meiner Rechtfertigung mitzutheilen, und warnte dasselbe, nicht den Einflüsterungen der Parteileidenschaft und Verläumdung, deren Schlangenzungen in unsern Tagen auch das schuldloseste Leben nicht verschonen, das Ohr zu öffnen, um nicht ein schweres Unrecht auf sich zu laden. Von all diesen Eingaben hat das hohe Ministerium auch nicht die geringste Notiz genommen; dagegen meldete mir der Finanzminister unterm 19. Juni — und dies war die einzige amtliche Kundgebung in dieser ganzen Angelegenheit — daß Ew. Majestät geruht haben, mir am 29. Mai die provisorisch eingestellte Pension definitiv zu entziehen. Ich wendete mich nun auf die erwähnte Privatmittheilung hin und in der natürlichen Voraussetzung, daß durch einen Bericht der königlichen Gesandtschaft in der Schweiz sowol die provisorische Einstellung als auch die definitive Entziehung meiner Pension veranlaßt worden sei, mit einer Vorstellung an die Gesandtschaft, worin ich das Gesuch, daß mir die einzelnen Anschuldigungen zu meiner Rechtfertigung mitgetheilt würden und zugleich die zuversichtliche Hoffnung aussprach, daß Hochdieselbe, wenn sie aus meiner Rechtfertigung zur Ueberzeugung gelange, daß sie getäuscht worden sei, die Zurücknahme des Entziehungsaktes bewirken würde. Aber zu meinem Erstaunen, das bei jedem Schritte in dem ganzen Verfahren sich steigern sollte, meldete mir unterm 2. September d. J. die königliche Gesandtschaft, daß von ihr weder die provisorische noch die definitive Entziehung der Pension veranlaßt worden sei und daß sie von der ganzen Angelegenheit nicht die geringste Kenntniß habe. So war mithin von dem hohen Ministerium nicht allein der bei allen zivilisirten Staaten geheiligte Grundsatz der Vernehmung des Beklagten zu seiner Rechtfertigung, sondern auch das natürliche Organ der Berichterstattung, die königliche Gesandtschaft, umgangen worden.

Die tiefe Ehrfurcht vor Ew. Majestät gebietet mir zu glauben, daß Allerhöchstdieselbe dem Antrag des hohen Ministeriums auf Entziehung meiner Pension nie die Genehmigung würde ertheilt haben, wenn Sie nicht darin einen gerechten Akt der strafenden Justiz erblickt hätte;

jene tiefe Ehrfurcht gebietet mir zu glauben, daß es unmöglich der Wille Ew. Majestät war, durch Aufhebung meiner Pension, welche bestimmt war, ein früher an mir verübtes Unrecht auszutilgen, ein neues Unrecht zu begehen. Aber dieselbe Ehrfurcht vor Ew. Majestät nicht minder, als das Bewußtsein meiner Unschuld und das Gebot eines höhern Richters, vor dem ich, nahe an der Gränze des Irdischen, jeden Tag zu erscheinen gefaßt sein muß, legen mir auch die heilige Pflicht auf, freimüthig auszusprechen, daß Ew. Majestät durch Unwahrheit sind getäuscht worden. Ich rufe daher vertrauensvoll die hohe Sendung an, welche die Vorsehung den Königen der Erde übertragen hat, die Unschuld vor Gewalt und Macht zu schützen, und trage Ew. Majestät die unterthänigste Bitte vor, Allerhöchstdieselbe möchte verfügen, daß mir die Anschuldigungen, die gegen mich erhoben worden sind, zur Rechtfertigung mitgetheilt werden, damit, wenn erst die Stimme des Beklagten vernommen worden ist, ein Beschluß möglich werde, der vor dem Thron des Ewigen zu Recht bestehen kann.

Küsnach bei Zürich, den 3. October 1852.

In tiefster Ehrfurcht verharrt,
Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster König,
Allergnädigster König und Herr,
Sr. Königlichen Majestät
allerunterthänigster Diener
Dr. L. Snell,
gewesener Direktor des Gymnasiums
in Wetzlar.

So wurde L. Snell, der es sich während einer fast dreißigjährigen Wirksamkeit in der Schweiz zur Lebensaufgabe gemacht hatte, die Idee eines freisinnigen republikanischen, durch geistige Bildung veredelten und auf der Grundlage der sittlich-religiösen Wahrheiten der, alles Heil der Menschheit bedingenden Lehren des Christenthums, beruhenden Staatslebens zu verwirklichen und der da, wo Lüge und Heuchelei mit dieser Idee getrieben wurde, ihr seine Existenz zum Opfer brachte, — von Preußen der ihm rechtlich zugesicherten Pension beraubt und zwar angeblich wegen „destruktiver" politischer Thätigkeit. Ohne uns über diesen Akt der preußischen Ka-

binetsjustiz weiter auszulassen, erinnern wir nur an folgende Thatsachen. Im Jahr 1833 verhinderte L. Snell den Sturz der Neuenburger Regierung durch die Polen. Von 1844—1848, da die liberale Schweiz im Kampfe gegen den Jesuitismus stand, war L. Snells Wirksamkeit in dem protestantischen Kulturstaat Preußen nichts weniger als gefährlich beurtheilt, wie denn auch seine Schriften gegen den Ultramontanismus von preußischen Staatsmännern hochgeschätzt wurden. Im Frühjahr 1852 aber war eine Zeit, da in mehreren Kantonen kein Ehrenmann vor der Verläumdung sicher war. In Zürich herrschte die größte Aufregung wegen der Wahl Treichlers, in Bern wegen der Abberufung des großen Rathes, in Neuenburg wegen der Grossrathswahlen, und bestürmte der König von Preußen England und Frankreich, ihm zur Wiederherstellung seiner früheren Souveränetätsrechte über Neuenburg behülflich zu sein. Unter diesen Verhältnissen genügten Denunziationen von Berner Patriziern oder Neuenburger Royalisten an den preußischen Gesandten oder an den Minister des Auswärtigen, welche all das vorgebliche demokratische, kommunistische und atheistische Unheil in der Schweiz dem ganz unschuldigen L. Snell in die Schuhe schoben, um das preußische Kabinet, das ohnehin über die regenerirte Schweiz erbittert war, zu bestimmen, ihm als einem langjährigen und einflußreichen Verfechter ihrer Interessen die Pension zu entziehen; so strafte Preußen in der Person L. Snells die freie Schweiz. Die Wunde, welche seinem Glauben an die Gerechtigkeit durch ein solches Verfahren geschlagen wurde, suchten seine Freunde in der Schweiz im Stillen zu heilen.

Hatte L. Snell noch im Herbst 1851 eine Wahl in den Nationalrath ausgeschlagen, um in demselben als Schweizerbürger bei einer allfälligen Behandlung der Neuenburgerfrage nicht mit seiner Stellung als preußischer Pensionär in Konflikt zu kommen, so schrieb er nun, was er früher sorgfältig vermieden hatte, nachdem die Existenz des Londoner Protokolls

vom 24. Mai 1852 bekannt geworden war, mehrere scharfe Artikel über die Neuenburgerfrage in die schweizerische Nationalzeitung und wenn die strenge Atropos seinen Lebensfaden noch um einige Jahre hätte verlängern lassen, so hätte er gewiß auch mit jugendlicher Begeisterung in den Jubel seines zweiten Vaterlandes über die endliche glückliche Lösung jener Frage eingestimmt, welche so manches Jahr verhängnißvoll wie das Schwert des Damokles über der regenerirten Schweiz schwebte.

Seit der Krankheit in Wiesbaden und seit dem Tode der lieben Emma hatte sich L. Snell ernstlich mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß er nach dem zurückgelegten sechszigsten Lebensjahre die Reise zum Grabe angetreten habe. In dem seelenvollen Verkehre, den er stets mit den geliebten Verstorbenen pflegte, schloß er selbst mit dem Tode innige Freundschaft und auch dieser mahnte ihn, je mehr er der dunkeln Pforte des Jenseits entgegen ging, freundlich an das endliche Loos alles Irdischen, indem derselbe in dem immer noch blühenden Garten theurer Verwandten und Freunde von Zeit zu Zeit eine Rose pflückte. Seitdem nämlich L. Snell im Herbst 1847 in die Schweiz zurückgekehrt war, verfloß nur Ein Jahr, in welchem nicht einer oder mehrere aus dem Kreise seiner Lieben abgerufen wurden. Schon in dem verhängnißvollen Jahre 1848, das im Frühling so viele Hoffnungen weckte und im Herbste so viele Täuschungen brachte, starb aus dem Kreise seiner Verwandten in Braubach die theure Fanny und aus seinem schon ziemlich gelichteten Geschwisterkreise seine liebe Schwester Louise. Der Tod letzterer ging ihm tief zu Herzen; denn er hatte noch immer gehofft, bei ihr den Lebensabend in stiller Ruhe beschließen zu können. Mit ihrem Hinschied war die Brücke nach Deutschland abgebrochen; aber die Frage: „Wo soll ich mich niederlassen für die Tage des hülflosen Alters, da die liebe Schwester, die meine Pflegerin sein sollte, tod ist?" lag schwer auf seinem Herzen; denn

was sie ihm und allen Familiengliedern war, ergibt sich aus folgendem Briefe:

Liebes Emilchen!

So ist sie denn, die theure Tante Louise, gleichfalls durch die stille Pforte der ewigen Heimat zugegangen! der Tod kam mir zwar nicht unerwartet, weil man mich darauf vorbereitet hatte; gleichwol konnte ich mich lange nicht in diesen unersetzlichen Verlust finden. Es bedurfte der ganzen Kraft der Religion und philosophischen Reflexion, um den zermalmenden Schmerz zu überwinden, den der Abschied dieser theuern Seele aus unserer Mitte zurückgelassen hat, ohne daß ich ihr das letzte Lebewohl und die Versicherung des unauslöschlichen und liebevollen Andenkens zurufen konnte. Dunkel sind die Wege des Himmels! Hätte Ein Mensch ihr ein ruhiges Alter bereiten können, so bin ich es; nun sie tod ist, wohnt ein Gefühl der Vereinsamung in meiner Brust, das mir den Abschied von der Welt ganz leicht macht; und ich der älteste in dem Kreise meiner Geschwister werde nun wol der erste sein, der sie in dem Lande der Verklärung, wohin sie gegangen ist, mir eine Wohnung zu bereiten, wieder sieht. Hätte aber auch Ein Mensch ein ruhiges Alter verdient, so war sie es. Sorgsam mit der zärtlichsten Kindesliebe hat sie Mutter und Vater im Alter gepflegt; allen Geschwistern, auch Geschwisterkindern hat sie in Krankheit und andern schwierigen Lebensverhältnissen beigestanden — immer willig und mit aufopfernder Treue; in den politischen Wirren, bei der Flucht der einen, bei der Gefangenschaft der andern war sie mit ihrem starken, entschlossenen Geiste stets bei der Hand; man konnte auf sie zählen wie auf einen Schutzengel. Mit ihrer zärtlichen Theilnahme und aufopfernden Sorgfalt war die liebe Entschlafene in der That der Mittelpunkt der Familie; sie war an die Stelle unserer unvergeßlichen Mutter getreten; auch strahlte ihr Bild in seiner ganzen Liebenswürdigkeit mit jedem Jahre schöner aus all ihrem Leben und Weben hervor. Für mich war sie daher Jahre lang die verbindende Seele, die aus der Heimat zu mir sprach, der sympathische Nerv, durch den mein Leben mit den meinigen, von denen ich durch weite Fernen getrennt bin, verflochten blieb. Nun des Lebens Mühen vorüber sind, ruft sie der Himmel ab; sie gehört zu den Auserwählten, deren Tage nur da zu sein scheinen, um für andere sich aufzuopfern und die in die ewige Heimat zurückkehren, wenn dies Werk vollbracht ist.

In stiller Resignation und männlicher Fassung will ich jedoch den Verlust der Geschiedenen ertragen und in der Thätigkeit für ein würdiges Gemeinleben und in der Arbeit für die edlern Staatsinteressen der Schweiz meine Haltung fortan wieder suchen.

Die Deinigen in hier lassen Dich vielmal grüßen und daß der Himmel Dich behüte, wünscht Dein treuer Onkel

Bern, den 6. Oktober 1848.

L. Snell.

Noch in dem gleichen Jahre starb sein Freund alt Reg. Rath Weiß und im Jahre 1849 hielt der Tod noch reichere Aernte unter seinen ältesten Freunden, indem derselbe ihm seinen lieben Kaspar von Orelli, mit dem er fortwährend freundschaftlich und kurz vor dessen Hinschied besonders über eine eidgenössische Hochschule korrespondirt, seinen treuen Daverio, der als Redaktor der N. Z. Ztg. in ihm seinen publizistischen Papa verehrt, und seinen biedern Grafen Benzel-Sternau, der ihm in den Wirren des Jahres 1831 ein ruhiges und sicheres Asyl gewährt hatte, entriß.

Um so größere Freude hatte er, als ihn im Sommer 1850 seine Schwester Christiane und ihr Gatte, Dekan Dombois, in seiner stillen Klause in Küsnach besuchten. Was er in dieser Zeit dachte und fühlte, das schrieb er ihnen am Neujahrstag 1851. „Heute Morgen las ich die herrliche Zueignung in Göthes Faust im Bette und überließ mich nach der schönen Strophe: „„Ihr bringt mit Euch die Bilder froher Tage und manche liebe Schatten steigen auf u. s. f."" lange den seligen Träumen der Erinnerung. Welch eine reiche und große Welt aus bessern Zeiten liegt hinter uns, von edeln und hohen Gestalten erfüllt! Die meisten sind davon gewandert in eine andere Welt und ihnen wird, o unerforschlicher Rathschluß Gottes, der liebe Wilhelm bald folgen, und wer weiß, ob ich am Ende dieses Jahres Euch noch Glück wünschen kann. Doch gerade dieser Gedanke an das unerbittliche Schicksal alles Irdischen muß jeden Schmerz beruhigen!" Bald nachher entriß ihm auch wirklich der Tod den treuen Kam-

pfesgefährten, mit dem er Freude und Leid getheilt hatte; 1853 starb noch sein letzter Bruder Karl in Wiesbaden und nachdem auch von seinen besten Freunden 1851 Nationalrath Hamberger in Uster, 1852 Oberst von Orelli in Zürich und Reg. Rath Wieland in Aarau, 1853 Hertenstein in Luzern und alt Kantonsrath Studer in Wipkingen geschieden waren, da empfand er erst tief das Gefühl der Vereinsamung, dem er folgenden Ausdruck verlieh:

Wie einsam oft die stille Alpenrose
Und halbverwaist im falben Moose
Auf hohem Bergesrücken steht,
Von rauher Stürme Hauch umweht:
So, Alter, Du: des Schicksals harte Hand
Hat vieles, was Dir theuer war und engverwandt,
Geraubt und einsam Dich ins Leben hingestellt.
Doch wie jenes Kind der stillen Alpenwelt
Umschwebt als treuer Schirm des Ewgen Liebe-Strahl,
Der sterbend Deine Mutter Dich empfahl!

Das Andenken seiner theuern Freunde war ihm heilig und wenn er dieselben auch nicht zu ihrer Ruhestätte begleiten konnte, so suchte er ihre trauernden Wittwen auf dem Wege der Korrespondenz zu trösten, wie er z. B. einer derselben schrieb: „Nur in der vollendeten Resignation in den Willen der ewigen Allmacht und in dem stillen Glauben an ihre allwaltende Liebe findet die gebrochene Seele den Stab, der sie in den Wellen des Schicksals hält und trägt. Edeln weiblichen Seelen ist der Himmel stets eine vertraute Heimat, welche sie im Glück nie vergessen und in welche sie im Unglück ihr Genius von selber führt!" Oder er pflanzte durch herrliche Nekrologe immer-blühende Rosen auf die Gräber seiner Freunde Daverio, Homberger und Orelli; den schönsten Blumenstrauß wand er aber seinem unvergeßlichen Bruder in „Wilhelm Snells Leben und Wirken, von einigen Freunden dem Andenken des Verstorbenen gewidmet."

Der Wechsel des Aufenthaltsortes bot L. Snell manig-

faltige Reize und Genüsse und trug wesentlich zur Verschönerung seines Lebensabends bei. So sehr ihn auch das Familienleben in den Kreisen seines Bruders und seiner Neffen, Stämpfli und Niggeler, ansprach, so wenig behagte doch im Allgemeinen seinem Geiste und seiner Gesundheit der Aufenthalt in der Bundesstadt Bern, den er sich daher auch nur für längere Zeit in dem bewegten Jahre 1848 auswählte. Herrliche Tage verlebte er in dem Winter von 1849/50 in dem Seminar zu Münchenbuchsee; ihn freute der Aufschwung der reorganisirten Anstalt, ganz besonders aber die einheitliche Thätigkeit und harmonische Wirksamkeit ihrer Lehrer unter der trefflichen Leitung seines jüngern Freundes Grunholzer, dem er fortwährend ein väterlicher Rathgeber gewesen war und blieb. Auch in Aarau genoß er glückliche Tage in der Familie seiner Nichte, der Frau Prof. Holzinger. Aus mehreren Gründen weilte er aber lieber als irgendwo bei seiner theuern Schülerin von der Himmelspforte, der Frau Dr. Emilie Alban in Steffisburg, wo er 1848, 1850 und 1851 den Sommer oder Herbst zubrachte. Das stille, häusliche und glückliche Familienleben, das ihm hohen geistigen Genuß gewährte; die Liebe und Sorgfalt seiner Nichte, die sich eifrig bemühte, alle, selbst seine kleinsten Bedürfnisse zu befriedigen; das ruhige, kleine und warme Stübchen, in dem er vorzüglich am Vormittag seinen Studien oblag; die reizende Umgebung des anmuthigen Dörfchens, die er auf seinen großen Spaziergängen fast täglich durchstreifte; die tonische Luft, die er mit Behagen auf denselben einschlürfte; „das zauberische Farbenspiel der himmlisch schön sich färbenden Wand des gegenüber liegenden Gebirges mit seinen dunkelgrünen Fichten, gelben Buchen und rothen Kirschbäumen, mit dem hellgrünen Tannengesträuch, den blendend grünen Wiesenstreifen und den weißen Häusern dazwischen, das Geläute der Heerden, das Jodeln der Sennen und die Töne der Hirtenschalmeien" — eine Naturszene, die er im Herbste von seiner Mansarde aus

bewundern konnte; ein heimeliges Zimmer in einer nahe gelegenen Wirthschaft, die er jeden Abend, wenn er nicht bei Hause durch Lektüre oder Klavierspiel oder geistreiche Unterhaltung sich erheiterte, besuchte; die Nähe von Thun, wo er oft gute Freunde traf, des Berner Oberlandes, dessen großartige Alpennatur er mehrmals durchwanderte: das alles machte ihm das Leben in Steffisburg lieb und theuer, weil ihm hier alle großen und kleinen Bequemlichkeiten und Genüsse, die er liebte, geboten waren. Schwer fiel ihm im Herbst 1851 der Entschluß, diesen idyllischen Landaufenthalt zu verlassen und mehr als einmal verschob er die Abreise. Mit sichtbarer Wehmuth bestieg er endlich die Chaise, die ihn nach Bern zu bringen bereit war; mit ungewöhnlich starkem Händedruck und mit einem leisen Ade nahm er Abschied von seinen lieben Verwandten; und indem er dahin fuhr, sah er noch einmal zurück und winkte ihnen mit der Hand ein Lebewohl zu: es war das letzte.

L. Snell sehnte sich nach Küsnach, wo die stärkenden Seebäder schon so oft, wie er sagte, seinem schwachen Körper neues Leben eingehaucht hatten. Im Jan. 1852 schrieb er seinem dortigen Freunde Dr. Brunner die bedeutungsvollen Worte: „Ich will mit meinem morschen Schifflein wieder in Ihrer Habe landen und in stiller Ergebung gewärtigen, ob die Vorsehung mir gestattet, dasselbe noch einmal flott zu machen.“ Nachdem in Zürich die Treichler'sche Bewegung sich gelegt und er die Nachricht von der Entziehung seiner Pension erhalten hatte, begab er sich im Juni nach Küsnach. Sommer und Winter verstrichen angenehm; manchen Abend erheiterten ihn die seelenvollen Gesänge einiger befreundeter Lehrer und in dem prachtvollen kommenden Frühling regte sich in ihm aufs neue lebhaft der Wunsch, wieder nach Steffisburg zu gehen, und dann bei einem guten Freunde in Liestall das letzte Quartir aufzuschlagen. Gerne hätte er dies bei einem Gliede der Familie gethan; „allein,“ so schrieb er

seiner Emilie Alban, „ich möchte jetzt im Kanton Bern nicht abgemalt sein und dieser Zustand bietet leider bitter wenig Hoffnung einer baldigen Aenderung.“ Wie durch einen geheimen Zauber an den Ort gebannt, wo er durch das Memorial vom Oktbr. 1830 den Grundstein zur zürcherischen Verfassung gelegt hatte, hielt ihn bald ein Katarrh, bald ein Rheumatismus, bald ein scharfer Luftzug, bald eine schlaflose Nacht, von dem Weggange ab; oft sagte er zu einem Freunde, der ihn gewöhnlich am Abend besuchte: „Morgen reise ich ab, der Koffer ist gepackt;“ allein der Mensch denkt und Gott lenkt; am nächsten Abend ließ er denselben wieder rufen und sagte dann: „Ich bin noch da, aber den Koffer packe ich nicht mehr aus.“ Was er nach folgender Stelle aus einem Briefe an Emilie Alban suchte, das hatte er in Küsnach gefunden — „ein stilles Schattenplätzchen der Ruhe,“ wo er dem Ende seines wohlthätigen Lebens und Wirkens mit ruhiger Fassung entgegen ging.

„Den 6. April und zwar um 5 Uhr morgens, wie ich aus einem Fragmente eines Tagebuches meines seligen Vaters sehe — ein humoristischer Engländer stand immer um diese Zeit auf und stellte Betrachtungen über sein Leben an, was ich auch zu thun gesonnen bin — bin ich vor 68 Jahren geboren worden, beginne also exakt am 6. April um 5 Uhr morgens mein neunundsechszigstes Lebensjahr. Es fing also 1785 den 6. April 5 Uhr morgens ein Lebensfaden an sich abzuspinnen, der wunderbar verschlungen war, durch mehrere Länder sich hindurchzog, alle fortschreitenden Elemente und revolutionären Stoffe an sich zog und noch jetzt in dieser Atmosphäre neue Zähigkeit gewinnt. Wenn doch Dein seliger Vater noch lebte! Zwei Tage später, auch am Morgen, würde er sein fünfundsechszigstes Jahr antreten — zwei Morgenkinder, die unverwandt dem Lichte zugekehrt waren. Indessen muß man im neunundsechszigsten Jahre sein Haus bestellen. Mit einem Fuße steht dann der Wanderer schon im ernsten Gebiet der letzten Stätte; dort macht er noch, wenns gut kommt, einige kleine Spaziergänge auf drei Füßen und sucht sich dann ein Schattenplätzchen der Ruhe nach dem langen, schwülen Tage.

Küsnach, den 4. April 1853.

Mit herzlichem Gruße Dein treuer Onkel L. Snell.

Der starke knochige Körperbau L. Snells verrieth, daß einst Energie in demselben wohnte; mit Ausnahme des apoplektischen Anfalles in Wiesbaden war er nie ernsthaft und andauernd krank gewesen und wenn sich etwa körperliche Leiden einstellten, so hatten diese wie bei den meisten Gelehrten ihre Ursache in der durch anhaltendes Sitzen und Studiren und durch angestrengte Geistesthätigkeit eintretenden Venosität und Nervosität; diese Leiden verscheuchte er durch eine einfache und regelmäßige Lebensweise, durch stärkende Diät, durch fast täglichen Aufenthalt im Freien und durch kalte Waschungen. Allein das Alter machte auch über ihn seine Rechte geltend und der Zahn der Zeit nagte vernehmlich an seinem Körper; schon im Herbst 1853 fühlte er sich nach den Spaziergängen mehr erschöpft als gestärkt, weßhalb er dieselben häufig und mit dem hereinbrechenden Winter ganz einstellte. Im Febr. 1854 mußte er auch seiner treuen Lebensgefährtin, der langen Pfeife, den Abschied geben und aus der zunehmenden Engbrüstigkeit und der öfter eintretenden Intermission des Pulses schloß der ärztliche Freund, der seine körperliche Konstitution durch vielfache Behandlung genau kennen gelernt hatte, bald auf eine immer mehr sich steigernde Atrophie des Herzens und Atonie der Nerven und Muskeln. So von dem marasmus senilis seit Anfang März ans Krankenbett gefesselt, machte er sich, da trotz des guten Appetits, des gesunden Schlafes und der regelmäßigen Funktionen des Körpers die Schwäche eher zu-, als abnahm, bald mit dem Gedanken an den nahen Tod vertraut; mit stiller Ergebung in den Willen des Allerhöchsten traf er noch die letzten Anordnungen für den Fall seines Absterbens und als ihm einer seiner Freunde Hoffnung auf Wiedergenesung machen wollte, sagte er mit stiller Wehmuth: „Es geht zu Ende; der Kranke weiß am besten, was er zu hoffen hat; Sie weilen am Bette eines Sterbenden".

So blickte L. Snell mit stets ungetrübter Seelenruhe und klarer Geisteskraft seiner allmäligen Auflösung entgegen. Ob-

schon er aber in einsamen Stunden, da ihn niemand in seiner Kontemplation stören durfte, sich oft auf sein Ende vorbereitete und von der allwaltenden Liebe der Vorsehung, welche ihn durch alle Stürme des Schicksals mit sichtbarem Wohlwollen hindurchgeführt und in die theure Familie eines edeln und aufopferungsliebenden Freundes geleitet hatte, der ihn mit der zärtlichsten Sorgfalt pflegte, sich nur noch eine Gnade erbat — einen ruhigen und sanften Tod; so beschäftigte er sich doch noch in den Stunden, die er seinem neuen, ihm zur geistigen Heimat gewordenen Vaterlande widmete, viel mit den Tagesneuigkeiten in demselben. Wenn freilich ein Berner Korrespondent in der „neuen preußischen Zeitung" die Andeutung gab, daß bei der gerade damals obschwebenden Wahl eines Bischofs für die Diözese Basel seine Winke auf die Konferenz der Diözesan-Regierungen von großem Gewichte gewesen seien; so offenbarte derselbe mehr die geheime Furcht der Ultramontanen vor ihrem gewandtesten Gegner, die erst mit seinem Tode erlosch, — als die Wahrheit; allerdings gewährten ihm die „Briefe eines katholischen Staatsmannes", welcher in dem „Bund" die Wahlintriguen schonungslos enthüllte, hohen Genuß, umsomehr da er in demselben einen treuen und biederen Kampfesgefährten erblickte und verehrte. Die Maiwahlen im Kanton Bern, durch welche die Koalition der Patrizier, Konservativen und Ultramontanen im großen Rathe, wenn auch nicht völlig besiegt, doch gebrochen wurde, warfen noch einen letzten Silberblick auf sein dem Tode geweihtes Leben; freuten ihn auch im Ganzen die Maiwahlen im Kanton Zürich, so betrübten ihn doch mehrere bei denselben zu Tage getretene Erscheinungen, die ihm bewiesen, daß der Groll gegen die Treichler Bewegung im Geheimen fortgewuchert habe. Aber wie finstere Geister scheuchten ihn die gehässigen Angriffe einzelner Blätter gegen die zürcherische Volksschule und ihre Lehrer aus der Ruhe des Todtenlagers auf; als ihm dieselben von einem Freunde mitgetheilt wurden,

richtete er sich mit den Worten in die Höhe: „Ich bin noch nicht tod; ich lebe noch und kann noch ein Wort sprechen. Setzen Sie sich hin und schreiben Sie, was ich Ihnen diktire.“ So entquoll seinem Herzen der Schwanengesang „an die liberalen Schulfreunde des Kantons Zürich“ *) und er erlebte noch die Freude, daß einer seiner ältesten Freunde ihm dafür schriftlich den tiefgefühltesten Dank aussprach.

Am meisten beschäftigte er sich jedoch auf dem Krankenbett mit seinen Freunden und Verwandten, für welche er bis zu seinem letzten Athemzuge ein Plätzchen froher Erinnerung in seinem Herzen trug. Wenn ihn seine jüngern thatkräftigen Freunde Dr. A. Escher und Dubs besuchten und wenn er ihnen das Wohl der Volksschule ans Herz legen und diese ihrer treuen Pflege mit den Worten empfehlen konnte: „Der Kanton Zürich wird der erste sein und bleiben, so lange seine jetzige Volksschule bleibt; er wird sich aber nicht über andere Kantone erheben, wenn sie fällt“; wenn seine ältesten Freunde Nationalrath Dr. Ruegg und alt Regierungsrath Ed. Billeter, die ihm während seiner manigfaltigen Schicksale mehr als bloß Freunde waren, zu ihm kamen und er ihnen beim nahen Abschiede von seiner politischen Laufbahn sagen konnte: „Ich sterbe ruhig; denn ich habe nichts zu bereuen“; wenn er seinen auf kurze Zeit nach Java reisenden Freund Seminardirektor Zollinger noch bitten konnte: „Bringen Sie aus der heißen Zone eine Blume mit und schmücken Sie dann mit derselben mein Grab“; wenn er einigen jüngeren Freunden, die sich regelmäßig bei ihm einfinden durften, noch besondere Mittheilungen aus dem reichen Schatze seiner Lebenserfahrungen machen und ihnen zurufen konnte: „Wirket, so lange es Tag ist, in meinem Geiste fort; denn auch über Euch kommt die Nacht, da Ihr nicht mehr wirken könnet“; wenn Stämpfli und Holzinger zu ihrem todtkranken Onkel eilten und er sie

*) S. Beilage 13.

nur mit den Worten trösten konnte: „Es fällt der älteste, mit Kirchhofsblümchen reich gezierte Zweig von dem einst so blühenden Stamme aus Idstein; möge der Schutzgeist desselben in und bei Euch fortleben und fortwirken"; wenn Briefe von Verwandten und Freunden seinem Geiste eine wohlthuende Erfrischung gewährten und wenn er noch Abschiedsbriefe an nahe und ferne Verwandte und Freunde diktiren und ihnen sein letztes Lebewohl zurufen und sie bitten konnte, in ihrem Herzen seinem Andenken einen bescheidenen Raum zu gönnen: — dann, dann dachte er wol oft mit Uhland in „Kirchhof im Frühling":

„Will mich selbst die dumpfe Gruft;
„Nun wohlan, sie mag mich raffen!
„Dünkt mir gleich, in frischer Luft
„Hätt ich manches noch zu schaffen!"

Mit dieser philosophischen Resignation eines christlichen Dichters pflog er, nie durch besondere Schmerzen des Körpers gequält, vertrauten Umgang mit dem Tode und oft erheiterte sich sein Gemüth an folgenden Abschiedsworten eines Freundes: „Es ist, als ob ein ewiges Gesetz darüber walten würde, daß die Edelsten und Besten in ihrem hohen Alter noch einmal die rauhe Hand des Schicksals fühlen müßten; und doch finden wir zu allen Zeiten Männer, die mit Begeisterung nach dieser Dornenkrone ringen und die noch im Feuerofen den Hymnus der Freiheit anstimmen. Es ist dies wol jener Gesang, der Lichtstrahl geläuterter Wesen, der ein Zeugniß für ihre Unsterblichkeit ist, welche sie sich im heißen Kampfe mit dem Leben errungen und mit sich hinübernehmen; mit dieser erhabenen Urkunde betreten sie die ewige Heimat. Gehst Du vor mir hinüber, so denke an mich, der sich nach Dir sehnt; richte mir eine Harfe zurecht und wenn ich dann erscheine, so singe ich Dir den Hymnus von dem ewigen Recht und von der Freiheit." Und wie er es sich oft gewünscht hatte, löschte nach einer ruhigen Nacht und nach einem leichten Morgen-

schlummer der Tod, den er nicht empfand, weil er ihn nicht fürchtete, um die Mittagsstunde des 5. Juli mit kalter Hand den noch schwach glimmenden Funken seines irdischen Lebens aus und führte ihn hinüber in das Land der Verklärung, wohin ihm so manche liebe Seele vorausgegangen war.

Während in Bern, wo eben die Bundesversammlung zusammengetreten war, die zürcherischen National- und Ständeräthe durch die Abordnung der Herren Dr. A. Escher, Dubs und Dr. Pestalutz an Regierungsrath Stämpfli diesem zu Handen der ganzen Snellschen Familie die Gefühle ihrer tiefen Trauer um den Hingeschiedenen ausdrücken ließen; fand Sonntag den 9. Juli das Begräbniß L. Snells in Küsnach statt. Bei dieser Beerdigungsfeier offenbarte sich so recht die Wahrheit der bedeutungsvollen Worte eines alten Römers: „Oft spricht sich die Stimme des Volkes über seine Führer stärker bei ihrem Tode als bei ihrem Leben aus; eine große Lehre für die Lebenden.“ Von den Beamten der Gemeinde, welche sämmtlich an dem Leichenbegängnisse ihres Mitbürgers Theil nahmen, wurden die sterblichen Ueberreste desselben zur Ruhestätte getragen und daß dem Verstorbenen ein warmes Herz für das Wohl des Volkes im Busen schlug, daß er von allen Klassen der Bevölkerung in gleichem Maße geachtet und geliebt wurde, das zeigte die große Volksmenge, welche trauernd dem Sarge des edeln Mannes folgte. Viele der einflußreichsten Männer des Kantons fanden sich an seinem Grabe und erinnerten sich mit Freude und Wehmuth, was er ihnen, was er dem engern und weitern Vaterlande gewesen. Auch die Lehrer konnten ihres treuen und einflußreichen Freundes nicht vergessen; war ja doch sein letztes Wort vor kaum 14 Tagen noch der kräftigen Fortentwicklung des Volksschulwesens gewidmet, und hatte er darin mit jugendlicher Kraft und Schärfe nochmals darauf hingewiesen, daß dasselbe nur durch die Prinzipien der Reformperiode zum wahren Segen des Volkes gedeihen könne. Die kirchliche Feier eröffneten die Seminari-

sten mit dem ergreifenden Chor: „Ruhig ist der Todesschlummer und der Schooß der Erde kühl". Durch die kurzen und würdigen Worte des Geistlichen, in welchen derselbe auf das vielfach bewegte äußere und auf das reich begabte innere Leben des Entschlafenen hinwies, wurde den Anwesenden der unendliche Werth geistiger Güter vor ihre bewegte Seele geführt. Ja „der Mensch lebt und bestehet nur eine kleine Zeit", das fühlten die Trauernden alle tief im Herzen; aber die selige Hoffnung, welche im Schlußgesang der Seminaristen lag, hat sie auch zu der frohen Zuversicht erhoben, daß ein solches Leben schon hienieden unvergänglich ist. Die Freunde Snells konnten den stillen Ort jedoch nicht verlassen, ohne dem Verewigten noch einen treuen Gruß ins einsame Grab zu senden. Aus dem bewegten Gemüthe der Lehrer erklang Nägelis „Sehnsucht nach der Heimat" und in lautloser Stille lauschte die Menge den Worten Grunholzers, der mit Meisterschaft das reiche Leben des Entschlummerten zeichnete. Mit dem Schlußgesange der Lehrer rufen auch wir jetzt: „Schweiget bange Klagelieder; denn das Grab gibt uns nicht wieder, was es furchtbar raubt". Der Tod eines großen Mannes ist oft ein herber Verlust für uns und die tiefe Klage hat ihr Recht; aber der Tod des Edeln soll auch den heiligen Entschluß der Nacheiferung in uns wecken und dadurch schon das Unsterbliche im Menschen fortwirken lassen. Darum wollen wir uns auch hier das geistige Leben und Wirken des Verstorbenen vergegenwärtigen, wie es Grunholzer am Grabe so schön und wahr geschildert hat:

„Seit einem Vierteljahrhundert ist in unserm schweizerischen Vaterlande kein bedeutungsvoller Schritt zur Hebung und Sicherung allgemeiner Wohlfahrt geschehen ohne den wärmsten und erfolgreichsten Antheil unsers dahingeschiedenen Freundes, und manches große Werk verdanken wir zunächst seinem geistigen Einflusse. In dem fortblühenden Glücke unsers lieben Vaterlandes windet sich um dieses Grab ein Kranz der Ehren, wie es keinem Sterblichen reicher und schöner zu Theil werden kann.

Die dankbare Würdigung der hohen Verdienste L. Snells bildet wohl mit Recht den Grundgedanken dieser Todesfeier. Dieser die volle Weihe zu geben, müssen wir aber auch das Bild des persönlichen Charakters, der die segensreiche Wirksamkeit bedingte, in unserer Seele neu beleben. Was mein schwaches Wort hiezu beitragen kann, ist ein Geringes; Liebe und Verehrung haben die innern Züge des Verewigten tief in den Geist aller seiner hier anwesenden Freunde gezeichnet.

Ein unerschöpflicher, hellstrahlender Geist leuchtet uns aus allen öffentlichen Werken Snells entgegen. Was uns aber noch tiefer in die Seele geht, ihm eines jeden Achtung abzwingen und uns mit hoher Ehrfurcht erfüllen muß, ist der reine Adel der Gesinnung, die wahre Tugend, welche in allem Wechsel des Glückes, in den schwersten Anforderungen des Lebens immer reiner und kräftiger aufblühte.

Alle Kraft des reich begabten Geistes war stets nur dem Dienste der Wahrheit gewidmet; nur so konnte sie zur weithin Segen verbreitenden Quelle der Weisheit werden. In keiner Richtung vertiefte der Edle sein Wissen, ohne dadurch das mit größtem Lebensernste in sich ausgebildete System sittlicher Grundsätze, welches er in den erhabensten Ideen der christlichen Religion zusammenschloß und verklärte, neu zu durchleuchten und frisch zu kräftigen. So gewann er die seltene Energie und eiserne Konsequenz der Handlung; aus so gepflegtem Grunde der Gesinnung entstammte die unwiderstehliche, hinreißende, auch da, wo es die Zernichtung der Unwahrheit galt, immer wieder neue Keime des Guten befruchtende Macht seiner Gründe, die in so vielen wichtigen Angelegenheiten entschieden. So vermochte er in seinem thatenreichen Leben jedes einzelne Motiv seiner Handlungen rein zu erhalten, und das seltene Beispiel eines Mannes zu geben, der sich die größten Verdienste im Staate erwarb, dabei aber frei von jeder Spur des Ehrgeizes blieb und anspruchslos das Beste in bescheidener Zurückgezogenheit vollbrachte.

Die Liebe im vollsten und schönsten Sinne durchdrang das ganze Wesen unsers edeln Freundes. Seine Humanität war kein eitler Schein äußerer Bildung; sie bewährte sich, wo er immer mit Menschen zusammentraf. Liebreich nahte er einem jeden; das Unglück war ihm heilig; wo er Bedrängten mit seinen Kräften beistehen konnte, scheute er kein Opfer; die lebendige Theilnahme an dem Schicksal Einzelner erzeugte in ihm manchen fruchtbaren Gedanken, der zur Stiftung allgemein wohlthätiger Einrichtungen führte. Die äußerlichen Schranken des Standes

und Ranges galten für ihn nicht: er schätzte die Menschen nach ihrem sittlichen Werthe; durch keine Form der Bildung ließ er sich täuschen; die Wahrheit faßte und ehrte er im schlichten Worte des Volkes, wie in der Sprache des Gelehrten. Sein Republikanismus gründete sich nicht bloß auf die allgemeine Ansicht über die Vortrefflichkeit einer Staatsform; sondern wurzelte in seiner innigen Liebe und seinem aufrichtigen Vertrauen zum Volke.

Reich blühten in seinem so warmen wie großen Herzen die unverwelklichen Kränze treuer Freundschaft. Seine Liebe reichte weit über das Grab. Manche seiner besten Freunde sind ihm in den Tod vorangegangen, und er hielt sie bis zur letzten Lebensstunde immer mit gleicher Wärme an seinem Herzen. Den trauten Umgang mit vielen seiner noch lebenden Freunde mußte er Jahre hindurch missen. Keinen hat er vergessen; in den traurigen Tagen eines langen Krankenlagers noch sammelte er sie in seiner Erinnerung immer wieder um sich, gedachte der schönen Zeiten gemeinsamen Wirkens, und fühlte sich glücklich in solcher Pflege der Freundschaft. — Was wir ihm danken, die wir am Abend seines Lebens bis zur letzten Dämmerungsstunde bei ihm weilen durften, ist unaussprechlich. Solcher Freundschaft Segen dauert ewiglich.

Wie sollte ein Herz, das so warm für alle schlug, nicht auch die zarten Bande der Familienliebe heilig gehalten haben. In dem schönsten Bunde, den reiche und edle Gemüther einzugehen im Stande sind, lebte und wirkte er mit seinen seligen Brüdern zusammen. Manch segensreiches Werk war die Frucht solcher Bruderliebe. In größter Innigkeit verband er sich mit allen seinen Geschwistern und deren hoffnungsreichen Familien, das Kleinste treu und zart an sein Herz nehmend. Der Tod eines kleinen Kindes aus dem Kreise der nächsten Anverwandten vermochte das liebreiche Gemüth des großen Mannes auf das Tiefste zu erschüttern.

Aus solchem Gemüthe allein vermögen wir uns die nie erloschene Jugendfrische in dem Geiste unsers Freundes zu erklären. Die Kraft einer Liebe, die in allem dieselbe bleibt, hielt ihn durch die bittersten Kämpfe hindurch frei von der verzehrenden Leidenschaft niedern Hasses, befähigte und belebte ihn zu jeder Aufopferung, verlieh seinen Gedanken und Bestrebungen die höhere Weihe idealer Begeisterung, und ließ ihm auch am Rande des Grabes kein Gestirn großer Hoffnungen erblassen.

Lassen wir das Bild unsers besten Freundes lebendig in uns erstehen, und blicken wir hinwieder auf dieses frische Grab, so muß uns schmerz-

liche Trauer erfüllen. Unersetzlich ist, was mit diesem Leben uns verloren geht. In den Tagen des Glückes, allermeist aber, wenn dereinst wieder schwere Stürme über unser theures Vaterland hereinbrechen sollten, werden wir den Verewigten mit immer neuer Empfindung des herben Verlustes zurückwünschen.

Und doch darf gerade an einem solchen Grabe die Todesfeier nicht zur alles beherrschenden Trauer und Klage werden. Wie die Rosen den geheiligten Grüften entblühen, müssen hier aus unserm Schmerze die Gefühle und Entschließungen erwachen, durch die allein wir den Hingeschiedenen würdig feiern.

Wir wollen von diesem Grabe scheiden mit dem Entschlusse: fortzuwirken in dem Geiste Snells, die errungenen heiligen Güter der Freiheit des Volkes mit allen unsern Kräften treu zu schützen und mit unermüdlichem Eifer weiter fortzubilden, im Andrange der Bedürfnisse des Augenblickes nie die höhern Zwecke aus dem Auge zu verlieren, und besonders auch nie zu vergessen, wie der Verewigte die höchsten Kulturinteressen zum Mittelpunkte aller seiner politischen Bestrebungen erhob.

Wir jüngern Freunde des Edeln, in den harten Kämpfen des Lebens noch weniger erprobt, werden dieses Grab besonders auch mit dem ernsten Entschlusse ehren: ihm in der Ausbildung des reinen und starken Charakters nachzueifern, eingedenk, daß nur die volle Tugend des Bürgers die Kraft tiefeingreifender, segensreicher Wirksamkeit verleiht, daß wir nur durch eine edle, unerschütterliche Gesinnung die höchsten Glücksgüter des Volkes, die als ewiger Kranz dieses Grab umblühen sollen, für die Zukunft zu erhalten und zu mehren vermögen.

Wir alle werden ihm, dessen Liebe keine Gränze kannte, auch über das Grab hinweg die treuste Liebe und wahre Dankbarkeit erhalten.

Gottes Frieden unserm Snell; Ehre, Dank und Liebe seinem Angedenken, und fortdauernde Wirkung seinem edeln Geiste zum Heile unsers Vaterlandes!

Wenn wir uns noch einige Bemerkungen über das Leben und Wirken L. Snells erlauben, so geschieht es keineswegs, um die gegen ihn erhobenen Vorwürfe über Atheismus, welcher alle positiven religiösen Wahrheiten läugne, über Kommunismus, welcher die bestehenden Grundlagen der menschlichen Gesellschaft zerstöre, über Sozialismus, welcher dieselbe nach

abstrakten unausführbaren Theorien umgestalte, über Kosmopolitismus, welcher die nationalen Unterschiede aufhebe, über Propagandismus, welcher unaufhörlich für die Ausbreitung dieser Tendenzen, die alles Objektive in Staat und Kirche, im gesellschaftlichen und individuellen Leben zersetzen und verflachen, thätig sei, über Radikalismus, welcher sich über alle historischen Verhältnisse und Institutionen hinwegsetze, zu widerlegen; oder um in kurzen Zügen zu zeigen, was L. Snell als Politiker und Publizist, als Lehrer des Staats- und Völkerrechts, als Freund, Erzieher und Bildner der Jugend und des Volks, als spiritus familiaris war; jene werden vernichtet und dieses wird hervorgehoben durch die Biographie und in dieser selbst durch manigfaltige Zitate des Verstorbenen. Wir heben vielmehr noch einige eigenthümliche Züge seines Lebens und seiner Wirksamkeit hervor.

L. Snell war ein Mann des Gedankens und der Konsequenz; sein Leben und Wirken beruhte auf klaren und festen Grundsätzen und wurde geleitet und getragen von den Ideen des Rechten, Wahren und Guten. Schon in seinem äußeren Leben herrschte strenge Regel und Ordnung, indem er nach stets fortgeführten schriftlichen Aufzeichnungen mit der pünktlichsten Genauigkeit seine Lebensweise einrichtete, seine Zeit für die Arbeit und Erholung vertheilte, seine Studien für jeden besonderen Fall vornahm und seine manigfaltigen und ausgedehnten Geschäfte besorgte; nur dadurch, daß er sich selbst in seinem Privatleben nicht von dem blinden Spiel des bloßen Zufalls beherrschen ließ, verschaffte er sich die Möglichkeit, die Harmonie der Seele, die Klarheit des Geistes, die Stärke des Charakters und die Einheit der Thätigkeit in dem scheinbar regellosen Wechsel seiner Schicksale aufrecht zu erhalten. Lastete auch der Hinschied eines lieben Familiengliedes oder Freundes schwer auf seiner Seele, so gestattete er doch selbst dem tiefsten Schmerz keinen überwältigenden Einfluß; er verschloß denselben in sein Inneres, ertrug denselben mit stoischer

Ruhe und christlicher Resignation und vertraute nur in den Stunden einsamer Kontemplation einem Blatt Papier seine Gedanken und Gefühle an; so schien er äußerlich ziemlich gleichgültig und hatte er seine Fassung wieder gewonnen, so wurde gerade der tiefste Schmerz für ihn eine Quelle neuer geistiger Thätigkeit, durch welche er selbst körperliches Unwohlsein, das wegen allzugroßer Aengstlichkeit oft deprimirend auf sein Gemüth wirkte, leicht wieder vergaß.

„Hast du Schutz nöthig, so rechne vorerst auf niemanden als auf dich selbst", — aus dieser aufgezeichneten Lebenserfahrung leuchtet das hohe und tiefe Gefühl für persönliche Unabhängigkeit und Würde, welches L. Snell beseelte, hervor. Dieses edle Selbstvertrauen in seine geistige Kraft war für ihn ein nie erlöschender Trieb zur Entfaltung der angestrengtesten Thätigkeit, „um der Schöpfer seines eigenen Glückes zu werden und durch ein Leben, voll von Mühen und Drangsalen, Stürmen und Leiden, reich an Handlungen und Erfahrungen, sich einen stillen und ruhigen Lebensabend unter dem erquickenden Schatten selbstgepflanzter Bäume neben den rieselnden Bächen aus den lebendigen Quellen der Wissenschaften und schuldlosen Freuden zu verschaffen". Dieses schöne Ziel war aber um so schwerer zu erreichen, als L. Snell mit seinen Ideen über Freiheit und Gerechtigkeit, Bildung und Volkswohlfahrt sich nicht bloß damit begnügte, dieselben in der Abgeschiedenheit zu verarbeiten, sondern mit einer prinzipiellen Festigkeit, die sich nicht durch scheinbar unübersteigliche Hindernisse zurückschrecken ließ, dieselben im Leben zu verwirklichen suchte. Der Muth und die Unerschrockenheit, mit welchen er dies that, müssen Bewunderung erregen; denn wie der Schmerz über einen herben Verlust, so war auch jeder Sieg, den die Gewalt und das Unrecht, die Rohheit und das Verderben davon trugen, für ihn eine Aufforderung, aufs neue auf dem Kampfplatze für seine Ideale, ausgerüstet mit allen Mitteln, die seinem ausgebildeten Geiste und seiner edeln Seele

zu Gebote standen, zu erscheinen. Wir können uns dies nur erklären aus seinem unerschütterlichen Glauben an den endlichen Sieg des Rechten und Wahren, des Schönen und Guten, noch mehr aber aus seiner innigen Ueberzeugung, daß dieser Sieg auf der Erde nicht als eine Gabe des Himmels erscheine, sondern daß die Menschen durch ihr Ringen und Kämpfen denselben herbeiführen müssen. Er verwirklichte daher in seinem Leben das wahre Wort von Göthe: „Ich bin ein Mensch gewesen und das heißt ein Kämpfer sein". Jenen Glauben und diese Ueberzeugung nährte und stärkte er fortwährend bis an das Ende seines Lebens durch das heilige Feuer, welches aus den unsterblichen Werken der genialen Geister aller Nationen hervorquillt. Begleitete ihn auf allen seinen Wanderungen von den alten Klassikern ein Demosthenes und Cicero, ein Tacitus und Horaz, aber auch eine lutherische Bibel, um sich mit dem Geiste antiker Tugend und christlicher Liebe zu erfüllen, so freute es ihn ebenso sehr, wenn er auf denselben seine Bekanntschaft mit Lessing, Göthe und Schiller oder mit Shakespeare und Thomson oder mit Rousseau wieder erneuern konnte.

Diese ideale Lebensanschauung und Lebensrichtung wandten L. Snell von einer eigentlich staatsmännischen Laufbahn ab, die er in der Schweiz allerdings leicht hätte betreten können. Die gemeine Wirklichkeit der Dinge, um mit Schiller zu reden, zog ihn nicht besonders an; das Entwerfen von Gesetzen, Verordnungen und Reglements war nicht seine Sache, da ihm auch ein eigentlich organisatorisches Talent fehlte; sein freier und alles umfassender Geist hätte nicht in einen besondern Zweig der Staatsadministration sich hineinarbeiten, an der oft minutiösen Thätigkeit in einem solchen kein Wohlgefallen finden und seine prinzipielle Auffassung aller Fragen am allerwenigsten sich mit dem System der Konvenienzen, das so häufig in den Behörden den Ausschlag bei Beschlüssen und Entscheidungen gibt, vertragen können. Er war also kein

praktischer Staatsmann, bekleidete nie eine Stelle in einem Regierungskollegium und nur kurze Zeit diejenige eines Mitgliedes des zürcherischen großen Rathes. Sein politisches Wirken bewegte sich vielmehr auf einem ganz andern, viel umfassenderen Gebiete, auf demjenigen der Presse und der Korrespondenz, der freien Vereine und der gesellschaftlichen Zusammenkünfte. Auf diesem Gebiete war das Element, das er als trefflicher Minirer durchwühlte und mit seinen Ideen befruchtete, der Boden, auf dem er arbeitete und pflanzte und in Zeiten der politischen Aufregung der liberalen Sache vortreffliche Dienste leistete.

Wie L. Snell durch die Presse wirkte, das ist bereits entwickelt; nur auf zwei Umstände wollen wir noch aufmerksam machen. Die publizistische Thätigkeit übte er nie in den Stunden guten Humors, sondern in denen der geistigen Weihe nach sorgfältigem Studium der Quellen oder nach stillem Nachdenken auf einsamen Spaziergängen; ihr widmete er vorzüglich die Stunden am Vormittag und selbst am frühen Morgen, ehe die Sonne die heimischen Fluren beschien. Nie gab er sich dazu her, ein Organ für Personen oder für den Verleger einer Zeitung zu schreiben; in dieser Beziehung behauptete er stets, wie es sich einem freien Manne geziemt, eine unabhängige und selbständige Stellung; bis an sein Lebensende schrieb er nur in Blätter, die dem entschiedenen Fortschritte huldigten, von der Appenzeller Zeitung und dem schweizerischen Republikaner an bis zu der schweizerischen Nationalzeitung und dem neuen schweizerischen Volksblatt und wenn ein Organ den demokratischen Prinzipien untreu wurde, so brach er alle Verbindungen mit demselben ab. Ebenso vielfältig und tief eingreifend wie durch die Presse wirkte er durch die Korrespondenz; beinahe in jedem Kanton besaß er ihm befreundete, politisch gleichgesinnte Männer, mit denen er fortwährend, so lange er durch sie für seine Ideen thätig sein konnte, in geistigem Verkehre stand, dem manche Idee und

mancher Antrag, die in einer gesetzgebenden Behörde erörtert wurden, ihre Entstehung zu verdanken hatten.

Aber auch in den Vereinen arbeitete L. Snell für seine Zwecke. „Tritt fest und entschieden im Umgange mit Menschen auf; dann achten sie dich; denn sie lieben das Imponirende; ohne dieses schätzen sie dich gering, und wenn du ein Engel vom Himmel wärest; — hast du besonders mit Reichen und Vornehmen zu thun, so sei stolz und erscheine selbst in der größten Dürftigkeit nicht arm, sonst wirst du verachtet," — so lautet eine andere seiner aufgezeichneten Lebenserfahrungen. Behauptete L. Snell in politischen Vereinen oder im Umgange mit Staatsmännern eine imponirende Haltung und wirkte er oft hiedurch eine Entscheidung in seinem Sinne aus; so war dagegen sein Benehmen in den der Erholung gewidmeten kleineren Abendzirkeln, die ihm zu einem geistigen Bedürfniß geworden waren, voll Wohlwollen und Theilnahme, wie er denn überhaupt selten jemand unbefriedigt entließ, der seinen Rath suchte oder ihn um eine Dienstleistung ansprach. So wirkte er in durchaus eigenthümlicher Weise. Während er von der Ansicht ausging, daß die Menschen, die groß genug denken, um über die gewöhnlichen Rücksichten sich zu erheben und nur nach den Ideen des Rechts und der Wahrheit zu handeln, selten seien und man nur auf sie rechnen könne, wenn ein Handeln für Recht und Wahrheit mit ihren Interessen oder mit ihrer Eigenliebe und ihrer Eitelkeit zusammenfalle; ließ er sich in seiner Wirksamkeit weder vom Ehrgeiz noch Geldinteresse leiten; aus reiner Begeisterung arbeitete er für die Sache, der er zugethan war, und zwar so, daß er nicht einmal genannt sein wollte. Wenn er aber in einem Menschen jene reine und uneigennützige Liebe und Begeisterung für Wahrheit und Recht entdeckte, so verknüpfte ihn mit demselben ein Band der Freundschaft, das selbst der Tod nicht zu lösen vermochte. Da nun gerade in den jüngeren strebsamen Geistern jener hohe Sinn für die Welt der Ideale am ungetrübtesten

und thatkräftigsten sich offenbart, so verkehrte L. Snell sehr gerne mit der Jugend, ohne jedoch, was wir aus eigener Erfahrung bezeugen können, absichtlich Propaganda für seine Ideen machen zu wollen; er begnügte sich mit der Entwicklung seiner Ueberzeugung ohne zu verlangen, daß man auf seine Worte schwören müsse; das jurare in verba magistri war ihm ein Gräuel. Daß er bis an sein Lebensende so gerne mit Jünglingen verkehrte, deren Herz warm für Freiheit und Recht, für Volksbildung und Volkswohlfahrt schlug, beweist nur, wie treu und liebevoll er in seinem Busen jene heilige Flamme nährte und pflegte, die schon in ihm als Jüngling in der romantischen Welt von Idstein angefacht wurde.

Als Mann des Gedankens und der Konsequenz handelte und wirkte L. Snell in politischer Beziehung immer nach festen und klaren Prinzipien; ohne Rücksicht auf die gemeine Wirklichkeit und auf Personen kämpfte er für das, was er als wahr und recht, als edel und gut anerkannt hatte. Wer kann und will läugnen, daß die Ideen, die er mit eiserner Strenge verfocht und denen er sogar seine Existenz zum Opfer brachte, jenes Götterfunkens der reinsten und edelsten Humanität, der von Zeit zu Zeit den Geist der Menschheit erleuchtet und erwärmt, um sie auf eine höhere Stufe ihrer Vollendung und ihres Heils zu führen, ermangelt haben? Gerade dieser Götterfunke aber bildete das perpetuum mobile, die Unruhe seiner Seele, welche ihn aus einer Zeit in die andere hinüber führte und von einem Ort zum andern begleitete; welche seinem Leben und Wirken einen apostolischen Charakter verlieh und ihm, sobald es galt, irgend ein klares und bestimmtes Ziel, mochte dasselbe auch scheinbar noch so unwichtig sein, zu erreichen, jene praktischen leitenden Grundsätze vorzeichnete und jenen Nachdruck in Wort und That verschaffte, denen ein sicherer Erfolg nicht entgehen konnte; welche sein tiefes Mitgefühl für die unteren Klassen der Gesellschaft nie einschlummern ließ und ihm immer die Mittel und Wege zeigte, um

durch die Aufregung der Massen eine Verbesserung ihrer Lage durch ihre Führer einzuleiten; welche ihn an der Gründung eines glücklichen Familienlebens und noch während seines Lebensabends an der Ausführung des öfter gefaßten Entschlusses, durch eine größere schriftstellerische Arbeit sich selbst ein bleibendes Denkmal der Erinnerung zu stiften, verhinderte und erst mit seinem Tode erlosch.

Jener Götterfunke entflammte aber auch in L. Snell jenen heiligen Zorn, mit welchem er die Idole des Wahns, den Schein und die Konvenienz, das Gewebe der Lüge und Heuchelei, die Handlungen der Willkür und Gewalt enthüllte und zerriß, die lähmende Feigheit und niederträchtige Kriecherei bekämpfte und geißelte; jene sittliche Leidenschaft, mit welcher er die politische Wirksamkeit anderer Personen, selbst diejenige seiner Freunde beurtheilte; jene kategorische Forderung an eine politische Partei, daß sie aus Furcht, in der Minorität zu bleiben, nie große Fragen fallen lassen dürfe, indem die Advokatur der Wahrheit, wenn sie den Muth nicht verliere, zuletzt immer siegen werde, daß sie namentlich einem Feinde gegenüber, in dessen Bekämpfung es sich um Sein oder Nichtsein handle, nie mit Transaktionsvorschlägen sich begnügen dürfe, indem solche immer nur zum unvermeidlichen Rückschritte führen. Hier sind wir an einem Punkte angelangt, wo die Gegner L. Snells ausrufen werden: Herr Gott, wir danken dir, daß wir nicht sind, wie dieser hier. Wir aber möchten ihnen zu bedenken geben, daß weder die superfeine Weisheit noch die konvenientiöse Rücksichtsnahme, wohl aber die hohe und tiefe Leidenschaft, welche durch den Feuerofen des Lebens und der Erfahrung von den Schlacken der gemeinen Wirklichkeit geläutert und durch das Studium der unsterblichen Lehrer und Erzieher der Menschheit zur sittlichen Ueberzeugung gezeitigt wurde, wahrhaft Großes erzeugt; daß es immer ehrenvoll sein wird, des Guten eher mehr als weniger anzustreben und eher auf Seite derjenigen zu stehen, die ei-

nen errungenen Sieg vollständig benutzen wollen, als auf Seite derjenigen, die dem überwundenen Gegner durch halbe Maßregeln wieder die erste Waffe zur Erneuerung des Kampfes in die Hand geben; daß der Vorwurf der Rechthaberei immer auf diejenigen zurückfällt, welche ihn erheben und zwar insbesondere dann, wenn sie es thun, weil sie sich vor ihrem Gegner fürchten. Wer aber in dem allerdings oft leidenschaftlichen Auftreten L. Snells, durch welches er häufig verrieth, daß er sich weniger auf dem Boden der Realität als auf demjenigen der Idealität bewegte, durchaus einen Fehler erblicken will; den erinnern wir nicht an die großen Erfolge, die er gerade durch dasselbe errang, nicht an die bedeutende Zahl von Männern, die mit seinen Ansichten einverstanden waren, sondern daran, daß L. Snell, indem er sich nicht immer über alle Schwächen und Einseitigkeiten der Sterblichen erheben konnte, eben ein Mensch war und zwar gerade darum ein rechter und ganzer Mensch und daß es nach Johs. von Müller ein Lob für einen Mann ist, wenn man seine Fehler sagen darf, ohne daß er groß zu sein aufhört. Wir aber ehren das Andenken an den unvergeßlichen Freund mit den Worten: „Er starb mit der Wetterfarbe eines ergrauten Kämpfers und eines geprüften Apostels für Freiheit und Gerechtigkeit, für Volksbildung und Volkswohlfahrt."

Am 22. Novbr. 1854 setzte sich um 2 Uhr in Küsnach, vom Gasthof der Sonne aus, ein zahlreicher Festzug von Freunden und Verehrern des verstorbenen L. Snell aus dem Kanton Zürich in Bewegung; unter Begleitung eines von einer Instrumentalmusik vorgetragenen Trauermarsches von Beethoven langte derselbe auf einer beim Hause des Hrn. Dr. Brunner am See liegenden Wiese vor dem verhüllten Denkmal an, das die Freunde dem Verewigten hier auf einem abgeschlossenen Ruheplätzchen errichten ließen, auf welchem derselbe so manche Stunde dem ernsten Nachdenken oder der erhebenden Naturbetrachtung geweiht hatte. Bald ertönte von

einem Lehrerverein ein Gebet von Julius Otto und goß die wahre Feststimmung über die Gemüther der Anwesenden aus. Wie die Akkorde in der rauhen Herbstluft verklangen, traten zwei Knaben von Dr. Brunner, welche den Seligen so oft auf seinen Spaziergängen begleitet hatten, zu dem Denkmal; es fielen die schwarzen, verhüllenden Tücher und dem Auge der Zuschauer zeigte sich ein hoher Granitblock mit der sinnig einfachen, auf einer weißen Marmortafel eingegrabenen Inschrift: „Zur Erinnerung an Lud. Snell, am 22. November 1854," und auf jenem eine aus dem feinsten Marmor prachtvoll gearbeitete Urne. Nach der Enthüllung bestieg der greise Nationalrath Sydler die Rednerbühne und entwarf in begeisterndem Worte ein treues Bild von der tiefeingreifenden Wirksamkeit und den großen Verdiensten des edeln Todten um die regenerirte Schweiz. Und wieder ertönten die wehmüthig ernsten Klänge des Männergesanges; aber nicht nur zur Klage wollte er stimmen, er wollte auch erheben und für ein hohes ideales Streben begeistern durch Nägelis ergreifenden Chor: „Wir glauben all an Einen Gott, wir glauben an ein Vaterland, wir glauben an der Völker Heil," der unter Begleitung der Instrumentalmusik einen tiefen Eindruck machte. Unter Musik begab sich der Zug in den Gasthof zurück, wo Männer, die noch vor wenigen Monaten in heißer Wahlschlacht sich gegenüberstanden, in einträchtiger Weise unter Rede, Gesang und Musik mit einander wetteiferten, das Andenken an den Verewigten, an den Tag von Uster und an den kräftigen, belebenden Geist der Demokratie, der dem Wirken des erstern und den Schöpfungen des letztern entsprang, festlich zu feiern.

Wir scheiden von dem Denkstein L. Snells mit den Worten eines Dichters: „Die Stätte, die ein guter Mensch betrat, ist geweiht; nach hundert Jahren klingt sein Wort und seine That dem Enkel wieder." Hier wandelte L. Snell, der fast dreißig Jahre lang für die edelsten und höchsten Interes-

sen der Schweiz arbeitete, dessen einzig Gut, Ehre und guter Name, sehr oft die giftige Verläumdung bedeckte, der aber still seine Bahn ging und mit der Ruhe eines Weisen starb.

„Nur zwei Tugenden gibts; o wären sie immer vereinigt,
Immer die Güte auch groß, immer die Größe auch gut!"

Schiller.

Beilagen.

1.

Ueber den Einfluß der klassischen Studien*).

In dieser Schule empfingen die Jünglinge Zürichs und viele andere der östlichen Schweiz aus der tüchtigen grammatischen und logischen Interpretation der klassischen Werke des Alterthums jene vielseitige Verstandesübung, jene Schärfe des Urtheils, jene Gewandtheit im Denken, die kein anderer Unterricht zu ertheilen im Stande ist; sie gewannen aus dieser geistigen Gymnastik: jene Tauglichkeit der Denkkraft, welche für alle, noch so schweren wissenschaftlichen Studien und noch so ernsten Berufsgeschäfte der späteren Jahre die Reife gibt; jenen Trieb nach Gründlichkeit im Wissen und Zusammenhang im Denken, der so weit über die schale Erbärmlichkeit seichter Vielwisserei erhebt; jene Selbständigkeit endlich im Auffassen und Bearbeiten, jene Stärke und Festigkeit des Sinnes, die in allem eigenen Bilden und Schaffen und in der Geschicklichkeit zu allen Geschäften, welche reife Ueberlegung und ausdauernde Anstrengung erfordern, den Zöglingen aus der Schule der Alten einen so unendlichen Vorrang vor denen anweisen, die durch mechanische Kunstgriffe oder handwerksmäßige Abrichtung zugestutzt worden sind. Aus der

---

*) Dieser Aufsatz findet sich in dem Fragment der Biographie über Staatsanwalt Ulrich und bezieht sich auf die klassischen Studien, wie solche auf dem alten Karolinum in Zürich, besonders unter der Leitung des Chorherrn Bremi, getrieben wurden. Das, was hier L. Snell über den Einfluß der klassischen Bildung sagt, findet auch auf ihn die beste Anwendung.

Vertraulichkeit mit dem freien, frischen und kräftigen Leben, das wie ein unwiderstehlicher Zauber über die Werke und die Welt der klassischen Vorzeit ausgegossen ist, entfaltete sich in diesen jugendlichen Gemüthern jene freie Geistesrichtung, die, einmal geweckt, alle Zweige des Erkennens und Wissens durchdringt, und dem ganzen System der Gedanken und Gefühle die Weihe eines höhern Schwunges und einer schönern Harmonie ertheilt, woraus eigentlich alle Aufklärung und Bildung hervorkommt; jener scharfe Sinn für das Wahre, der so leicht den Schein von der Realität, das Wesentliche von der Zufälligkeit unterscheidet und gegen jede Täuschung der Afterweisheit und gegen alle wissenschaftliche Windbeutelei, trete sie mit noch so viel Dünkel auf, waffnet. Aus jener Quelle schöpften sie den Geist des freien Prüfens und Forschens, dem jeder abergläubische Lichtscheu und jeder Gedanken- und Glaubenszwang ein Gräuel ist; die vorurtheilsfreie und liberale Denkart, die sich mit Eckel von jeder Scholastik, auch in ihrer neueren Form, abwendet; die Kraft der Seele, auch im Felde des Idealen, das für die meisten Menschen ein verschlossenes Gebiet ist, frei die Flügel des Geistes zu bewegen. An der heiligen Flamme auf dem griechischen und römischen Heerde, die in den ewigen Meisterwerken der werdenden Künste unserer Völker leuchtet, entfaltete sich unter der Leitung der erwähnten trefflichen Lehrer und Interpreten der alten Kunst und Weisheit aus der wolfischen Schule in ihren Zöglingen: ästhetische Empfänglichkeit für das Vollendete in der Form, jener lebendige, reizbare Sinn für das Schöne, Edle und Erhabene in Gedanken, Gefühlen und Ausdruck, den, vereint mit der eben bezeichneten freien Geistesrichtung, ein großer Pädagog die feinste Geistesblüthe der Humanität nennt, die nur in dem Musentempel der alten Welt zur völligen Reife gelangen könne. Durch die bildende und geistvolle Behandlung der klassischen Vorbilder der Schönheit und Natur, der Würde, des Nachdrucks und des Schicklichen in

Gedanken und Einkleidung erzeugte sich in allen, von der Natur nicht ganz stiefmütterlich ausgestatteten Schülern des Gymnasiums aus der Epoche, von der wir reden, dieser ästhetische Geschmackssinn, der ihnen einen so großen Vorzug vor der Bildungsstufe der früheren Zeit gab. Die Wirkungen dieser Bildungsweise zeigten sich auch in der Behandlung der Muttersprache. Die Zöglinge des Karolinums schrieben nicht nur einen guten lateinischen Aufsatz, was nichts Seltenes war, auch ihre deutschen Aufsätze zeichneten sich durch Präzision, Vermeidung aller unnützen Weitläufigkeit, Schicklichkeit im Ausdrucke und lichtvolle Gedankenordnung aus und das war nichts Gewöhnliches. Die damals unterrichtete Jugend wurde zu einer Gewalt und Herrschaft über die Muttersprache geführt, die in der Schweiz eine neue Erscheinung war und wodurch sie später, als sie auf den Schauplatz öffentlicher Wirksamkeit trat, dem zürcherischen Staatsleben eine so eigenthümliche Zierde verlieh und in den Rathssäälen eine so große Ueberlegenheit behauptete. Aber nicht bloß hier ragten sie hervor, sondern in ihrem ganzen Geschäftsleben verdankten sie den überwiegenden Einfluß den klassischen Studien; denn auch das natürliche Genie hätte ohne diese der stärksten Waffe entbehrt. Es bleibt ewig wahr, besonders für unsere Kultur, was ein Gelehrter sagt: „Ein Mäcen von wahrer humanistischer Bildung steht in der Regel nicht nur an innerem Menschenwerthe, sondern auch an Fähigkeit zu allen Geschäften, wozu Geist und Herz erfordert wird, weit über der Menge seiner Standesgenossen."

Gehen wir zu einer andern Seite dieser Bildung durch die klassische Welt über. Auch auf die praktische Denkart im Leben, auf die Gestaltung des Charakters hat eine tüchtige Gymnasialbildung einen entschiedenen Einfluß; es ist bei allen Jugendlehrern ein ausgemachter Satz, daß gerade die Jahre, in welchen der Jüngling in Gymnasien mit dem Leben der Alten die innigste Vertrautheit erlangt, die Zeit sind, da der

Charakter in der Regel seine bleibende Richtung erhält, wenn nicht später feindselige Mächte verwüstend einwirken und eine andere Wahrheit, mit welcher alle philosophischen Geschichtskenner einverstanden sind, ist die, daß zu allen Zeiten diejenigen, in denen die antik-praktische Denkungsart zur vollen Reife gediehen war, am kräftigsten und edelsten gewirkt haben. Hier fragen wir nun: Haben die Zöglinge des zürcherischen Gymnasiums jener Zeit auch diesen Gewinn aus ihrer Jugenderziehung durch die klassische Welt davon getragen? Haben sie aus ihr einen würdigen Begriff von dem menschlichen Leben geschöpft? Haben sie aus der Bekanntschaft mit den erhabenen Vorbildern menschlicher Größe und Güte in dem Blüthenalter der Griechen und Römer die Weihe der veredelten praktischen Humanität empfangen und treu in ihrem Leben bewahrt? Die klassische Bildung schließt in den jugendlichen Gemüthern eine Welt von großen, begeisternden Idealen, einen Himmel von seligen Empfindungen auf, der unendlich hoch über der gemeinen, von Tausenden für tiefe Weisheit gehaltenen Ansicht steht, welche das irdische Interesse und die Klugheit es zu erstreben, zum Ersten und Höchsten erhebt und alles Wirkliche und Wahre auf das Materielle beschränkt, über jener Lähmung des Geistes, die alles Ideale und jede wahre Geistesgröße für leere Träumereien erklärt. Haben sie sich auf jener Höhe gehalten, oder sind sie in diese Sphäre der Gemeinheit herabgesunken? Haben sie in den Jahren, wo sie, um mit Longin zu reden, gleichsam Zeitgenossen der Edelsten und Besten der Vorzeit, der großen Männer Griechenlands und Roms im Staatsleben, auf dem Schlachtfeld und in der Wissenschaft waren, das innige Verehren und Lieben des an sich Guten und Vortrefflichen um seiner selbst willen gelernt, die Hoheit des Sinnes, die zu jedem der Pflicht zu bringenden Opfer stark macht, den sich selbst vergessenden und sich selbst verläugnenden Eifer für das Wohl des Vaterlandes — diesen großen Lebenssinn erworben, der die erdwärts

gebückte Genußsucht und verunheiligende Selbstsucht mit Stolz und Abscheu von sich stößt? die in der Begeisterung für Recht und Wahrheit aufgewachsene Willenskraft, die bei der Ausführung edler Entwürfe vor keinen Hindernissen zurückbebt, nichts von Unterwerfung unter das, was unabänderlich scheint, nichts von weinerlicher Resignation unter Unrecht und Gewalt wissen will, sondern mit ungebeugtem Muth gegen die Uebel der Zeit ankämpft? die Festigkeit in den anerkannten Grundsätzen des Rechten und Guten, die dem Strome, der Tausende zur Schande und zum Unrecht hinreißt, felsenfest trotzt, und auch bei den schmerzlichsten Opfern, welche die Pflicht fordert, groß genug denkt und edel genug fühlt, um nichts für verloren zu geben, so lange Ehre und Gewissen unbefleckt sind? die Seelenstärke, die, gegen den Unbestand alles Irdischen durch ihren eigenen festen Bestand gewaffnet, auf Aenderungen, die den Weichling niederwerfen, mit ruhiger Fassung blickt, die bessere Ueberzeugung nie der wandelbaren Menge opfert, und sich stark genug fühlt, wenn das äußere Glück sie verläßt, ihre Stützen und ihr Glück in sich selbst zu finden? die Unabhängigkeit und den Adel des Geistes, der in jedem Geschicke sich selber treu bleibt und eine undurchdringliche Scheidewand zwischen sich und denen aufwirft, die hier durch Ungerechtigkeit gegen die Schwächern, dort durch feige Nachgiebigkeit gegen die Stärkern und durch elende Schmiegsamkeit unter die Launen und den Eigensinn des sogenannten Schicksals, die niederträchtigste Art des Götzendienstes, durch alle Verkehrtheiten und Verderbnisse der Welt sich hindurchwinden? die tiefe Verachtung gegen die egoistische Unwürde und den kriechenden Sklavensinn derer, die für jeden Wind einen Mantel, für jede Form eine Art sich anzupassen haben, und die Zeit mag in Schmach und moralischem Elend noch so tief hinsinken, dennoch keines Abscheues und keines Zornes fähig sind? Ob dieser praktische Geist, diese Maximen der alten Welt sich auf die Zöglinge des

Karolinums verpflanzt und in ihnen sich treu erhalten haben, darüber muß ihr Leben Auskunft geben. Viel hat später der Parteigeist zerstört und mehrere — die größte Schande für solche, die aus der kastalischen Quelle getrunken haben — sind sogar Philister geworden. Aber daran waren ihre Lehrer Hottinger, Bremi, Ochsner und Ulrich nicht Schuld; sie haben gethan, was sie konnten. Indessen dürfen wir getrost sagen, daß manche derselben dieses schöne Vermächtniß aus der Welt der Alten rein und ungeschwächt bewahrt haben, daß sie an den Quellen in Athen und Latium nicht bloß den feinen Nektar zur Erhöhung des intellektuellen Lebens getrunken, sondern Nahrung für Geist und Herz, für Stärkung der ganzen Menschenkraft geschöpft haben, zum großen Glück ihres Kantons und der Eidgenossenschaft.

2.

Adresse freier Schweizerbürger aller Bezirke des Kantons Zürich an die hohe Tagsatzung.

Excellenz!

Hochgeachtete Herren!

Wenn in gewöhnlichen Zeiten und für gewöhnliche Zwecke Bürger eines Freistaates sich offen und freimüthig an die höchste Behörde wenden, so werden sie von dem Glauben geleitet, daß dieselbe in dem ehrerbietigen, aber entschiedenen Ausdruck eines jeden Bürgerwunsches die republikanische Gesinnung nicht verkennen werde. Wenn aber Bürger eines Freistaates für das Höchste und Heiligste des Volkslebens vertrauensvoll vor die Männer, die in dem obersten Rathe sitzen, hintreten und dennoch zweifeln wollten, daß diese den Hochsinn, der in einer solchen Bitte liegt, nicht zu würdigen, und den Stolz, an der Spitze solcher Bürger zu stehen, nicht zu fühlen im Stande wären; so müßten sie allen Glauben an ihre Führer verloren haben, und, bei dieser Ueberzeugung von

der Fruchtlosigkeit ihres Beginnens, mit sich selbst im Widerspruche stehen. Und eine solche Bitte für das Höchste und Heiligste unsers Volkes richten wir, die Unterzeichneten, an Sie, hochgeachtete Mitglieder der Tagsatzung! — Fern sei von uns jeder Zweifel, daß sie den Adel der Freiheit, den diese Bitte an sich trägt, nicht empfinden sollten, — wir bitten Sie, reichen Sie unserm Volk die Hand zur Gründung eines schweizerischen Vaterlandes — eines in sich selbst starken und geschlossenen, alle Glieder der Eidgenossenschaft verbindenden Vaterlandes.

Das fremde Gesetz, das unter dem Namen von Kantonalverfassungen durch auswärtige Gewalt den einzelnen Völkerschaften der Schweiz aufgedrungen wurde, ist überall vor der freien Bewegung der Geister gefallen; überall haben volksthümliche, auf den Grundsatz der Rechtsgleichheit erbaute Verfassungen sich gebildet: aber noch fehlt uns ein umfassender Nationalverband, und ohne ihn ist unser Volk gelähmt in sich selbst, und in der Reihe der Nationen eine Null. Aber auch lebendiger als je fühlt unser Volk dieses Bedürfniß. Denn mit der kraftvollen Selbsterhebung desselben — und dem verjüngten Leben, das in ihm aufging, kehrten der alte eidgenössische Sinn, der erstorben, und das Gefühl der Nationalität, das erloschen war, wie heimatliche Geister wieder in alle Gemüther ein; bis in die letzten Thäler des unglücklichen Neuenburgs wurde die eidgenössische Fahne mit Liebe — auch unter den Thränen des Unglücks noch mit Liebe umfaßt. So reifte, gepflanzt von jenen heimatlichen Geistern, in der Gemüthswelt unsers Volks der hohe Glaube an eine Nationalbestimmung, und dieser Glaube fordert eine äußere Verwirklichung, einen Organismus in der Außenwelt. Er fordert eine umfassende und innige, durch Nationalinstitutionen geschaffene Nationalgemeinschaft, ohne welche keine wahrhaft menschliche Entwicklung und Bildung; kein Reiz, kein Stoff, kein Schauplatz zu großartigen Leistungen

für das gesammte Volk und durch das Volk für die Menschheit; keine Kraft und Würde, keine Achtung gebietende Stellung in der Reihe der Nationen, kein freies und freudiges Zusammenleben und Zusammenwirken in den Tagen des Friedens; kein hoher, thatenreicher Patriotismus in den Tagen des Kampfes und kein unerschütterlicher Bestand in den Stürmen des Unglücks möglich ist.

Es war eine Zeit — und Sie, Tit.! kennen am besten den tiefen und reichen Inhalt unserer Geschichte — es war eine schöne und große Zeit, wo das Schweizervolk eine solche Nationalexistenz feierte; eine Zeit, wo die Fürsten Europas mit Ehrfurcht auf die Alpen blickten, ein Volk, dessen Erinnerungen noch jetzt den Eidgenossen wie den Fremdling mit Liebe und Bewunderung erfüllt. Aber mit dem Augenblick, wo die alte eidgenössische Freiheit, auf Rechtsgleichheit gegründet, unterging, und die Städte und ihre Faktionen ihre drückende Herrschaft erhoben, lösten die Glieder sich ab vom Ganzen und erstrebten in verblendeter Eigensucht ihre kleinlichen Zwecke und ihr abgesondertes Wohl. Von da an gab auch unser Volk einen Beitrag zu der schreckensvollen, durch so viele Erfahrungen bestätigten Wahrheit der Geschichte, daß, wenn die einzelnen Stämme eines Volks den festen, einigenden Nationalverband aufgeben, Zerrissenheit und Zerrüttung, Armseligkeit im Denken und Handeln, bald ein langsamer Tod auf dem Siechbette, bald schleuniger Untergang durch das Schwert erobernder Völker vom Schicksal beschieden sind. Jahrhunderte lang schlich unsere Geschichte in dem Geleise der Ohnmacht dahin — ein Gespenst der frühern Jahrhunderte der Thaten. Und als am Ende des letzten Säkulums die Hochgewitter der Völkerwelt ausbrachen: da war kein Schirm und Hort — es war kein Nationalwille, kein schweizerischer Bund, kein schweizerisches Vaterland da. Zwecklos verhauchten die edelsten Opfer ihr Leben in die Wüste der Zeiten; zwecklos starben unsere Tapfern an den Stiegen

der Throne; zwecklos gingen die Helden am Rothenthurm, an der Schindellegi und in den Ruinen von Unterwalden ins Grab, und zwecklos sanken unsere Söhne in den Eisfeldern Rußlands und in den gräuelhaften Kämpfen Spaniens. Mehr als einmal nahte unserm Volk die Vernichtungsstunde; zwischen Abgründen wand sich der schwache Faden seines Lebens hin, und fast nur durch ein Wunder schien der ewige Schluß der Vorsehung das Dasein des Schweizervolks erhalten zu wollen, weil das Dasein dieses Volks ein Denkmal heldenmüthiger, gegen alle Waffen irdischer Gewalt siegreicher Behauptung der höchsten Wahrheiten der Menschheit ist.

Schwach sind wir aus diesen Völkerstürmen hervorgegangen; mit einer tiefen Wunde sind wir in die Zeiten des Friedens hinübergetreten. Die Bundesverfassung von 1814 war, abgesehen von ihrem fremden Ursprung — nur ein Schein von einem Wesen, ein Schatten von einem Körper in jeder Hinsicht, und nur dann Kraft verleihend, wenn die Freiheit und die Rechte des Volks zur Sprache kamen; — nicht zum Schutz dieser Freiheit — nein, zu ihrer Unterdrückung; nicht zum Schirm dieser Rechte — nein, zu ihrer Vernichtung; — ein furchtbares Werkzeug für die Gewalt, wie sie als ein Kind der Gewalt nicht anders sein konnte. Doch wir unterlassen, die Gebrechen dieser Bundesakte, dieses Denkmals aus den Jahren nationaler Herabwürdigung weiter zu entwickeln; sie sind allem Volke bekannt, alles Volk hat den Stab über jenes Erinnerungszeichen der Schmach gebrochen. Und wer kennt genauer jene Gebrechen als Sie, hochgeachtete Männer? als Sie, welche schon länger als ein Jahr gerade in jenem Bunde die größten Hindernisse gegen Ihre edelsten Bemühungen finden, als Sie, welche, so oft Sie dem Genius der neu erwachten Freiheit die Hand reichen wollen, erst einen Sieg über den feindseligen Dämon, der in jenem Bunde haust, erkämpfen zu müssen?

Eine schönere, hoffnungsvollere Zeit ist endlich für unser

Volk angebrochen — die Zeit für innere dauerhafte Stärke und Eintracht durch die Gründung einer festen und großartigen Nationalverbindung. Mit dem Verschwinden der gemeinsamen, auf dem Grundsatz der Rechtsgleichheit ruhenden Volksfreiheit war der ächte eidgenössische Bund zerfallen; mit der Rückkehr jener Volksfreiheit und des Grundsatzes, der sie trägt, ins Leben ist auch die Epoche erschienen, wo ein ächt eidgenössischer Bund von neuem sich bilden soll. Das festeste Fundament für diesen Bund liegt in den regenerirten Kantonalverfassungen. Sie ruhen alle auf derselben Grundlage; Ein Grundsatz durchdringt sie alle; gleichartiges Interesse, gleichartiges Streben für alle geht aus jenem Grundsatz hervor; alle haben Ein Heil und Eine Wahrheit zu verfechten, Ein hohes, heiliges Gut — Recht und Freiheit — zu bewahren. Die demokratischen Kantone, die Urkantone vorzüglich, in denen wir dankbar die Geburtsstätte unserer Volksexistenz zu erblicken nie aufgehört haben, auch sie, welche ein trauriges Mißtrauen der großen Bewegung, die durch die Schweiz ging, entfremdet hatte, auch sie werden, wir zweifeln nicht, ihren Brüdern zu dieser Schöpfung die Hand bieten; denn sie werden erkennen — auch daran zweifeln wir nicht — daß diese Brüder nur zu denjenigen Wahrheiten zurückgekehrt sind, für deren siegreiche Behauptung die Helden am Vierwaldstättersee jene unvergänglichen Lorbeeren errungen haben, deren Schönheit kein Geschlecht der Eidgenossen mehr als das gegenwärtige bewundert hat. So stehen wir denn an der Schwelle einer großen und herrlichen Zukunft für unser Volk — einer Zukunft, in deren Räume kein Eidgenosse ohne Begeisterung den Blick zu werfen vermag; und das Unterpfand für diese Zukunft liegt in uns — in dem Willen unsers Volks; die Bürgschaft für diese Zukunft ruht in der Gründung einer ächt nationalen Bundesverfassung.

Darum, hochgeachtete Männer und Eidgenossen, treten die Unterzeichneten mit der Bitte vor Sie:

„Daß Sie eine Kommission zur Berathung und Entwerfung einer den Bedürfnissen und Grundsätzen der verjüngten Eidgenossenschaft entsprechenden und mit dem demokratischen Prinzip der rein- und repräsentativ-demokratischen Kantonalverfassungen übereinstimmenden Bundesverfassung niedersetzen möchten, in der Meinung, daß dieser Entwurf sofort den einzelnen Ständen zur Berathung und Instruktion mitgetheilt, darüber auf einer außerordentlichen Tagsatzung entschieden und der Beschluß der Nation zur Annahme oder Verwerfung vorgelegt werde."

Wir haben offen und freimüthig zu Ihnen gesprochen, verehrte, hochgeachtete Führer und Lenker unsers Volkes! Wir haben unsere Stimme für die höchsten Interessen der Eidgenossenschaft, die tausend und tausend Herzen bewegen, erhoben. Lebten wir in den Tagen des tiefsten Friedens, auch dann könnten die Wünsche, die wir Ihnen vorgetragen haben, an Innigkeit und Dringlichkeit nicht vermindert werden; denn sie sind auf die wesentlichen Bedingungen eines glücklichen und ruhmvollen Volkslebens gerichtet. Aber einen eigenen, hohen Ernst empfangen diese Wünsche durch die Gestalt der Zeit, in der wir stehen. Wohin wir um uns blicken — mit finstern Wolken sehen wir den Himmel umzogen; mehr als einmal hörten wir schon den Donner in der Ferne rollen; und nirgends ist Bürgschaft vorhanden, daß nicht der Sturm mit seinen furchtbaren Gewalten ausbricht und auch unser Volk in seine Wirbel hineinzieht. Keinem Schweizer — das sind wir überzeugt — wird es an dem Muth fehlen, für seine Freiheit zu sterben: ob er aber nicht abermals zwecklos sein Leben verhaucht? — das ist die schwere Frage, die drückend auf jedem edeln Herzen lastet. Nur wenn ein fester Nationalbund alle Kraft unsers Volkes in Eine Wirkung und zu Einem Ziele vereinigt; nur wenn ein wahrhaft eidgenössisches Vaterland, jenem Bunde entblühend, Alle Liebe unsers Volkes in Einen Brennpunkt sammelt: nur dann wird im

Kampfe der sterbende Krieger, wenn die Waffe seinen ermattenden Händen entsinkt, mit dem beseligenden Vertrauen scheiden, daß er mit seinem Tode den Sieg der Freiheit und den Sieg des Vaterlandes erringen half.

Möge der Schutzgeist der Eidgenossenschaft Ihre Herzen zu großen Entschlüssen für das Heil derselben leiten!

Zürich, den 9. Juli 1832.

3.

Ueber die politischen Zustände in Bern.

Der Zustand von Bern als Kanton und Vorort ist in Zürich nur halb bekannt. In beiden Eigenschaften ist Bern völlig en déroute. Die ganze Staatsführung ist eine treue Kopie des rathlosen, geängsteten, schwachen, in endlose Verwirrung gerathenen Präs. Tscharner.

1. In allen Dingen, die, wenn auch noch so entfernt, eine auswärtige Beziehung haben, geschieht nichts mehr, ohne die Diplomaten befragt und ihnen die Beschlüsse mitgetheilt zu haben. Sie wissen, daß der Antrag an den großen Rath am 2. Juli in der Nacht vom 1. auf den 2. von Montebello diktirt worden ist; Stockmar hat als Schreiber gesessen. Die Untersuchungsakten in der Flüchtlingssache sind dem preußischen Gesandten ins Haus geschickt worden und Montebello hat durch einen seiner Sekretäre sie lesen lassen. Alle Maßregeln gegen die Flüchtlinge werden unter den Auspizien der Diplomatie vorgenommen, und diese Maßregeln werden dann als vorörtliche Maßregeln ergriffen und den Kantonen vorgeschrieben, und so fällt die Schande auf die ganze Schweiz. Auf Verlangen des preußischen Gesandten hat Tscharner an Baselland den Befehl erlassen, Dr. Kombst zu verhaften und dem Vorort zu übermachen, um ihn an Preußen zu überliefern — eine unauslöschliche Schande für die Schweiz! Ein französischer marechal de logis durchreist wirklich die Schweiz und spürt die Flüchtlinge auf und wird von den Lokalbehörden

wie ein Regierungskommissarius mit Ehrfurcht angesehen. Die Freiheit der Presse ist in der höchsten Gefahr. Vor einigen Tagen bemerkte der großherzogl. badische Minister-Resident Dusch Herrn Tscharner: in der Presse müssen Aenderungen vorgenommen werden; Tscharner führte den Umstand an, daß die Preßfreiheit in der Verfassung garantirt sei; „allmälig beschränken muß man sie wie in Frankreich," erwiederte Dusch. Das wird sich nun schon machen. Ich habe ferner Winke, daß die Diplomaten eine Purifikation der Universität in politischer Hinsicht verlangt haben. Eben so gut kann man auch den großen Rath zu purifiziren verlangen. So eben hörte ich bestimmt von einem Tagherrn, daß die Beschränkung der Presse auf der Tagsatzung vorkommen werde. Voila, ou nous sommes! Auch ist mehr als wahrscheinlich, daß das katholische Glarus sich nach Paris gewendet hat um französische Intervention.

2. Das Verfahren gegen Flüchtlinge und eigene Bürger ist wahrhaft empörend; keine Formen des Rechts werden beobachtet; die abscheulichste Willkür waltet. Bern schändet die ganze Schweiz. Der preußische Gesandte verlangt die Auslieferung von Dr. Kombst — sogleich ertheilt Tscharner deßhalb Ordres. Das ganze Institut der jeune Suisse — Redaktoren, Setzer, Drucker — hat man arretirt. Warum? weil Herr Stockmar fürchtete, es kämen ferner Enthüllungen seiner pudenda wie im letzten Blatt. Die éspionage geht über allen Begriff. Die Ehre der Schweiz wird in Bern von allen gebildeten Menschen mit Füßen getreten.

3. Es ist nun bekannt, daß alle Tollheiten der Flüchtlinge (projektirter Ausfall, geheime Klubs) von agents provocateurs, an deren Spitze Eib, künstlich hervorgerufen wurden. Die hiesigen Untersuchungsbehörden haben darüber Beweise in den Händen. Aber wird man diese Entdeckungen benutzen, um sich endlich einmal vor der Diplomatie Ruhe zu verschaffen? Ich glaube nicht; ich glaube, man wird alles dahin Bezügliche verheimlichen, ja aus den Akten aus-

märzen, aus Feigheit vor der Diplomatie. Diese entsetzliche Niederträchtigkeit traue ich zwar Zürich nicht zu, aber Bern. Es frägt sich, wie viel man in Zürich gefunden hat. Die Nation muß darüber Rechenschaft erhalten. Lessings Mord hat fast ohne Zweifel folgenden Ursprung: er war früher ein Socius von Eib, ging dann aus Reue über seine Schändlichkeit zu den Flüchtlingen aufrichtig über. Nun ermordete ihn Eib, um nicht verrathen zu werden. Dieselben, welche alles provozirt haben, gebrauchen nun ihr eigenes Werk, obschon glücklicher Weise von Zürich vereitelt, um die Schweiz zu unterdrücken. Noch ist nie eine Nation so mißhandelt worden. Und Bern kriecht vor diesen Unterdrückern.

4. Der Regierungsrath ist fractus et elumbis. Die Herren laufen jeden Tag zu den Diplomaten und holen Befehle; ja sie vertheidigen ihre Sünden coûte qui coûte. So besonders Fetscherin im Schweizerboten und Stockmar in der Helvetie, wo er die salz- und ehrlosen Artikel schreibt. Stockmar ist ein Mensch ohne Kenntniß, Bildung und Charakter, der nur zu schlechten Tyrannenstreichen Muth hat. Der große Rath liegt auch jetzt auf dem Bauch; er kann sich zwar wieder erheben, aber er muß aufgepeitscht werden.

5. Alle freisinnigen, unabhängigen Männer, welche diese Wirthschaft verabscheuen, werden verhaßt und verfolgt. Allein das ist der Fluch der Feigheit unter fremder Ruthe, daß die redlichen Freunde des Vaterlandes gehaßt und geopfert werden, die Schurken dagegen Freibriefe erhalten.

4.

Schreiben an Herrn Seminardirektor Scherr in Küsnach, gegenwärtig in Kreuzlingen.*)

Schon seit geraumer Zeit, als das Gerücht sich verbreitete, Sie wollten Ihre öffentliche Wirksamkeit im Kanton Zürich

---

*) S. schweiz. Republ. No. 51. von 1839.

aufgeben, nahm ich mir vor, ein öffentliches Schreiben entweder im Republikaner oder in einem andern freisinnigen Blatte an Sie zu richten, nicht um Ihren Entschluß geradehin zu bestimmen, denn Sie können Gründe haben, die ich gar nicht kenne; sondern um Sie zu gewissen Reflexionen hinzuleiten, welche man in einer Gemüthsstimmung, wie die Ihrige nothwendig sein muß, selten geneigt ist, anzustellen, wie ich aus eigner Erfahrung weiß. Seitdem ich nun den schönen Bericht im Republikaner über die letzten Prüfungen im Schullehrerseminar gelesen habe, bin ich in meinem Vorsatze nur noch mehr bestärkt worden. Nehmen Sie also freundlich die redlich gemeinten Worte auf, die ein Mann, der die innigste Achtung gegen Sie hegt, Ihnen aus der Ferne zuruft.

Ich glaube gerne, daß die kirchlich-pädagogischen Vorgänge und Auftritte im Kanton Zürich Sie mit tiefem Eckel und zum Theil mit eben so tiefer Verachtung erfüllt haben. Allein lassen Sie uns ruhig diese kreuzzugähnliche Bewegung in ihren einzelnen Elementen betrachten: ich bin versichert, Sie werden einer Ansicht der Dinge Raum geben, die zwar immer noch unerfreulich genug ist, aber auch sehr starke Motive des Muths und der Ausdauer in sich schließt.

Vor allem werden sie es den Aristokraten doch nicht übel nehmen, daß sie einen gründlichen Haß gegen Sie nähren, Ihnen Ihre Wirksamkeit möglichst zu verleiden und Sie durch alle Mittel von Ihrem Posten zu verdrängen suchen. In der wahren Aufklärung des Volkes erblickt diese Partei allein die unerbittliche Parze, die ihr jeden Hoffnungsfaden zur Wiederaufrichtung ihrer Herrschaft abschneidet. Diese wahre Aufklärung haben Sie im Volke zu begründen und auch in die Hütte des Armen einzuführen gesucht durch ein System des Volksunterrichts, welches den Menschen innerlich frei macht, ihn zum Selbstdenken und Selbsturtheilen leitet, und ihm die Kenntnisse über Menschen und Dinge gewährt, wodurch er fähig wird, von einer freien Verfassung wirklich Gebrauch zu

machen. Da haben Sie ein schweres Verbrechen auf sich geladen! So lange Verfassung und Gesetze nur in den Kanzleien und in den Behörden leben, sind die Spießbürger noch nicht untröstlich; ein zweites Waldshut ist immer noch möglich, und der ersehnte Tag mag noch einmal erscheinen, wo ein fremdes Kriegsheer den Bauer wieder unter das alte Joch zwingt. Wenn aber eine ganze Generation aufgewachsen ist, welche wirklich innerlich und geistig frei ist, welche eine freie Verfassung nicht bloß darum schätzt, weil sie Handel und Gewerbe fördert, sondern vor allem darum, weil sie der Würde des menschlichen Geistes entspricht; eine Generation, in welcher die Kräfte aufgezogen und gebildet und die Kenntnisse und Geschicklichkeiten gepflanzt sind, in denen die Fähigkeit zu einer verständigen und gerechten Ausübung der Verfassung ruht; wenn eine solche Generation da steht, bei welcher die Grundsätze der Freiheit in Sein und Handeln, in Empfinden und Denken, in Mark und Gebein übergegangen sind: ja, dann sind die Aussichten auf die Rückkehr der „guten alten Zeit" vorbei, und es bleibt nichts Anderes übrig, als den Schlüssel aufs Grab zu legen. Denn die Oestreicher, Russen und Türken können und wollen doch nicht immer das Land besetzt halten, und wenn sie fort sind, dann ist die Verfassung von 1830 wieder da, und alles war umsonst. Sie sind es, der die Aristokraten in diese peinliche Lage hat versetzen wollen, und nun seien Sie auch so gerecht, den verzweiflungsvollen Kampf, der sich gegen Sie entsponnen hat, nicht zu hoch anzuschlagen. „Aber," erwiedern Sie mir vielleicht, „man sollte doch endlich die vergangene Herrlichkeit vergessen und sich versöhnend in die neue Ordnung der Dinge fügen." Ja, da mögen Sie lange predigen! So ein rechter Zopf, und wenn er so alt wie eine egyptische Mumie würde, vergißt doch nie, daß er einst „Herr und Burger der Stadt und Republik Zürich" war.

Und konnten Sie von dem Klerus etwas Anderes er=

warten, als Sie erfahren haben? Gewiß nicht! Sie wissen so gut wie ich, daß die Kirche von jeher in alle Gebiete des menschlichen Wissens, die nur an irgend einem Punkt an die Wüste Sahara des alten Kirchenglaubens gränzten, ihre Garnison gelegt und sie mit der größten Eifersucht bewacht hat, und daß alle ausgezeichneten Geister, welche die Marksteine der menschlichen Erkenntniß fortrückten und durch Eröffnung neuer Bahnen für die Forschung das Menschengeschlecht weiter und höher führten, von ihr verfolgt und verketzert wurden — von Kopernikus und Galiläi bis auf Wolf und Hume, Kant und Fichte, Hegel und Strauß. Und nun gar die Menschenbildner, die Bildner denkender Generationen! Das Reich der Seelen hat die Kirche immer geradezu als Kirchengut erklärt, und wer es wagte, in den jugendlichen Gemüthern statt des blinden Köhlerglaubens einen vernünftigen Gottesglauben, und statt der jüdischen „Furcht vor dem zornigen Jehova“ veredelte religiöse Empfindungen zu pflanzen; wer es wagte, die Volksschulen durch That und Wahrheit unabhängig von der Kirche zu machen: der hatte mindestens die Religion verletzt, meistens noch dazu durch Diebstahl der Seelen einen schweren Kirchenraub begangen. Diese Verbrechen, verehrter Freund, haben Sie auf diesem Gebiete verübt; Sie haben großen Jammer in der Burg Zion gestiftet. Und nun denken Sie noch an die Bestimmung, welche insbesondere die Geistlichkeit der Schweiz, vorzüglich nach und seit dem Bauernkriege unter der alten und neuen Aristokratie gehabt hat, und Sie werden zugeben, daß sich gewisse theure Erinnerungen an eine verlorne Herrlichkeit und die Sehnsucht nach ihrer Wiederherstellung viel zu tief einprägen mußten, als daß sie, auch auf der besten Pfarrei, sich so leicht verschwitzen lassen wie die Universitätskollegien, die man ja doch nur um der Pfründe willen besucht hat. Die Bestimmung dieses, schon durch seinen Ursprung aus den Städten, mit den Interessen der herrschenden Kaste verbundenen ehrwürdigen Standes zur Zeit der Aristokratie war: das göttliche

Recht der Stadtaristokratie zur Herrschaft über die Landleute, und die gleichfalls von Gott stammende Pflicht der letztern zum Gehorsam gegen die Städte zu predigen, und das Landvolk durch Waserbüchlein, Lehrmeister u. s. w. und durch Entfernung alles bildenden Unterrichts in der ersprießlichen Dummheit zu erhalten; über jeden kühnen Arm, der die Fesseln zu zerbrechen drohte, den Zorn Gottes herabzurufen, und schon zum voraus gegen sein Beginnen die Strafen der Ewigkeit zu schleudern; den grausamen Exekutionen endlich, die an den unglücklichen Märtyrern für das unterdrückte Volk vollzogen wurden, feierlich im Namen des Himmels das Siegel der Gerechtigkeit aufzudrücken. Dafür hatten sie schöne Wohnungen, reiche Pfründen, Ansehen und geistliche Herrschaft in den Gemeinden, die geheime Polizei daselbst, und offene Tafel bei den „Gnädigen Herrn und Oberen" in der Stadt, wenn sie Bericht abstatteten. Glückliche Zeiten! holde Erinnerungen! „das waren uns selige Tage!" Und das soll nun verloren — für immer verloren sein, und hauptsächlich durch Sie? O! wundern Sie sich nicht, wenn nun die streitende Kirche (ecclesia militans) gegen Sie ausrückt und geistliche Feldschlangen und anderes schweres und grobes Glaubensgeschütz gegen Sie aufführt!

Am allerwenigsten werden Sie der Volksmasse, die in einigen Gegenden sich gegen Sie in den Harnisch treiben ließ, ihre Verirrung hoch anschlagen. Sie kennen besser als ich den Bildungszustand und die Bildungsgeschichte desselben seit dem Mittelalter bis 1830, und werden das vor kurzem im „Republikaner" gefällte Urtheil, daß sich mehrere Gegenden noch in „mittelalterlichen Geisteszuständen" befinden, eben so treffend finden wie ich. Es konnte und durfte nichts geschehen, um das Volk weiter zu führen. Die Helvetik ging wie ein Meteor vorüber, und des Kultministers Stapfer ausgezeichneter Unterrichtsplan kam nicht zur Ausführung; in der Mediationszeit, die für viele Kantone wie gerade für den Kan-

ton Zürich eine halbe Aristokratie war, geschah auch nichts, was der Rede werth ist, noch weniger in der Restaurationsepoche, und als Bürgermeister Hirzel im Jahr 1829 sein Büchlein „über Verbesserung der Volksschulen" herausgab, da erhoben sich große Bedenken; das Volk war und blieb verwaist, wenn nicht etwa — wie der geistvolle Orelli in seiner Schilderung des geistigen Volkselendes, die in seiner „Anrede an die Studirenden der Hochschule am 17. März 1839" enthalten ist, so wahr bemerkt — „einzelne edle Männer wie Hirzel, Lavater, Pestalozzi, Nägeli und Schultheß, gleich Aposteln das Land durchwanderten und sich den Unterthanen der Stadt als Menschenfreunde mittheilten." Doch das alles wissen Sie besser als ich, und Sie werden ohne Zweifel zu billig denken, um dem so lange verwahrloseten und insbesondere zu nichts weniger als zum Selbsturtheilen gewöhnten Volke eine Verirrung zu verargen, an der es unschuldig ist.

Das sind die drei Hauptseiten, gegen die Sie Ihre Beschwerden richten könnten — denn über die Latwergseelen des Jüstemilieu werden Sie sich doch nicht ärgern! — und ich denke, wenn Sie die Sache so ruhig betrachten, wie ich eben gethan habe, sollten Sie Ihre Klage ganz fallen lassen.

Ein schöner Morgen für die Volksschule brach im Jahr 1830 an, und Sie waren es, der die Idee einer veredelten Volksbildung, welche der Gesetzgeber aussprach, ins Leben einführte und zur Wahrheit machte. Und welchen Lohn haben Sie dafür? Sie haben einen **Lehrerstand** gebildet, der seine hohe Bestimmung erkannt, begriffen und bewährt hat; der mit inniger Liebe und Theilnahme an Ihnen hängt, und dem selbst seine Gegner die besten Zeugnisse geben mußten; Sie sehen durch diesen Lehrerstand eine **Jugendwelt** aufwachsen, die den Segen fühlt, der ihr ertheilt wird, in deren Schooß die Bürgschaft einer herrlichen und begeisternden Zukunft liegt; Sie haben endlich den Beifall, die Hochachtung

und Unterstützung aller Vernünftigen nicht bloß in den Behörden, sondern auch im Volke. Das ist ein herrlicher Lohn. Nicht allen, die für das Gute wirken, wird das Glück zu Theil, eine solche sichtbare Saat ihrer Arbeiten zu erblicken. Darum harren Sie aus und wirken Sie fort! Sie arbeiten für eine ganze heranwachsende Generation des Kantons und durch sie für die edelsten Güter der Menschenwelt in unabsehbaren Fernen. Das ist für alle, denen ein hoher Sinn in der Brust wohnt — und den tragen Sie in sich, — ein entzückender Gedanke, der für vieles, was sonst niederschlägt, volle Entschädigung gewährt und eine unversiegbare Quelle des Muthes und der Kraft in sich schließt.

Einer Ihrer Verehrer in der Ferne.

5.

Der Tag von Uster.*)

Wo ist eine erleuchtete freiheitliebende Seele im Kanton, wo eine für das Höhere im Menschenleben schlagende Brust, die nicht heute von wunderbaren Gedanken bewegt und von tief-schmerzlichen Empfindungen ergriffen wäre? Heute mahnt uns die fliehende Zeit an den Tag von Uster; das Jahr führt uns heute das Gedächtniß an jenen Tag zurück, an welchem zum ersten Mal, seit der Existenz des Kantons, für die Landschaft die Sonne wahrer republikanischer Freiheit aufging. Und noch nicht drei Mondwechsel sind an jenem Ereigniß vorübergegangen, welches den Tag von Uster in die schwarze Farbe der Trauer hüllt.

Als mit Geld erkaufte oder durch Verkommniß mit ihren Herren erworbene oder mit dem Schwert eroberte Knechte wurden Jahrhunderte lang die Landleute des Kantons von der übermüthig herrschenden Stadt betrachtet und behandelt. Der

*) S. schweiz. Republ. Nr. 94 vom 22. Novbr. 1839.

Landvogt gab ihnen Recht nach Gnade, und Gnade empfingen sie aus den Händen der Herren und Oberen in der Stadt und Republik Zürich. Wer ein selbständiges und unabhängiges Recht verlangte, und sollte es sich auf Brief und Siegel des Gewaltigsten seiner Zeit, eines Waldmann, stützen; dessen Stimme ward in dem Kerker erstickt. Aber wehe dem, der sich auf ein ursprüngliches Recht der menschlichen Natur berief! Wenn er seinen Glauben an die Menschenwürde nicht mit dem Leben büßte, so bezeichnete ihn wenigstens das über seinem Haupte geschwungene Schwert als den schwersten Verbrecher. In dem Schweiße seines Angesichts und mit dem sauer erworbenen Sparpfenning, den ihm die mühsam bearbeitete Scholle abwarf, mußte der Landmann die Bollwerke für beinahe zwei Millionen Gulden seiner eignen Beknechtung erbauen. Die vor der Stadt aufgestellten Kreuze sonderten den freien Handwerker von dem bedrückten Heloten der Landschaft, und die Betriebsamkeit am See, der mächtigen Fabriktyrannei der Zünfte dienstbar, rang umsonst mit den Fesseln, die jede freie Bewegung lähmten. Die Schulen waren nur Pflanzstätten der Unwissenheit und geistigen Abtödtung, und der geweihte Stand, der den Unglücklichen die Tröstungen des göttlichen Wortes hätte reichen sollen, verkündete den Unterjochten nur die Pflicht des blinden Gehorsams und das göttliche Recht ihrer Unterdrücker, und heiligte die blutigen Strafen, die an Freiheitsmärtyrern vollzogen wurden, mit dem Siegel der Religion. Die gewaltigen Ereignisse seit 1798 milderten die Form, aber im Ganzen nicht das Wesen; sie gaben zuweilen höchstens den Schein, aber nie die Wahrheit einer Republik. Die helvetische Epoche war für den Kanton Zürich nur das Wetterleuchten der Freiheit; wechselnde Ereignisse, ohne bleibende Zustände. Die Mediationszeit begann mit Enthauptungen und Verbannungen und endete mit Verrath; in der Mitte flirrte der trügerische Schimmer eines Freistaats unter einer unüberwundenen Aristokratie, und die

Jahre, die nun folgten, löschten auch dieses Truglicht aus, und die wenigen Vertreter der Landschaft, deren Mund das einsilbige Wort des Beifalls unterbrechen durfte, hatten keinen andern Beruf, als der Landschaft den Willen der Stadt aus dem Rathhause in ihre Heimat zurückzubringen.

Erst mit dem Tage von Uster ging die Morgensonne der Freiheit herrlich leuchtend für den Kanton auf, und brachte den Fluren, die dem Pfluge gehören, wie den Geländen, wo der Rebstock herrscht, den rauhen Höhen der Gebirge wie den milden Thälern der Tiefe, der Landschaft, die unterdrückt diente, wie der Stadt, die ungerecht herrschte, Ein Gesetz — das Recht der Menschheit. Eine aus dem Volkswillen hervorgegangene Verfassung und in dieser Verfassung die Rechtsgleichheit geheiligt und in der That und Wahrheit immer tiefer ins Leben eingeführt — das waren zwei in der Geschichte unsers Kantons, ja in der Geschichte der Schweiz, so weit die Alpen und die Ströme der Alpen sie begränzen, unerhörte Thatsachen. Nun erst ward die Freiheit mehr als Name, sie ward wirklich und ihre Segnungen veredelten und verschönerten das Leben. Nun erst ward die Stimme der Landschaft in dem großen Rathe, in dem Regierungs- und Erziehungsrathe mit Macht erhoben und allmälig, wie ihr gebührte, in allen Kollegien überwiegend, aber auch die Stimme der Stadt geziemend gewürdigt; der Staatshaushalt wurde seinem uralten Geheimniß entrissen und öffentlich dem Volke dargelegt, und die Freiheit der Presse empfing nun erst Kraft und Bedeutung. Nun erst brachen die Fesseln des Erwerbs, der Industrie und des Handels, und wo mühsam früher der Landmann seine Stiere über rauhe Steinwege getrieben hatte, wölbten sich bequeme Straßen und steigerten die Lebenskraft des Verkehrs. Nun erst wurden die Staatslasten nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit vertheilt, und der Arme hörte auf, ein arbeitendes Lastthier des Reichen zu sein. Eine Rechtspflege trat ins Leben, die jedem Bewohner des Landes

die volle Bürgschaft für die Erhaltung seiner Rechte gab; Gerichte, in welchen nicht mehr die Gnade und Willkür, sondern die Gerechtigkeit den Vorsitz führte. Die Humanität leitete und veredelte die Gesetzgebung; die Strafen wurden gemildert, Galgen, Pranger, Brandmarkung und Auspeitschung, die Stützpunkte und die Ehrenzeichen der alten Gewaltherrschaft, verschwanden, und auch in dem Zuchthaus wurde der Verbrecher noch als Mensch geachtet. Aber nicht bloß für Anerkennung der Rechte und Förderung irdischen Erwerbs, auch für die Erreichung der höhern Menschenbestimmung seiner Bürger war der junge Freistaat unablässig thätig. Für Kunst und Wissenschaft und Bildung entfaltete sich eine Lebensfülle in wenigen Jahren, wovon die Geschichte kaum ein zweites Beispiel liefert. Die Kunst schuf Denkmäler, die noch zu spätern Geschlechtern reden werden; die Wissenschaft feierte ihre Offenbarungen in Anstalten, die man vor 1830 noch für Unmöglichkeiten aus dem Reich der Wunder gehalten hätte, und durchdrang zugleich das ganze Staatsleben — das unter der Aristokratie mit der ängstlichsten Hut vor jeder Berührung mit dem Reiche der Ideen verwahrt wurde — mit einem geistigen Gehalt und einem Adel der Kultur, der unser Stolz in der Eidgenossenschaft und unser Ruhm bei auswärtigen Staatsmännern und Nationen war. Für die Volksschulen und durch sie für die ganze Volksbildung wurde in weniger als einem Jahrzehent Unglaubliches geleistet. Wie unter dem lauen Wehen der Frühlingslüfte die Blumen der Matte entsprießen, so blühten unter dem belebenden Hauche der Freiheit und Humanität die Volksschulen auf. Die alte Nacht der Unwissenheit und geistigen Versumpfung entwich aus den Bildungsstätten des aufwachsenden Geschlechtes; durch Lehrer, vollkommen in ihren hohen Beruf eingeweiht, wurde der Götterfunke in dem werdenden Menschen, der Geist, geweckt und zum Bewußtsein seiner selbst geführt, seine Kräfte entwickelt und gebildet, und seine innern

Tiefen mit Licht und Wissen ausgestattet. Die Hoffnung einer immer schöneren republikanischen Zukunft legte der Gesetzgeber in diese Volksschulen. Die Geistlichen erhielten die ehrenvollste Stellung in der Gesellschaft; alle Gebiete des Erdenlebens waren ihnen geöffnet, um demselben als würdige Diener des Allmächtigen die Weihe des Himmels zu ertheilen: aber der Gesetzgeber achtete die sittlichen und rechtlichen Verhältnisse seiner Mitbürger zu hoch, um sie der Priesterherrschsucht und der Pharisäerheuchelei preis zu geben.

Das ist nur ein schwaches Bild der Segnungen, welche der junge Freistaat in weniger als neun Jahren gebracht hat. Er hat für die Landschaft gethan, was die Aristokratie nie, und für die Stadt, was sie ihr nicht in Jahrhunderten würde geleistet haben. Er hat die Herrschaft der Gerechtigkeit und Bildung an die Stelle der Macht des Geldes und der Familien erhoben. Er hat die oft bezweifelte Lösung des Problems: ob auch eine auf völliger Rechtsgleichheit beruhende Republik den höhern Kulturaufgaben des Staats gewachsen sei, versucht und verwirklicht, und zwar mit einem Aufschwung und einer schöpferischen Kraft, die ans Fabelhafte gränzen. Darum war der Tag von Uster ein Festtag für den Kanton, und er ward in öffentlichen Versammlungen mit Stolz, mit Dankbarkeit gegen den Schöpfer aller zur Freiheit bestimmten Wesen und mit inniger Rührung gefeiert.

Aber die Säulen der Freiheit, die der Tag von Uster errichtete, stehen nun geschändet da; der 6. September hat sie geschändet. Aus der Nacht der alten Unterdrückung, die auch neun Jahre der Bildung und Aufklärung in einem Theile der Bevölkerung nicht zu verscheuchen vermochten, stieg, sorgsam gepflegt von denen, welche Licht zu verbreiten berufen sind, das finstere Ungeheuer des Fanatismus empor und in unglückseligem Irrwahne verhöhnten die Verblendeten die eigne Volksurkunde der Freiheit, erschütterten den segensvollen Bau der Republik, und verstießen mit einem in den Annalen der

Völker unerhörten Undank die Männer, die Jahre lang für der Verblendeten eigene Rechte und für ihr Lebensglück gearbeitet hatten.

Uns, die wir von dem Frevel des 6. Septembers unsere Hände rein erhalten haben, ist die Erinnerung an den Tag von Uster heilig und das Gedächtniß an ihn wird nie in unserm Bewußtsein erlöschen; aber ihn zu feiern, verbietet uns die schwere Schuld der Zeit. Für uns ist der Tag von Uster ein Tag tiefer Trauer über seine schmachvolle Entweihung. Wie dürften wir ihn feiern, während noch vor unsern Augen Trümmer von dem Gebäude herabfallen, das auf seinen Säulen errichtet wurde? Oder sollten wir ihm eine Todtenfeier halten? Das wäre kleinmüthige, gottverlassene Verzweiflung! Nein! der Geist von Uster — der hohe und freie Geist der Wahrheit — wird nie ein Fremdling in unserm Lande werden. Nur ein gänzlich entwürdigtes Volk könnte den Segen, den er ihm gebracht, vergessen. Er lebt in den dankbaren Gemüthern der Jugend, und auch den verirrten Alten wird er in der Stille ruhiger Betrachtung wieder erscheinen, und mit der Fackel der Wahrheit das Werk der Lüge und des Fanatismus zerstören. Er wird wandern von Ort zu Ort, wie ein sühnender Genius der entweihten Heimat, unüberwindlich von menschlicher Macht und unerreichbar von irdischer Gewalt, und wird die Verzagten ermuthigen, die Zweifelnden befestigen, die Verirrten erleuchten und selbst die Abgefallenen mit Scham und Reue erfüllen. Und wenn er in dem Reich der Seelen seinen Triumph feiert über die Götzen des Trugs und die Frevel des Verbrechens, dann werden auch wir freudig wieder den Tag begrüßen, an dem er zum ersten Mal auf unsern Fluren erschien. Aber heute ist das Gefühl einer tiefen Trauer die einzig würdige Empfindung für den Tag seines Andenkens; jede andere Feier, im Angesichte seines geschändeten Tempels, würde der hohe Geist zürnend verschmähen.

6.

Adresse an den hohen Regierungsrath des Kantons Zürich.

Herr Bürgermeister!

Hochgeachtete Herren!

Wir würden unsere heiligsten Familienpflichten, die Pflichten gegen unsere Kinder, ihre geistige Wohlfahrt und ihr wahres Seelenheil unverantwortlicher Weise verabsäumen; wir würden unsere höchste Bürgerpflicht, die Pflicht, alles, was in unsern Kräften steht, für die Erhaltung unserer Freiheit zu thun, gewissenlos aus den Augen setzen, wenn wir bei den Gefahren, welche immer näher und näher unsere Volksbildungsanstalten umziehen, gleichgültig zusehen und gegen ein solch drohendes Uebel nicht einmal unsere Stimme erheben würden. Die Stimme unsers Gewissens, die Mahnungen der Ehre bei unsern Mitbürgern und unsern Miteidgenossen fordern uns auf, vor Ihnen, Tit., in dieser Hinsicht unsere Besorgnisse auszudrücken und mit derjenigen Freimüthigkeit, welche den Bürgern eines freien Staates geziemt und welche die Achtung vor unsern Vorgesetzten selber erheischt, unsere in den Gesetzen der Natur und in den Bestimmungen der Verfassung gegründeten Rechte in Anspruch zu nehmen.

Der größte und kostbarste Gewinn, welchen der Tag von Uster der Landschaft unsers Kantons gebracht hat, sind die Volksbildungsanstalten, die Volksschule in ihren verschiedenen, nun vollständig ausgebildeten Abstufungen. Diese Anstalten in ihrer Gesammtheit sind nicht etwa eine verbesserte oder vollkommenere Einrichtung einer schon vorher bestandenen Institution; sie sind eine g a n z n e u e S c h ö p f u n g; eine Schöpfung, deren Gründung längst durch die Fortschritte der neuern Zeit und das Beispiel anderer gesitteter Staaten der Regierung unsers Kantons zur Pflicht gemacht worden war, und welche

dennoch nicht eher ins Leben trat, als bis die Landschaft frei wurde; eine seit einer Reihe von Jahrhunderten unabgetragene Schuld gegen die zurückgesetzten Landbürger und die dennoch nicht eher abbezahlt wurde, als bis die Landschaft die Urkunde der Rechtsgleichheit erwarb. Denn wir würden uns an dem Sprachgebrauch versündigen, wenn wir die Stätten der Unwissenheit und geistigen Abtödtung, wie sie vor 1830 in unserm und ähnlichen unterdrückten Kantonen bestanden, Volksschulen im Sinn und Geiste des neunzehnten Jahrhunderts nennen wollten. Wenn wir noch die ärmlichen Abrichtungsanstalten, wie sie aus den im Jahr 1719 erlassenen „Satzungen der Landschulen der Stadt Zürich, von den obersten Schulherren der Stadt Zürich fürgeschrieben", hervorgingen, mit möglichster Milde und mit Rücksicht auf die damalige Zeit beurtheilen wollen; so muß es Erstaunen erregen, daß im Jahre 1830 — also in einer Zeit und in einem Jahrhundert, wo das Volksschulwesen in allen zivilisirten Ländern und auch in einem bedeutenden Theile der Schweiz in der lebendigsten Entwicklung begriffen war — das damals beschlossene Schulgesetz die Volksschulen in allem Wesentlichen keinen Schritt weiter führte als jene Satzungen, und es läßt sich diese düstere Erscheinung aus keiner andern Ursache erklären, als aus dem noch ungebrochenen Streben der Aristokratie, die Landschaft beharrlich in dem Zustand der Unmündigkeit zu erhalten. Etwas Lesen, Schreiben und ein wenig Rechnen, das kaum den Namen verdiente, und die geisttödtende Weise des Religionsunterrichtes: das war die ganze Summe des Wissens und der Bildung, welche den Kindern der Landschaft und selbst diesen nicht insgesammt zugemessen wurde. Wol erbauten die reichern Gemeinden neue Schulhäuser; aber in diesen prächtigen Schulhäusern wurde Unwissenheit und geistige Verkrüppelung gepflanzt. Privatinstitute waren die einzige Zuflucht der vermögenden Eltern. In diesem Zustande fand das Jahr 1830, zur Schande unseres

Staates, unsere Landschulen. Dieser Zustand steht mit unverletzbaren Zügen in unserm Gedächtniß; er ist dokumentirt in dem offiziellen Bericht Professor Hottingers von 1830; in seiner Schmach enthüllt in den Schriften Hans Georg Nägelis, des unvergeßlichen Freundes der Landschaft, und anderer ausgezeichneter Männer.

Erst der Tag von Uster ermahnte durch seinen Ruf „durchgreifende Schulverbesserung" den Staat an seine alte unabgetragene Schuld und erst § 20 der Verfassung erhob „die Sorge für Vervollkommnung des Jugendunterrichts zur Pflicht des Volkes und seiner Stellvertreter". Von da an erst entfaltete sich ein Volksschulwesen, wie es eines gebildeten christlichen Staates und eines freien Volkes würdig ist.

Ein Seminar wurde errichtet, um die Lehrer vollständig für ihren hohen Beruf vorzubereiten und diese Anstalt wurde allmälig so erweitert, wie sie das Bedürfniß des Kantons und insbesondere das Bedürfniß der Sekundarschulen erforderte.

Die Volksschule wurde durch eine höchst zweckmäßige Organisation ganz neu geschaffen, und der Organismus derselben, in Uebereinstimmung mit den Ansprüchen des Lebens und der Wissenschaft, in verschiedenen Abstufungen, deren letzte die Sekundarschule ist, nach und nach vollendet. Neben den gewöhnlichen Fertigkeiten des Lesens, Schreibens und Rechnens wurde in den Primarschulen ein wissenschaftlicher Realunterricht in dem Umfange eingeführt, wie ihn die Rücksicht auf das zeitliche Fortkommen eines jeden Zöglings und auf die würdige Erfüllung seiner künftigen bürgerlichen Pflichten als Mann unerläßlich erheischt. Gesteigert und vermehrt wurde dieser Unterricht in den Sekundarschulen, den wahren Gymnasien der Landschaft, und daher mit Liebe und Sorgfalt von ihr gefördert und gepflegt. Die Anordnung gleichförmiger obligatorischer Lehrmittel in diesen Anstalten war eine der nothwendigen Grundbedingungen ihres Gedeihens und das wesentlichste Mittel, um eine allgemeine Volksschule, die

allen Kindern den gleichen Segen eines tüchtigen Unterrichtes spendet, zu gründen.

An die Stelle des alten, geistunterdrückenden Abrichtungshandwerks trat jene innerlich belebende, von unserm berühmten, in seiner Vaterstadt nur zu sehr verkannten Mitbürger und Volksfreunde Pestalozzi entwickelte, bildende Methode, welche alle Fächer durchdrang und wodurch namentlich statt des frühern mechanischen, wir möchten sagen heidnischen Religionsunterrichts, eine ächt christliche, in Geist und Wahrheit lebendige, Vernunft und Gemüth erregende Gotteslehre in die Pflanzstätten der Jugendbildung eingeführt wurde.

Endlich erhielten die Volksschulen und die Lehrer eine feste, durch das Gesetz bestimmte unabhängige Stellung, jene wurde Staatsanstalt und diese Staatsbeamten; beide hörten auf, Anhängsel der Kirche zu sein, unter der sie Jahrhunderte lang an der Auszehrung litten. Gleichwol war allen für Jugendbildung thätigen Geistlichen ein voller Spielraum für wohlthätige Wirksamkeit geöffnet.

Das war die Epoche der Schöpfung unserer Freiheit. Zwar blieb sie nicht ohne Anfechtungen und Anfeindungen von bekannten Seiten her; aber diese Angriffe selbst haben sie dem Herzen aller einsichtsvollen und gebildeten Landbürger nur noch näher gelegt; sie hat in allen Anfechtungen eine Lebenskraft der Ausdauer und eine Reinheit des Strebens bewährt, welche die herrlichsten Hoffnungen für die Zukunft verspricht. Es ist aus unsern Volksbildungsanstalten ein jüngerer Schullehrerstand hervorgegangen, der mit dem Hochgefühl der Begeisterung in rastlosem Streben für seinen erhabenen Beruf erfüllt ist und dem selbst seine Gegner die ehrenvollsten Zeugnisse nicht versagen konnten; und dieses Gefühl der Begeisterung für Fortschritt im Reiche des Wissens hat sich überall der Jugend, die um diese Lehrer versammelt ist, auf eine ergreifende Weise mitgetheilt; — zwei Erscheinungen, die auf der einen Seite ebenso neu und unerhört in der melancholischen Geschichte

unsers Landschulwesens sind, als sie auf der andern Seite den untrüglichen Beweis von der großen geistigen Kraft liefern, welche in unsern jetzigen Bildungsanstalten liegt. Der große Rath hatte allen jenen Parteiangriffen ein Ziel gesetzt, indem er nach mehrmaliger sorgfältiger Prüfung dem ganzen Gang der Schulreform seinen vollständigen Beifall gab.

Entschuldigen Sie, Tit., diesen geschichtlichen Rückblick mit dem Zwecke dieser ehrerbietigen Zuschrift; nur durch diese Zusammenstellung wird es uns möglich, Ihnen den tiefen Sinn in dem Umfang unserer Besorgnisse vollkommen auszudrücken.

Der 6. September, in welchem wir keinen Augenblick eine unheilvolle Erschütterung unsers ganzen Staatsgebäudes verkannten, drohte von Anfang an, auch noch auf unsere Bildungsanstalten seine zerstörenden Folgen auszudehnen. Zwar beruhigten wir uns eine kurze Zeit mit dem Gedanken, die revolutionäre Tendenz sei mit den Aenderungen in den Behörden geschlossen und werde nicht auf die Institutionen und am wenigsten auf diejenigen, welche dem Herzen der Landschaft so nahe liegen, übergehen. Allein diese Beruhigung verschwand sehr bald. Zuerst rissen in einzelnen Schulen Unordnungen ein, die sich immer weiter erstreckten; eigenmächtig wurden da und dort die alten Lehrmittel wieder eingeführt, die gesetzlichen, obligatorischen abgeschafft, meistens unter einem pflichtmäßigen Widerstand der Schulpflegen. Zugleich trat für die verdientesten Schullehrer eine wahre Leidensperiode ein; sie waren den unwürdigsten Intriguen preisgegeben und mehrere wurden ohne alle genügende Ursache suspendirt. Immer bestimmter und in immer deutlicheren Umrissen trat endlich der gegen unser ganzes Volksschulwesen gerichtete Reaktionsplan hervor; ja alle Wirkungen des 6. Septembers scheinen sich auf diesen Einen Punkt zu konzentriren. Erwägen wir die Aeußerungen einzelner einflußreicher Mitglieder des großen Rathes in seiner letzten Sitzung; erwägen wir die bis jetzt bekannt gewordenen Beschlüsse, Kreisschreiben und Aufträge des h. Er=

ziehungsrathes; erwägen wir endlich die Bestrebungen, welche sich in dem überwiegenden Theil dieser Behörde kundgeben; so sind wir keinen Augenblick im Zweifel über das Schicksal, das unsere Volksschule treffen soll; die feste Ueberzeugung hat sich in uns gebildet, daß nicht einzelne Verbesserungen, sondern eine Umänderung der ganzen Organisation und des Grundprinzips unserer Volksschule im Werke ist; die feste Ueberzeugung, daß unsere Volksschule in ihrer bestehenden Vollkommenheit und jetzigen Ausdehnung beschränkt und ihrer frühern Bedeutungslosigkeit wieder näher gebracht werden oder mit andern Worten, daß die neue Schöpfung aus der Periode unserer Freiheit vernichtet und an ihre Stelle eine etwas verbesserte Kopie des Schulinstitutes aus der Periode unserer Unterdrückung gesetzt werden soll. Die Komposition der mit der Prüfung sämmtlicher Schulgesetze verordneten Abtheilung des Erziehungsrathes und die Persönlichkeit der von diesen ausgewählten Experten sind gar nicht geeignet, unsere diesfälligen Besorgnisse zu entfernen. Laut dem Kreisschreiben des h. Erziehungsrathes vom 20. November ist ausdrücklich die ganze Organisation der Volksschule in Zweifel gestellt. Das Seminargesetz soll umgeändert und diese Anstalt selbst beschränkt werden, wodurch die Sekundarschulen einem unvermeidlichen Siechthum hingegeben würden. Ueber die Entlassungen, welche die Seminarlehrer treffen sollen, zirkuliren bereits die niederschlagendsten Gerüchte. Die Unterrichtssphäre in den Primarschulen soll reduzirt werden, wodurch die wissenschaftliche Befähigung der Zöglinge für ihren künftigen Lebensberuf und für die tüchtige Ausübung ihrer staatsbürgerlichen Rechte und Pflichten auf die bedauerlichste Weise verkümmert würde. Die große und schöne Idee einer allgemeinen, durch gleiche obligatorische Lehrmittel begründeten Volksschule, wie sie § 1 des Schulgesetzes will, welche den Kindern der Reichen, wie denen der Armen, den Kindern der großen und vermögenden, wie denen der kleinen und dürftigen Ge=

meinden gleiche Bildung gewährt, diese Idee, entsprechend der Idee der politischen Rechtsgleichheit, soll den örtlichen Unterschieden und den „verschiedenartigen Verhältnissen der Schulgenossenschaften" aufgeopfert werden. Der Katechismus soll wieder — allen Ansprüchen der wissenschaftlichen Pädagogik und den Ansichten der gefeiertsten Pädagogen zum Trotz — in die Schule eingeführt werden, wodurch der alte geisttödtende Mechanismus wieder die bildende Lehrweise verdrängt. Die Volksschule soll endlich ihre Selbständigkeit verlieren und wieder zur Magd der Kirche werden. Somit wäre die Kopie des alten Schulinstitutes schon in starken Umrissen vorhanden und die Bahn des Rückschrittes, einmal eingeschlagen, wird fortgewandert werden, bis jene Kopie vollständig hergestellt ist.

Zu solchen Zwecken will man eine Zeit benutzen, die einer gewaltsamen Staatsumwälzung ganz nahe liegt und den Charakter der Zerstörung an sich trägt, die aber eben darum für eine parteilose, unbefangene gesetzgeberische Prüfung eines solchen Gegenstandes gar nicht geeignet ist.

Bei der Betrachtung dieser Bestrebungen können wir, Tit., ebenso wenig den Ausdruck einer tiefen Trauer als die schmerzliche Empfindung einer Verletzung unserer heiligsten Rechte verbergen. Wir sehen — verargen Sie, Tit., uns unsere Freimüthigkeit nicht; denn wenn sie je zur Pflicht wurde, so wurde sie es jetzt — wir sehen in diesen Bestrebungen das Getriebe einer politischen Parteileidenschaft, welche unter dem Vorgeben, für die Interessen der Religion und Kirche zu arbeiten, die Werkzeuge in die Hand nimmt, um die tiefsten Grundlagen unserer Verfassung und unseres ganzen republikanischen Staatslebens zu untergraben. Wir erblicken die Mittel gefährdet, wodurch unsere Kinder für ihre gesammte Menschenbestimmung wahrhaft erzogen werden und insbesondere den Unterricht und die Ausbildung erlangen können, durch die sie allein den Anforderungen genügen mögen, welche

unsere Zeit an jeden Lebensberuf und an die Möglichkeit einer würdigen Bürgerexistenz stellt.

Denn jene Mittel liegen in unserer neugeschaffenen Volksschule und ihre Zerstörung würde unsere Kinder zu einer Rohheit und Unwissenheit verdammen, welche ebenso mit dem Geiste des Christenthums, wie mit den Bedürfnissen unsers Jahrhunderts im Widerspruche steht. Wir erblicken die Anstalten gefährdet, wodurch die so lange zurückgesetzte Landschaft in Bezug auf geistige Ausbildung wenigstens in ein annäherndes Verhältniß zur Stadt gesetzt wurde, wodurch die Quellen der Bildung und Kenntnisse, der Gesittung und Kultur sich auch für die Landschaft öffneten, wodurch unsere Verfassung in einer ihrer edelsten Bestimmungen zur Wahrheit wurde. Denn feierlich hat diese Verfassung den Staat in Pflicht genommen, daß Wissen und Wahrheit nicht länger ein Privilegium der Stadt, sondern ein Gemeingut aller Klassen und aller Theile des Volkes werden solle, und feierlich haben großer Rath, Regierungsrath und Erziehungsrath auf diese Pflicht den Eid geleistet. Wir erblicken endlich die *geistigen Garantien unserer politischen Freiheit und Rechtsgleichheit* gefährdet. Wenn wahre Volksbildung zur Behauptung der politischen Freiheit und Rechtsgleichheit in dem Verhältniß des Mittels zum Zwecke steht, wenn freie Verfassungen nur leblose Formen sind, falls sie nicht von einem einsichtigen und gebildeten, aufgeklärten und unterrichteten Volksgeist als von ihrer inneren Seele getragen werden; so müssen sie ohne diese Seele wieder absterben und untergehen und das Glück einer gleichen bürgerlichen und politischen Freiheit muß der auftauchenden Aristokratie unabwendbar zum Opfer fallen.

Bei dieser Gefährdung unserer theuersten Güter, bei dieser angedrohten Zerstörung der Grundbedingungen unsers republikanischen Staatslebens fühlen wir uns durch die Pflicht christlicher Sorgfalt für das geistige Wohl unserer Kinder, durch

die Pflicht getreuer Wahrung der edelsten Interessen der Landschaft, endlich durch die Pflicht standhafter Verfechtung der in dem Jahre 1830 errungenen Freiheit und Rechtsgleichheit aufgefordert, in unserm Gewissen gemahnt, mit dem Ernste, der freien Männern eigen ist, wenn es sich um große Angelegenheiten handelt, zu Ihnen, Tit., unsere Stimme zu erheben und Sie zu beschwören, jenen auf die Verkümmerung und den allmäligen Zerfall unserer Volksschulen gerichteten Parteibestrebungen mit aller Kraft zu steuern, diesem verderblichen Streben in allen seinen Richtungen entgegenzutreten und das Seminar, sowie die Volksschule in demjenigen blühenden Zustande ferner zu erhalten, zu welchem der abgetretene große Rath diese Anstalten erhoben hatte.

In der festen Hoffnung, daß wir nicht umsonst diese Stimme erhoben haben, verharren wir mit geziemender Hochachtung.

Winterthur, den 16. Dezember 1839.

7.

David Ulrich *).

Samstag Morgen um 10 Uhr verschied in Zürich nach einem längern Krankenlager David Ulrich, Dr. juris, Staatsanwalt in der ruhmvollen Zeit des Kantons Zürich; er hatte im Vollgenuß seiner geistigen Kräfte ein Alter von 47 Jahren erreicht, als sich die Bande seines Daseins sanft lösten. — Selbst mit vortrefflichen Anlagen ausgerüstet und einziger Sohn eines gelehrten Vaters, bestimmte er sich mit der größten Entschlossenheit für einen wissenschaftlichen Beruf von Jugend auf; er besuchte das Carolinum seiner Vaterstadt, wo er die von seinem Oheim Bremi neu belebten Humaniora mit lebendigem Eifer betrieb; dann besuchte er Göttingen und Berlin, wie bei Hause immer fleißig, ja schüchtern und wie

*) S. schweiz Republikaner Nr. 19 von 1844.

ein Stubengelehrter erscheinend, aber feurig, wo die aus den unsterblichen Alten gezogenen Begriffe von Männerwürde, individueller Freiheit, von Recht und Beharrlichkeit berührt wurden; in Berlin begeisterte ihn die Persönlichkeit von F. A. Wolf, und die Liebe zur klassischen Welt, sowie der Geschmack an der neuen Literatur der europäischen Völker befestigten sich immer mehr in ihm. Als er in der Restaurationszeit nach Paris kam, wo gelehrte, feurige und unerschrockene Oppositionsmitglieder den Kampf gegen Heuchelei, Knechtessinn, geheime Vorrechtesucht so glänzend führten, bekannte er sich immer mehr zur liberalen Fahne, besonders zu den Gesinnungen der trefflich gehaltenen Revue française, suchte und fand, als er ins Vaterland zurückgekehrt war, immer mehr die, welche eine vernunftgemäße Entwicklung unserer öffentlichen Zustände anstrebten; an diese Zeit erinnerte er sich sehr gerne, denn die Begeisterung für die Griechensache hielt er für ein wichtiges Moment des unterdrückten europäischen Volksgeistes und sein vertrauter Umgang mit Dr. L. Snell in jener Zeit gewährte ihm einen außerordentlichen Nachgenuß.

Ulrich übernahm sodann Staatsämter. Schon in seiner Stellung als öffentlicher Ankläger zeichnete sich der junge Mann aufs vortheilhafteste aus durch die Energie, mit welcher er jedem Versuche der Gewaltigen von damals das Recht zu beugen, sich entgegen stemmte. Die Thätigkeit Ulrichs als öffentlicher Ankläger kann nur der würdigen, der den Geist oder den Ungeist, in welchem zu jener Zeit von oben herab die Justiz verwaltet wurde, aus eigener Anschauung kennt. Bei der Regeneration unserer Institutionen in den dreißiger Jahren nahm Ulrich sehr thätigen Antheil; sein Bericht über die Petitionen vom Jahr 1830 gilt allgemein als musterhaft; namentlich ist das Gesetz über die Organisation der Strafrechtspflege sein Werk, sowie auch er es war, der als Staatsanwalt am meisten dazu beitrug, das Gesetz ins Leben einzuführen. In den neuen Einrichtungen lag unzweifelhaft ein

mächtiger Fortschritt im Sinne der Humanität und der Gerechtigkeit. Abschaffung des peinlichen Verhörs, Prüfung einer jeden Strafsache durch zwei Instanzen, Freiheit der Vertheidigung, Selbständigkeit der Gerichte, dies waren wichtige Vorzüge, durch welche das neue System vor dem alten sich auszeichnete. Ulrich huldigte zwar nicht unbedingt dem Prinzip der äußersten Milde in den Strafen, welches namentlich von dem sel. Hirzel nach allen Seiten hin geltend gemacht wurde; er war zu sehr Jurist, als daß er zu der Theorie Hirzels, welche bisweilen ans Sentimentale streifte, unbedingt sich hätte bekennen können; sein praktischer Takt mußte sich dagegen sträuben; gleichwol werden ihm gewiß nicht einmal seine Feinde Mangel an Humanität vorwerfen. Namentlich bei Vollziehung der Gesetze war er weit entfernt von der charakterlosen Schwäche, die niemandem, auch dem Schuldigen nicht, wehe zu thun sich getraut, wie von übertriebener, pedantischer Strenge. Sicherheit und Scharfblick im Urtheil, ein ruhiges, gleichmäßiges Temperament, unerschütterliche Rechtlichkeit, Geradheit, ausgezeichnete Leichtigkeit und Gewandtheit im Arbeiten, eine seltene Bildung, alles dies vereinigte sich bei ihm in solchem Maße, daß das neugeschaffene Amt des Staatsanwalts unmöglich bessern Händen hätte anvertraut werden können, und wenn dieses Amt in der öffentlichen Meinung sehr bald die größte Bedeutung gewann, so hat dieses vorzüglich in der Persönlichkeit Ulrichs seinen Grund. Es handelte sich namentlich darum, an die Stelle persönlicher Gunst und Gnade, die früher in allen Zweigen des Staatslebens unglaublich vorgeherrscht hatten, das Rechtsprinzip zu setzen und in diesem Sinne wirkte Ulrich aufs wohlthätigste. Gleich von Anfang an zeigte er, wie er seine neue Stellung auffasse: der Bruder eines der einflußreichsten Führer der Bewegungspartei machte in der Hitze der Leidenschaft einer Körperverletzung sich schuldig; das betreffende Bezirksgericht verurtheilte den Fehlbaren zu einer Geldstrafe; Ulrich appellirte gegen das erstinstanzliche

Urtheil und bewirkte, daß mit der Geldbuße Gefängnißstrafe verbunden ward. Es fing zu jener Zeit (Dank sei es den Anstrengungen Ulrichs und seiner Freunde!) die Ansicht an sich zu befestigen, daß in Rechtssachen irgend welche außer dem Gesetze liegende Protektion weder nöthig noch möglich sei.

Es ist Ulrich vielfach zur Last gelegt worden, daß er im Jahr 1839 dem damals ausgebrüteten politischen Verbrechen nicht gehörigen Widerstand entgegen gesetzt habe; es ist aber begreiflich, daß er ohne Zustimmung des Regierungsrathes keine Maßregel anzuordnen wagte, die möglicherweise eine Revolution nach sich ziehen konnte. — Die Art, wie Ulrich in Folge des Septemberaufruhrs entgegen Verfassung und Gesetz seines Amtes beraubt wurde; der blinde Haß, der von der einen Seite auf ihn einstürmte; die kalte, thatlose Anerkennung, die ihm von der andern Seite zu Theil ward, mußte nothwendig einen tiefen, schmerzlichen Eindruck auf ihn machen, wenn er bedachte, daß nur durch das strenge, konsequente Festhalten seiner politischen Ueberzeugung er alle die Verfolgungen sich zugezogen habe. Damals stellte er ernste, aber philosophisch-ruhige Betrachtungen darüber an, daß er seine schönsten Lebensjahre, seine besten Kräfte mit Hintansetzung seiner eigenen Interessen dem Dienste des Staates geopfert habe, um sich dann im vorgerückteren Alter auf die Seite gesetzt zu sehen. Damals faßte er den festen Entschluß, nie wieder ein Amt zu bekleiden, und diesen Entschluß hielt er auch fest, als er zum Präsidenten des hiesigen Bezirksgerichts gewählt wurde; — ein Akt der Anerkennung, der ihn allerdings innig freute. Dem Privatleben zurückgegeben, widmete er sich mit Vorliebe und großem Erfolge der Advokatenpraxis, besonders dem Berufe eines Vertheidigers. Sein Verhältniß zu dem Obergericht sowol als zu dem Kriminalgericht war für ihn durchaus befriedigend; er fand bei diesen Behörden diejenige Behandlung, die seiner frühern Stellung und Laufbahn angemessen war. Zur Führung politischer Prozesse wurde er

häufig zugezogen; er verfocht dieselben mit mehr Interesse an der nicht bloß juristischen Seite der Sache als kaum irgend ein anderer Anwalt. Je länger je mehr befreundete er sich mit dem Grundsatz der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Strafverfahrens, gegen den er ursprünglich mancherlei Bedenken hegte; — schon in dem organischen Gesetze über die Strafrechtspflege wäre er in dieser Richtung weiter gegangen, wenn beim damaligen Stande der öffentlichen Bildung es möglich gewesen wäre.

Neben dieser öffentlichen Beschäftigung trieb er theologische, philologische und literarische Studien mit erneuertem Eifer und er pflegte zu sagen, er wisse nicht, ob ihm Herodot oder Voltaire oder die Georges Sand mehr Freude mache. Für die Schönheit der Form im literarischen und musikalischen Kunstwerk hatte Ulrich einen so feinen Sinn, daß man ihn einen ästhetischen Feinschmecker nennen durfte; daher auch die hart niederwerfende, stürmische, oft in formeller Hinsicht vernachlässigte Schreibart der neuesten deutschen Philosophie ihm nicht zusagte und er die Lessingsche Behandlung als eine unerreichte pries.

Obgleich die vorherrschende Geistesrichtung in den letzten Jahren Ulrichs dahin ging, sich auf das Gebiet der Wissenschaft und Literatur zu flüchten und von den jüngern Kräften zu erwarten, daß sie den Kampf fortsetzen würden, wobei er sie aber warnte, auf irgend eine Anerkennung zu hoffen; verbarg er doch seine politische Gesinnung nicht. Gegen die Urheber des 6. Sept. und gegen die zürcherische Geistlichkeit empfand er die tiefste Verachtung; da er früher in den Besitz von manchem Geheimniß gekommen war, so konnte er das öffentliche Geschrei vieler über die Gefahr der Religion und Sitten zu gut würdigen; doch gab er höchstens einige Andeutungen über solche Dinge: er liebte aber auch diejenigen Liberalen nicht, welche zur sog. Versöhnung bereit waren, indem er die Gesinnung nicht achten konnte, welche sich mißhandeln ließ und bei dem

ersten freundlichen Wort wieder den Mißhandelnden umarmte; er warnte die Liberalen, daß man sich nicht zum zweiten Male von den glatten Worten einiger Konservativen betrügen lasse, wie man neun Jahre lang von ihren Heucheleien sich habe täuschen lassen. Zu seinen letzten Wünschen gehörte: mehr Einigung und Zusammenhang der Liberalen, was wir hier ausdrücklich bemerken, da unrichtige Meinungen darüber herumgeboten wurden; denn er sagte mehr als einmal während seiner Krankheit, er bedaure es nicht, gegen Schwankende seit dem 6. Sept. scharf aufgetreten zu sein; die Opposition im großen Rath solle sich verständigen und entschieden auftreten.

Ulrich erwartete die Auflösung ganz ruhig, welche von der Krankheit der Lunge herbeigeführt wurde, und eine Aeußerung desselben am Tage vor seinem Tode berechtigt zu dem Schluß, daß er auf eine individuelle Fortdauer nach dem Tode hoffte.

So starb Ulrich, welcher „Wein, Weib, Gesang" liebte, viel größer als die Stadtklatscher, welche die Schwächen seines Privatlebens mit Vergnügen zur Rechtfertigung eigener Erbärmlichkeiten benutzten, wirklich glauben: einen gerechteren Mann wird Zürich lange nicht mehr hervorbringen, einen von den kleinen Rücksichten unabhängigern, welche bei uns im Schwunge sind und Klugheit und Artigkeit heißen und von den Jungen schon wieder getrieben werden wie einst von den Alten, nie; und an den „Staatsanwalt" denken wir jetzt alle, so viele wir ihn kannten, so lange wir leben, und die Schweizer-Geschichte wird von ihm mit derjenigen hochachtenden Anerkennung sprechen, welche wir in andern Jahrhunderten der Tapferkeit auf dem Schlachtfelde zollen.

Uns beschleicht oft, wenn wir an Kellers Abreise und Ulrichs Tod denken, die beschämende Vorstellung von der **progenies minor avis**, wenigstens werden die Charaktere von so bestimmter Prägung, von so ächtem Metall und so klarer Inschrift immer seltener; doch werden diese guten Eigen=

schaften immer mehr Eigenthum der ganzen liberalen Partei und Ulrichs Geist wird so mitten unter uns fortleben.

Denen aber, welche Ulrich nahe standen, ihn kannten und liebten, die sich über die vielen Unbilden, die ihm widerfuhren, kränkten, geben wir die Tröstung, daß er ja nun diesen Wespenstichen entzogen ist; es wird ihnen immer mehr klar werden, daß es gerade zum ewigen Ruhme Ulrichs gehört, von demjenigen Geiste gehaßt zu werden, welcher Waldmann aufs Blutgerüst brachte, Zwingli verrieth, Pestalozzi verhöhnte, Usteri verwünschte und Keller in die Fremde trieb.

8.

An den hohen großen Rath des Kantons Zürich.

Herr Präsident!
Hochgeachtete Herren!

Die Kunde, daß der große Rath von Aargau am 29. Mai mit 123 gegen 42 Stimmen den Antrag auf die Tagsatzung zur Aufhebung und Ausweisung des Jesuitenordens aus der Schweiz von Bundeswegen beschlossen und den Regierungsrath beauftragt habe, durch ein Kreisschreiben die Stände zur Instruktion ihrer Gesandten über diesen Gegenstand einzuladen — diese Kunde hat uns mit der größten Freude erfüllt. Dieser Schritt des großen Rathes des Kantons Aargau, der die schweren Prüfungen der letzten Zeit so männlich bestanden hat, beweist uns, daß der Entschluß und die Kraft, den heillosen Uebeln, welche seit einer Reihe von Jahren das Glück und den Frieden unsers Vaterlandes untergraben und noch jüngst unsere unglücklichen Brüder im Wallis so furchtbar heimgesucht haben, endlich einmal entgegenzutreten, noch nicht in unserm Volke erstorben ist. Aber nur durch vereintes Handeln ist der Feind zu überwinden; darum reichen wir freudig unsern Miteidgenossen im Aargau die Hand, und säumen auch nicht, Ihnen, Tit., die Gesinnung des Zürcher-

volks kund zu geben, da auch Sie bei der Tagsatzungsinstruktion jenen Antrag zu berathen haben.

Der oberste staatsrechtliche Grundsatz der schweizerischen Eidgenossenschaft, von dessen Anerkennung und Durchführung die Existenz und Wohlfahrt des ganzen Bundesvereines abhängt und welchem alle andern Bestimmungen über die Befugnisse der einzelnen Bundesglieder untergeordnet sind, ist in § 1 des Bundesvertrags ausgesprochen und sanktionirt. Nach § 1 des Bundesvertrags hat die Tagsatzung über die „Sicherheit und Unabhängigkeit" des Bundes zu wachen und „Ruhe und Ordnung im Innern zu handhaben." Wenn nun die Tagsatzung einschreitet, sobald in einzelnen vorübergehenden, oft zweifelhaften Fällen die Sicherheit bedroht, oder in einzelnen Kantonen Ordnung und Ruhe gestört ist: wie vielmehr ist sie zum Einschreiten berufen, wenn **dauernd** die Sicherheit und die Ordnung und Ruhe gefährdet ist?

Die Tagsatzung ist 1838 über die Thurgauer Bürgerrechtsfrage von Louis Napoleon eingeschritten, weil das Begehren Frankreichs in Bezug auf jene Frage die Sicherheit der Schweiz zu berühren schien; die Tagsatzung ist 1836 in der Flüchtlingsangelegenheit eingeschritten, weil auch diese Angelegenheit die Sicherheit, so wie die Ordnung und Ruhe im Innern zu betreffen behauptet wurde. Ob in beiden Fällen Grund dazu vorhanden war, wollen wir hier nicht erörtern; genug, es ist geschehen, gestützt auf § 1 des Bundesvertrags. Aber aus eben diesem Paragraph fließen die stärksten Gründe zum Einschreiten der Tagsatzung gegen den Jesuitenorden — eine ganz andere und verderblichere Art von Flüchtlingen als diejenigen, welche man im Jahre 1836 bekämpft hat.

Dieser Orden gefährdet unaufhörlich und ununterbrochen die Freiheit, Unabhängigkeit und Sicherheit des ganzen Bundes in seinen höchsten und edelsten Beziehungen.

Der Jesuitenorden steht unbedingt unter einer fremden Macht; er hat seinen General in Rom, dem er blindlings unterworfen ist. Er fördert nicht die Interessen der freien Schweiz, sondern diejenigen einer finstern, auf Geistesunterdrückung hinarbeitenden Macht. Im Dienste dieser Macht steht er auch mit allen Feinden geistiger und politischer Freiheit als williges, thätiges und unermüdliches Werkzeug in Verbindung und führt mit dem Gelde des eigenen Landes ihre verderblichen Entwürfe aus. Um solche fremdländische, der Wohlfahrt unsers Vaterlandes feindliche Interessen desto besser zu fördern, sucht er, wie bekannt, auf der einen Seite, so weit er vermag, die Staatsgewalt von sich abhängig zu machen; auf der andern Seite duldet er, wie ebenfalls bekannt, keine Aufsicht des Staates über seine Wirksamkeit. Er steht also mitten in unserer Schweiz wie ein furchtbarer, fest organisirter Staat im Staat, verbreitet das tiefste Geheimniß über seine Pläne und Werkstätten und erlaubt keiner ungeweihten Hand, den Schleier zu lüften, streckt seine Polypenarme von einer Gränze zur andern aus und spinnt das Netz des Verraths, dessen letzte Fäden in den Händen fremder geheimer Kongregationen liegen; und wenn die Stunde der Gefahr unsere Wehrmänner zum Kampfe für unsere Freiheit rufen würde, so wäre der Boden, auf dem sie kämpfen sollten, von einer meuchlerischen Bande schweifender Abenteurer aus Italien, Frankreich, Spanien, Portugal, Belgien, Polen und Baiern unterhöhlt und stürzte unter den Füßen der Kämpfenden zusammen. Nein! von Unabhängigkeit und Sicherheit unserer freien Schweiz gegen ausländische Gefahr kann keine Rede sein, so lange der Jesuitenorden in ihr haust.

Aber eben so wenig von Ruhe und Ordnung im Innern. Es sind drei Gesichtspunkte, unter welchen dieser Orden sich als geschworner Feind der Ruhe und Ordnung im Innern, nicht bloß in den einzelnen Kantonen, sondern in der ganzen Eidgenossenschaft, sattsam ausgewiesen hat.

1) Er macht den Frieden der Konfessionen unmöglich. Die Jesuiten sind unablässig bemüht, die Bande der Liebe und Eintracht, welche die heilende Hand der Weltgeschichte um die Konfessionen geschlungen hatte, freventlich wieder zu vernichten, und die alten Wunden, die einst der Fanatismus dem Leben schlug, wieder blutig aufzureißen. Wo der Friede in die Gemüther eingezogen war, wo in denselben Gauen, in denselben Mauern ruhig und einträchtig die Menschen seit Generationen wohnten, wo die beiden Konfessionen wie zwei mächtig ragende Bäume sich in einander geschlungen hatten und friedliche Bürger glücklich unter ihrem Schatten lebten; da wollen sie den schrecklichen bösen Dämon wieder wecken und der alte Haß und die alte Feindschaft soll wiederkehren und die Brüderschaft zerrissen werden. Jener grimmige Schwur, den sie ihren Proselyten auflegen: **„Ich schwöre, so lange ein Tropfen Bluts in meinen Adern ist, jene verfluchte evangelische Lehre in jeglicher Weise, heimlich und offen, mit Gewalt und List, mit Wort und That, auch das Schwert nicht ausgenommen, verfolgen zu wollen"** — dieser Schwur spricht den Geist aus, in dem sie wirken. In diesem Geiste haben sie schon 1817 die Feier der ersten Villmerger Religionsschlacht wiederhergestellt und mit Kreuz und Fahnen, Prozessionen und Predigten die Menge bis zur Wuth fanatisirt; in diesem Geist lehren sie in ihren Anstalten; in diesem Geist predigen sie bei ihren Missionen; in diesem Geist haben sie im Jahr 1841 den Aargau mit Aufruhr, Brudermord und Blut befleckt. Ihr rastloses Bemühen geht dahin, den Religionshaß zu einem herrschenden Gefühl in der katholischen Bevölkerung zu erheben, und die Furien der Religionskriege wieder in unserm von der Natur so schön und reich für das Glück seiner Bewohner ausgeschmückten Vaterland zu entfesseln. Es ist Wahnsinn, an Friede, Ruhe und Ordnung in einem Lande

zu denken, wo die eine Konfession unaufhörlich zu blutigem Haß gegen die andere aufgestachelt wird und die beiden Konfessionen unaufhörlich wie zwei feindliche Völker gegen einander stehen, und es wäre unverzeihlich, noch länger die Landfriedensstörer zu dulden.

2) Der Jesuitenorden befeindet unaufhörlich alle freien Verfassungen und säet daher in allen freisinnigen Kantonen den Samen zur Anarchie und Reaktion. Nach seinen Prinzipien Feind aller liberalen Grundsätze, strebt dieser Orden, bald im Sinn rein absolutistischer Gewalt, bald mit Hülfe einer rohen Ochlokratie, überall, so weit seine Hände reichen, alles wahrhaft freisinnige und gebildete Staatsleben zu untergraben und zu vernichten. Nicht bloß in den Kantonen, wo er eingenistet ist, zerstört er ungesäumt jede wahrhaft liberale Ordnung der Dinge, sondern wirkt unaufhörlich aus seinen Werkstätten auch in andere liberale Kantone hinein, um die freien Schöpfungen der Regeneration umzustürzen. Aufs innigste mit der Aristokratie, auch in den liberalen Kantonen, verbunden, strebt der Jesuitismus unausgesetzt in den katholischen wie in den reformirten Theilen der Schweiz durch Umtriebe, Meutereien, Wühlereien und zuletzt durch Gewalt das ganze große Resultat der Jahre 1830 und 1831 wieder auszutilgen. Die Zeitgeschichte liegt vor Ihnen, Tit.; werfen Sie einen Blick in sie und sie werden finden, daß nicht ein Jahr vergeht, wo nicht die Propaganda, an deren Spitze die Jesuiten stehen, in irgend einem Kanton, vorzüglich in den paritätischen, an den Säulen des Staatsgebäudes rüttelt; ja, während wir zu Ihnen reden, wird von diesem Orden aus die schmachvollste Entweihung der heiligsten Grundsätze des Rechts und der Treue an den hülflosen Unterwallisern vollzogen, deren einziges Verbrechen ihre liberale, eidgenössische Gesinnung war. Kann Ruhe und Ordnung, kann ein stetiger und fester Entwicklungsgang in der Eidgenossenschaft — wir sagen in der gan-

zen Eidgenossenschaft — begründet werden, wenn ein Feind im Innern sitzt, dessen beständiges Sinnen auf Reaktion gerichtet ist? Ja, wollten die Schweizer — Reformirte wie Katholiken — sich vor Kutten beugen und Ketten tragen, so wäre Ruhe, tiefe Ruhe in dem Lande, das bisher stolz war auf die Helden für geistige, wie auf die Helden für politische Freiheit, deren Asche jedes edlere Herz mit Ehrfurcht segnet. Wollen sie aber diese Freiheitshelden des Geistes und des Staats nicht verläugnen und verfluchen, so ist Krieg, so ist Unordnung, Zerrüttung und Revolution in der ganzen Schweiz, so lange die Jesuiten da sind. Doch wir fürchten, Sie zu langweilen, wenn wir länger einen Punkt hervorheben wollten, der in der Wohnung eines jeden Landmanns in der Schweiz wie eine Landplage besprochen wird; denn beinahe jedes Jahr muß in irgend einem Kanton, oft in mehrern, der wehrpflichtige Sohn des Hauses nach seinen Waffen greifen, um einem von den Jesuiten ausgebrüteten Unheil zuvorzukommen.

3) Wir finden drittens in dem verderblichen, die Grundsätze der Moralität verfälschenden und das Nationalgefühl austilgenden Unterrichte der Jesuiten eine stets fließende Quelle von Wirren, Zerrüttungen und Reaktionen in unserm Vaterlande. Begnügten sich die Kollegien dieses Ordens mit dem elenden Jesuitenlatein und dem armseligen Unterricht in Mathematik und Geschichte bei dem Mangel aller nützlichen Kenntnisse für das Leben, so möchten die Kantone, in denen er sich festgesetzt hat, den Schaden tragen. Aber sie lehren jene gebrandmarkte Jesuitenmoral, welche alle Laster und Sünden entschuldigt, welche das Fundament aller sittlichen Gesinnung zerstört, welche den jungen Gemüthern die Weihe zum Verbrechen ertheilt. Ihre ganze Pädagogik ist dahin gerichtet, ihren Zöglingen Haß und Verachtung gegen alle republikanischen Grundsätze und Institutionen einzuflößen, alle

Vaterlandsliebe in ihnen zu vertilgen und allen Stolz auf die großen Freiheitshelden unsers Volks in ihnen auszulöschen. In ihren Schulen wird Tell ein Meuchelmörder, Winkelried ein Rebellenhauptmann genannt, die Existenz der Gründe der Eidgenossenschaft geläugnet, alle großen Heldengestalten der Vorzeit herabgewürdigt, die nationalen Heiligthümer, die jedem Schweizer theuer sein müssen, verachtet und verspottet, und alle hohen Erinnerungen, die jeden Vaterlandsfreund begeistern, entweiht und verhöhnt. „Oft genug mußten wir anhören" — so sagen junge Männer des Zofingervereins, die selbst in den Jesuitenschulen waren — „oft genug mußten wir anhören, wie man den ganzen Charakter unsers Vaterlandes verunglimpfte und schändete; wir sind Zeugen dieses Unterrichts gewesen und wären fast das Opfer desselben geworden." Was soll aus Menschen werden, die in diesen Pesthäusern ihre Erziehung erhalten, die dort unser republikanisches Leben und unsere ganze Nationalität hassen und verachten gelernt haben? Sie treten als Geistliche oder Magistrate in das Leben; sie werden Großräthe, Regierungsräthe und Richter. Werden sie da nicht die Institutionen, die sie hassen und verachten, zu untergraben, werden sie nicht alle liberalen Interessen zu unterdrücken und alle freien Verfassungen umzustürzen streben? Der Kanton Wallis liefert den jüngsten Beweis. Ja, Tit., in den Schulen der Jesuiten werden die Rekruten jenes geheimen Bundes gebildet, der sich über die ganze Schweiz ausdehnt, und sich gegen die Freiheit und Kultur der regenerirten Kantone und gegen die republikanische Ehre der Eidgenossenschaft verschworen hat. Es sind nicht ein oder zwei Kantone, die hier in Frage kommen: es ist die Wohlfahrt und sittliche Lebenswürde der ganzen Schweiz; das tödtliche Gift, das in jenen Pesthäusern zubereitet wird, verbreitet sich über unser ganzes Vaterland.

Das, Tit., sind die Gründe, auf welche sich unsere feste Ueberzeugung stützt, daß die Aufhebung des Jesuitenordens

von der im § 1 des Bundesvertrags vorgeschriebenen Obsorge des Bundes für die Erhaltung der **Unabhängigkeit** und **Sicherheit**, so wie für die Handhabung der **Ruhe** und **Ordnung im Innern** unsers Vaterlandes dringend gefordert wird, daß mithin diese Aufhebung vollständig in die Kompetenz der obersten Bundesbehörde fällt.

Gegen diese Erwägung verschwindet dann die Berufung auf die Souveränetät der Kantone, welche die Freunde der Jesuiten geltend machen werden, gänzlich. Der Kantonssouveränetät ist in dem Bundesvertrag ihr bestimmtes Gebiet angewiesen; aber sie findet ihre Gränzen, wo die Sicherheit und Unabhängigkeit des Ganzen oder eine dauernde Störung der Ruhe und Ordnung im Innern zur Sprache kommt. Dann tritt nach § 1 des Bundesvertrags die Kompetenz der obersten Bundesbehörde ein, was auch jedes Mal in solchen Fällen geschehen ist, wie wir im Anfang unserer Zuschrift schon angedeutet haben. Der Bundesvertrag stünde mit sich selber im Widerspruch, wenn er eine Bundesbehörde aufstellte und für diese eine bestimmte, in dem Wesen einer jeden Staatsverbindung, heiße sie, wie sie wolle, gegründete Kompetenz festsetzte und dann in den Fällen, wo diese Kompetenz eintreten sollte, dieselbe der Kantonalsouveränetät aufopferte; damit wäre der Bund selber aufgehoben.

Aus den vorgetragenen Gründen stellen wir an Sie, Tit., das ehrerbietige Gesuch, daß Sie die Zürcher Gesandtschaft für die diesjährige Tagsatzung instruiren möchten, dem Antrag des hohen Standes Aargau auf Aufhebung und Ausweisung des Jesuitenordens aus der Schweiz beizustimmen und denselben mit allen Kräften zu unterstützen und zu verfechten.

Wir könnten hier schließen; aber wir würden uns nie beruhigen, wenn wir mit dem vorgetragenen Gesuch nicht noch eine dringende Bitte vereinigten, wenn wir unsern Schmerz über den **jüngsten** Frevel jener Rotte von vaterlandslosen Unglücksstiftern nicht in die Versammlung unserer Repräsen-

tanten trügen. In Wallis ist die Saat des Verderbens, welche die Jesuiten überall aussäen, in ihrer ganzen Scheußlichkeit, wovon unsere Geschichte kein zweites Beispiel liefert, aufgegangen, und herzzerreißend sind die Klagen, die aus jenem niedergetretenen Lande an das eidgenössische Mitgefühl dringen. Sie wissen, Tit., wie, geleitet von den Jesuiten und ihren dienstbaren Schergen in und außerhalb Wallis bis an die Reuß, die Parteileidenschaft und die brutale Gewalt die Verfassungsakte zerrissen, die konstitutionelle Opposition der Liberalen, statt mit Gründen zu besiegen, mit den Waffen niedergeschlagen, durch Verrath und Meineid den Sitzungssaal der Deputirten entweiht, die Gesetz und Ordnung liebenden Bürger als Rebellen unterdrückt und auf den Leichen der Gemordeten und dem Ruin zahlloser Familien ihren Triumph gefeiert haben. Verwenden Sie den ganzen Einfluß des Standes Zürich auf der Tagsatzung dahin, daß nicht länger zur Schmach unsers Vaterlandes ein Theil der Schweiz die Wohlthaten des Gesetzes und der persönlichen Sicherheit entbehre, deren selbst die Horden wilder Völker allmälig theilhaftig werden, daß nicht länger zur Schande der Eidgenossenschaft die durch ihren warmen und treuen eidgenössischen Sinn ausgezeichneten Unterwalliser als hülflose Opfer der rohen Gewalt verfassungswidriger Machthaber und des wüthenden Hasses finsterer und listiger Priester zu Boden getreten werden.

Tit.! Wir erheben unsere Stimme zu dem großen Rathe eines Standes, den Zwingli an die Spitze der protestantischen Konfession in der Schweiz berufen und der diesen Beruf seit Jahrhunderten getreu erfüllt hat; der in den Zeiten jener heillosen, von Mönchen, Nuntien und Jesuiten angefachten Religionskriege durch sein Blut die Vernichtung dieser Konfession abgewendet; der nach dem Erlöschen der Religionskriege mit heiligem Ernst den Frieden der beiden Konfessionen bewahrt und daher den finstern, ultramontanen Einflüssen von jenseits der Alpen stets eine männliche und uner-

schütterliche Opposition entgegengestellt hat. Die Tage sind gekommen, wo jene unglücklichen Zeiten unseligen Andenkens wieder aufleben sollen; die Tage sind gekommen, wo jene finstere Macht durch ihre Diener, die Jesuiten, abermals die Fackel der Zwietracht in unsere Gauen schleudert und zugleich gegen unsere geistige und politische Freiheit Verrath und Untergang brütet. Es ist also Zeit, daß der Stand Zürich sich aus seiner seit einigen Jahren zweifelhaften Stellung zu seiner alten reformirten Kraft und Ehre aufraffe; das erwartet seine Bevölkerung, das erwarten alle aufgeklärten, die Freiheit und den Frieden ihres Vaterlandes liebenden Katholiken. Es ist Zeit, daß der Stand Zürich mit Muth und Entschiedenheit auf dem von Aargau eröffneten geistigen Kampfplatz erscheine und einem Feind entgegentrete, den schon einmal die ganze zivilisirte Welt um ihres Glücks und Friedens willen hinausgeworfen hat und dessen alte und jüngste Thaten mit Blut auch in den Jahrbüchern unserer Geschichte aufgezeichnet sind. Wir hoffen, daß die Väter des 16. Jahrhunderts, wenn sie in dem Rathssaale wären, nicht über ihre Enkel des 19. Jahrhunderts erröthen würden.

Genehmigen Sie, Tit., rc. rc.

Unterstraß, den 2. Juni 1844.

9.

Emanuel von Fellenberg *).

Mit E. v. Fellenberg ist einer der bedeutendsten, vielleicht der berühmteste aller ausgezeichneten Männer der Schweiz in neuern Zeiten, dahin geschieden. Ein Brief mit der Adresse: „E. v. Fellenberg in Hofwyl" wäre aus allen gebildeten Ländern richtig an Ort und Stelle angelangt. Es ist billig, daß wir von diesem seltenen Manne, wenn auch keinen vollstän-

*) S. schweiz. Republikaner Nr. 97 von 1844.

digen Nekrolog, doch die wesentlichsten Züge seines Lebens, deren Kenntniß wir einigen Freunden verdanken, mittheilen.

Geboren 1771 in dem privilegirten Gebiet der Patrizier, faßte er frühe den genialen Gedanken, sein Leben der „Erziehung der Menschen" zu widmen; — das ist der Ausdruck, den er gewöhnlich selber gebrauchte, und der in der That am bezeichnendsten für seine Thätigkeit ist. Es wollte für einen Abkömmling aus den Höhepunkten der stolzen Republik Bern, von wo man wo möglich ebenso verächtlich auf einen Schulmeister herabsah wie von den Gipfeln des Septemberreiches viel sagen, in diese gering geschätzte Klasse von Arbeitern in der Menschenwelt herabzusteigen und einer der ihrigen zu werden, weßhalb er auch anfangs manchen Streit mit seinen Verwandten durchzukämpfen hatte. Ihnen zu Liebe studirte er in Tübingen die Jurisprudenz; dann aber folgte er, unbekümmert um patrizischen Hohn, dem innern Zuge seines Genius mit jener eisernen Beharrlichkeit des Willens, die eine seiner eminentesten Eigenschaften war. In der Pfeffelschen Lehranstalt in Kolmar, wo er sich eine kurze Zeit aufhielt, erwarb er sich zuerst eine klare Intuition einer wohlgeordneten Bildungsanstalt, worauf er die gebildetsten Länder Europas durchwanderte, um, wie er selbst sagte, eine größere und freiere Weltanschauung zu gewinnen; denn für eigentliche Erfahrungsweisheit war er noch zu jung. Nach seiner Rückkehr trat er in enge Verbindung mit Pestalozzi, errichtete jedoch schon 1795 eine selbständige Anstalt auf dem Wylerhof, den er in „Hofwyl" umtaufte. Diesen so berühmt gewordenen Fleck Erde schmückte er nach und nach mit einer Reihe der schönsten Gebäude, mit Wohnungen für Zöglinge, Lehrer, Handwerker, mit Turn- und Bade-Einrichtungen, und mit allem, was zu einer ausgedehnten Landwirthschaft gehört, so daß auch, was den Umfang und die Pracht des Aeußern betrifft, schwerlich eine zweite Bildungsanstalt in der Welt existirt, die sich mit Hofwyl messen kann. Eine der ersten Schulen, die er schuf,

war die landwirthschaftliche Schule. Das Vorbild dazu nahm er hauptsächlich von der englischen Landwirthschaft; auch die Materialien seines Systems, sowie die neuen Einrichtungen, die er einführte, stammten meistens dorther. Indessen paßte dieses System nicht zu den Zuständen der schweizerischen und deutschen Landwirthschaft, weßhalb diese Schule im Laufe der Zeit erlosch. Doch hielten sich einzelne Verbesserungen, und unzählige Landwirthe, besonders aus Deutschland, schöpften dort Reiz und Antrieb zum Fortschreiten und zum Verlassen des herkömmlichen Schlendrians. Die zweite, gleichzeitig gegründete Anstalt war seine Akademie — eine wahrhaft geniale Schöpfung. Sie war der Erziehung rein menschlicher Bildung gewidmet, abgesehen von allen nationalen Schranken, Vorurtheilen und Eigenthümlichkeiten. Diese Idee war eine Blüthe und ein Bedürfniß der Zeit. Die Bildungsstufe reiner Humanität ist immer am schwersten zu erreichen, und doch können nur durch sie die Nationalitäten veredelt und geläutert werden; die nationalen Formen sind ohnedem nicht leicht zu verwischen und kehren im praktischen Leben immer wieder; aber ohne ihre Veredlung ist kein wahrhaft menschlicher Fortschritt möglich. Diese Anstalt hat unendlich viel Gutes gestiftet. Die Söhne des Mittelstandes und der Reichen, die Kinder schlichter Bürger, junge Grafen und Fürsten, Zöglinge aus Rußland und Italien, aus allen Ländern Europas, aus Nord- und Südamerika, aus West- und Ostindien, trafen in Hofwyl zusammen, traten unter gleichen Gesetzen in die schöne Gemeinschaft der Ausbildung zu einem gleichartigen veredelten Menschencharakter und schlossen Freundschaften, die nicht selten in allen Wechseln des Lebens unerschüttert blieben. In dieser reich ausgestatteten Anstalt — sie zählte gewöhnlich 20—24 Lehrer — machte eine große Anzahl junger Pädagogen, besonders aus Deutschland, von denen sich später viele auf Universitäten, Gymnasien und in Erziehungsbehörden auszeichneten, ihren praktischen Kurs und

gewannen pädagogische Uebung und Erfahrung. Der Reiz des geistigen Lebens in dieser Akademie und des gemeinsamen Zusammenseins der Lehrer in dem „grauen Lehrerhaus" war so anziehend, daß mehrere, wie Professor Kortüm, später erworbene Lehrstellen aufgaben und wieder nach Hofwyl zurückkehrten, andere, wie Theodor Müller, sich für Zeitlebens dort ansiedelten.

Aber auch für eigentlich schweizerische Nationalbildung war Fellenberg unablässig und mehr als einer seiner Zeitgenossen thätig; auch hier war das veredelte menschliche Element der Punkt, von dem er überall ausging. Eine solche Nationalbildung betrachtete er als die große Aufgabe, durch welche die wichtigsten Fragen — die sozialen wie die politischen — zu lösen seien. Wir müssen hier vor allem seiner Armenschule erwähnen — gleichfalls eine höchst geniale Konzeption. Fellenberg nahm arme verwahrloste Kinder aus der untersten Sphäre der menschlichen Gesellschaft — öfter junge Sträflinge — nach Hofwyl, ließ ihnen die nöthigen Kenntnisse und die Befähigung zu irgend einem nützlichen Beruf ertheilen, sie zu Arbeit, Fleiß, sittlich-religiöser Selbstbeherrschung erziehen, und entließ sie dann getrost in die Wellen des Lebens; — und selten, äußerst selten wurden seine Hoffnungen getäuscht. So löste er einfach eine Frage, über welcher sich so viele gemeinnützige Gesellschaften schon die Köpfe zerbrochen haben. Wehrli, von Fellenberg selbst gebildet, war lange der Vorsteher dieser Anstalt. Die Linthkolonie, die hauptsächlich durch Fellenbergs Bemühungen zu Stande kam, ist ein Abbild der Hofwyler Armenschule. Auch für die Bildung von Volksschullehrern wurde in Hofwyl viel gethan, und die Hoffnung, daß auch in dieser Hinsicht die Epoche von 1830 und 1831 eine Regeneration herbeiführen werde, war eine der Ursachen, warum er so freudig begeistert jene Jahre begrüßte. Diese Hoffnung wurde, für den Kanton Bern wenigstens, nicht ganz erfüllt. Mit Be-

trübniß sah er, wie bei dem Normalkurs, den der Seminardirektor Langhans 1832 in Hofwyl gab, die Sache der Volksschule unter lähmenden geistlichen Einfluß gerieth und zugleich von der Gemeinheit der Burgdorfer Klique niedergehalten und sein eigenes edles Streben von allen Seiten angefeindet wurde. (Nun erwähnt L. Snell seines Verhältnisses zu Fellenberg). Fellenberg ließ 1833 und später noch, öfter von seinen eigenen Lehrern und größtentheils aus eigenen Mitteln, ausgezeichnete Normalkurse für eine bedeutende Zahl von Schullehrern abhalten und Hofwyl war und blieb in Rath und That eine liebe, befreundete Stätte für den Lehrerstand. Kein Wunder, daß Hofwyl, der Sitz solcher Bestrebungen, in der ganzen gebildeten Welt bekannt war und daß kaum ein ausgezeichneter Mann in die Schweiz kam, der nicht Hofwyl besucht hat. Auch stand Fellenberg mit einer Masse einflußreicher Staatsmänner in fortdauernder Korrespondenz.

Für sein schweizerisches Vaterland gab es kaum einen wärmeren und thätigeren Freund, als es Fellenberg war. Alle höheren Interessen desselben, jede große Frage, die im Strom der Zeit auftauchte, regten ihn mächtig, oft begeisternd an. Die sittliche Verjüngung der Schweiz durch eine edle Nationalbildung war, wie wir schon bemerkt haben, das große Ziel, das er im Auge hatte, und so hoffte er, die mit einer Art von Schwärmerei ergriffene und festgehaltene Idee „einer providentiellen Bestimmung der Schweiz für Aufrechthaltung der Freiheit und Rechtsgleichheit" zu verwirklichen. Im großen Rathe von Bern, dessen Mitglied er von 1830 an bis an seinen Tod blieb, verfocht er fest und standhaft die Volkssache gegen Selbstherrschaft, Pfafferei, Burgdorfer Gemeinheit, Jesuiterei u. s. f. War er innerlich bewegt, so war seine Beredtsamkeit erschütternd und unwiderstehlich. Eine seiner schönsten Reden und seine letzte war die, welche er als hochbetagter Greis in diesem Sommer im großen Rathe für das Einschreiten im Wallis um „Befreiung der dor-

tigen Menschheit von der Schmach der Jesuiten" hielt. Aber nicht bloß die Ereignisse seiner engeren Heimat, auch jede große Erscheinung der gesammten Schweiz, ja der ganzen zivilisirten Welt — wie z. B. die Griechensache in den zwanziger Jahren, der Kampf der Südamerikaner für ihre Freiheit, der Kampf der Polen u. s. f. — weckten seinen Geist zu lebendiger Sympathie. Noch in den letzten Jahren bewies er seinen thätigen Vaterlandssinn durch die schöne Theilnahme, die er den eidgenössischen Schießen schenkte und durch die Bemühungen, sie gemeinnützig und bildend zu gestalten. Den Schmerz der Täuschung überwand er immer leicht durch die Hoffnung des zukünftigen Besseren. Nach dem Basler Schießen schrieb an L. Snell: „Der Geist des Basler Schießens hat mich betrübt; auch hat es nicht die erwarteten Früchte für Unterwallis getragen; arbeiten wir, daß das zukünftig besser ausfalle." Die Summen, die er für gemeinnützige Zwecke verwandte, sind beträchtlich und eine große Zahl Bedürftiger unterstützte er im Stillen zum Behuf ihrer Bildung.

Fellenberg war eine reiche Natur. Seine Gedanken waren nicht immer genau geordnet, aber immer vom Blitze des Genies erleuchtet. Mit einem bewundernswerthen organisatorischen Talent verband er einen eisernen Willen, von einem unzerstörbaren Glauben an die Menschheit getragen. Ein tiefer, sittlich-religiöser Ernst gab seinem Leben eine eigene Weihe, die öfter von einem Anflug von Schwärmerei noch erhöht wurde, ohne jedoch die Strahlen seines Geistes zu verdunkeln. Die Gabe der Popularität besaß er in hohem Grade und er ging ebenso gern mit schlichten Landleuten wie mit Gebildeten und Gelehrten um. In seinem Privatleben war er einfach, weit über den Tand der Welt erhaben, etwas patriarchalisch streng, was in seinen großen Anstalten nothwendig war. Diese leitete er selbst vollständig im Ganzen wie im Einzelnen, auch ertheilte er selbst, in seiner Jugend viel, später weniger, aber bis in sein hohes Alter immer noch

einigen Unterricht. Jedem höher denkenden Menschen — gemeine und schlechte Naturen schreckte er zurück — war es in seiner Nähe wohl; man fühlte das Feuer, das, wie aus seinem Auge, so aus seinem ganzen Wesen belebend hervordrang.

An Fellenberg haben die Schweizer eine ihrer größten Persönlichkeiten, das Vaterland einen seiner unbeugsamsten und erleuchtetsten Verfechter seiner Freiheit und Kultur und die Menschheit einen hochherzigen Anwalt ihrer edelsten Interessen verloren. Mögen nicht bloß der Stein, unter dem seine irdische Hülle ruht, sondern auch gleichbeseelte Menschen, in denen seine Gesinnung sich fortpflanzt, sein Andenken erhalten!

10.

Der Jesuitenfall *).

Mit dem Beschluß der Schwyzer Landsgemeinde vom 15. Dezember zur Vertreibung des Jesuitenordens ist nun die Schweizererde von dem Gräuel, der sie lange verwüstet und geschändet hat, gereinigt. Es ist billig, daß wir dem gefallenen Feind, gegen den wir so oft zu Felde zogen, noch eine kurze Leichenrede halten.

Einer der Generale sprach einst die prophetischen Worte: „Wie Lämmer sind wir in die Welt hineingeschlichen, wie Wölfe haben wir in ihr gehaust, wie Hunde wird man uns hinauswerfen, aber wie Adler werden wir wieder auferstehen.“ Diesen Kreislauf haben sie buchstäblich durchlaufen. Mit dem Blute grausamer Bürgerkriege befleckt, mit der Schuld zahlloser Meuchelmorde belastet, dem Fluche der Welt verfallen, ward der Orden, diese „Brandfackel“ **) der Menschheit, von

*) S. Berner-Zeitung Nr. 304 und 305 von 1847.

**) In der Kirche der Jesuiten zu Rom standen unter dem Bild des heiligen Ignatius Loyola die Worte: „Ignem veni mittere in terram, et quid volo, nisi ut accendatur“.

Papst Klemens Ganganelli 1773 hinausgeworfen, aber er stand wieder auf wie ein Adler. 1814, in den Tagen der großen Reaktion, als der ungerathene Sprößling der französischen Revolution unter den Trümmern seiner falschen Größe begraben lag, erblickten die verblendeten Absolutisten Europas und auch unsere Patrizier in diesem Orden die geheimnißvolle Gewalt, um Thron und Altar zu retten und den Geist der französischen Revolution zu beschwören. Kläglicher Wahnsinn! Anstatt jene Revolution, die bereits die Runde um die Welt gemacht hatte, anzuerkennen und sich mit ihren Resultaten, die wie die Tafeln des Sinai im Bewußtsein der Völker standen, zu befreunden, riefen sie jene Höllenmacht zurück und besiegelten mit ihr einen Bund zur Unterdrückung der Nationen. Zum zweiten Mal durchlief der Orden denselben Kreislauf wie das erste Mal; er schlich sich wie Lämmer in die Welt: aber nicht wie das erste Mal nach einigen Jahrhunderten, nein! nach einigen Jahrzehnten ist er bereits in dem Stadium angelangt, wo er wie Hunde hinausgeworfen wird, — um nie wieder aufzustehen.

Auch in unserm Vaterlande, der Schweiz, sind sie unter de la Tour 1812 mit dem Lammpelz in Wallis eingezogen; auch bei ihrem Erscheinen in Freiburg 1818 trugen sie noch die scheinheilige Maske des Friedens; aber nicht lange ertrugen sie den Zwang, schnell brach die eingefleischte, grimmige Wolfsnatur hervor, besonders seitdem unter dem französischen Ministerium Martignac 1829 die großen, vielerfahrenen Verbrecher des Ordens, die Eugen Sue so meisterhaft geschildert hat, in die Schweiz strömten und seitdem die Glaubensrevolte des 6. Septembers in Zürich das Gebäude der dreißiger Regeneration erschüttert und den Mächten der Finsterniß die Pforten geöffnet hatte.

Nun liegen die schrecklichen Wirkungen des Jesuitenordens aller Welt klar vor Augen. Keine menschliche Erfindungskraft wäre im Stande, in 15 Jahren ein solches Verderben

auf die sieben Sonderbundsstände zu häufen, wie es den Jesuiten gelungen ist. In Wallis haben sie eine zweite Bartholomäusnacht gewagt, um die liberale Partei im Blut zu ersticken, die kaum gepflanzten Keime einer bessern Zukunft zu vertilgen und die ersten Strahlen eines schönen Morgens wieder durch die alte Finsterniß zu verscheuchen. In Freiburg haben sie alle Spuren der Regeneration von 1830 vernichtet, gleichfalls die liberale Partei gerichtet, eingekerkert und verbannt, das Volk mit den Idolen des Wahns berückt, den Kanton mit drei Millionen Schulden belastet und an den Bettelstab gebracht. In Luzern haben sie schon von Schwyz aus das Volk in thierischem Aberglauben abgestumpft, die liberale Partei verfolgt wie in Wallis und Freiburg, drei Jahre lang den Kanton in schreckliche Konvulsionen versetzt und denselben fast dem Bankerott ausgesetzt. In der Bevölkerung der Urkantone und im Oberwallis haben sie jede Erinnerung an ihre große, vom Geiste der Freiheit verherrlichte Geschichte und die Liebe zu ihren eigenen unsterblichen Schöpfungen, den ewigen Bünden, ausgetilgt und sie der Eidgenossenschaft entfremdet; — überall haben sie aber in wackern und tapfern Stämmen die sittliche Kraft zu brechen, sie zu blinden Werkzeugen einer ausländischen Macht herabzuwürdigen und auf dem Grabe ihrer Nationalheiligthümer mit Geistesnacht und Wahnsinn zu umhüllen gestrebt. Ihre letzte Schöpfung war der Sonderbund, um mitten in der Schweiz eine römische Provinz unter jesuitischem Priesterregiment zu errichten. Der Sonderbund ist gefallen und nun stehen die sieben Sonderbundsstände wie versteinert vor dem jammervollen Ruin; die Binde der Verblendung liegt auf der Erde und sie starren verzweiflungsvoll in den Abgrund der Zerrüttung, der Noth und der Armut! Die Jesuiten aber sind wie Brandstifter heimlich davon gezogen; sie haben ihren Beruf erfüllt. So verlassen Korsaren die Küste, wenn die Bewohner im Grimm für die verwüstete Heimat zu den Waffen greifen.

Lange haben die Jesuiten im Finstern ihr heilloses Wesen getrieben und nur von Zeit zu Zeit verriethen zuckende Flammen, die aus dem Boden fuhren, das Dasein der unheimlichen Geister in der Unterwelt, bis der Gräuel am Trient 1844 alle Herzen mit Schauder erfüllte. Nur zwei Männer waren es, die zuerst diesem Bewußtsein Worte verliehen: Seminardirektor Keller im Aargau und **Dr.** L. Snell im Kanton Zürich, ersterer durch seinen Antrag im großen Rath des Kantons Aargau auf Vertreibung der Jesuiten und letzterer durch die Abfassung der Petition des Limmatthalvereines an den Zürcher großen Rath im Sinne des kellerschen Antrages und durch die Bearbeitung der barmannschen Schrift. Aber noch standen die Behörden wie bei allen großen Grundreformen, die das eidgenössische Leben verjüngten, weit hinter dem Volksbewußtsein zurück; nur der große Rath von Aargau trug in der Tagsatzung auf das Todesurtheil des Ordens in der Eidgenossenschaft an. So schwach war im Sommer 1844 der Anfang der großen Bewegung, die nun erfolgte; und schon im Jan. und Febr. 1845 organisirte sich durch die 12 Kantone hindurch, in Volksversammlungen auf den Schneefeldern, in Antijesuiten-Assoziationen und -Komites eine unwiderstehliche, bisher noch nicht erlebte Nationlvereinigung zu einer Nationalthat; — und lieferte einen neuen Beweis der Wahrheit, daß das, was in einem freien Volk sich zur festen innern Ueberzeugung ausgebildet hat, unwandelbar zur äußern That wird; der bewaffnete, eiserne Volksbund, über den die kurzsichtigen Konservativen ihren kindischen Hohn ergossen, war in der Wirklichkeit schon da und ging an die Lösung der Aufgabe. O! wie kurz und eitel war das Triumphgeschrei der reformirten und katholischen Eulennester über das Mißlingen des Freischaarenzuges! Der Freischaarenzug trug das heilige Siegel einer sittlich-hohen Idee, die nicht untergehen konnte; er war — um uns des Bildes eines Dichters zu bedienen — das Brausen, das am Abend über die Mee-

reswogen geht und den Sturm des kommenden Tages verkündet. Sofort schritt der Nationalwille unaufhaltsam vorwärts zu seinem Ziele; die Wage der Ehre und Freiheit in der Hand, wog er die Lenker der Kantone und gab fünf Regierungen den Abschied; sie stürzten und mußten stürzen, weil sie vom Vaterlande abgefallen waren. Im Jahr 1846 neigte sich trüb und matt der Stern der Jesuiten rasch zu den westlichen Fluthen hinab. Noch einmal versuchten der Sonderbund und seine reformirten Bundesgenossen — die Septemberhelden in Zürich, die Klique in Burgdorf, die Neuenburger Aristokratie, der Sarnerschwanz in Basel und viele reformirte Geistliche — ihre letzten Anstrengungen, beschworen die Götter des Himmels und der Unterwelt, jammerten über Bürgerkrieg, flehten um fremde Intervention und hofften zum letzten Mal, als die Diplomatie für ihr Schooßkind, die Priester der Nacht, in die Schranken trat. Aber wie der Blitz vom Himmel fielen die eisernen Würfel des „bewaffneten Volksbundes" und auf den Ruinen der Zwingburgen des Ignatius hat das weiße eidgenössische Kreuz einen Sieg der Kultur gefeiert, um den es die gebildetsten Nationen der Erde beneiden.

So ruht denn im Frieden, ihr tief betrauerten Opfer für die alte eidgenössische Sache, in euern stillen Gräbern vom Trient, ihr edelmüthigen Kämpfer für eine heilige Idee in den schauervollen Wäldern der Emme! Eure Schatten sind versöhnt! die Priesterketten sind zerbrochen! die Fahne hat gesiegt, für die ihr in den Tod ginget!

11.

Die Bundesstadt.*)

a.

Nur die Wahrnehmung der ungemeinen Oberflächlichkeit, mit der die Frage, an welchen Ort für die Zukunft die

*) S. N. Z.-Ztg. Nr. 310, 311, 312 von 1848.

Bundesbehörden zu verlegen seien, mit einem Wort die Frage über die Bundesstadt, von den meisten öffentlichen Blättern behandelt wird, vermochte den Verfasser dieses Aufsatzes, der sonst an den politischen Diskussionen des Tages wenig Theil nimmt, seine Stimme über diesen Gegenstand abzugeben.

Die Frage, die uns gegenwärtig beschäftigt, wird sehr durch die allgemein angenommene Voraussetzung vereinfacht, daß der Bundessitz nicht in die welsche, sondern in die deutsche Schweiz und hier in einem der drei letzten Vororte, Zürich, Bern oder Luzern verlegt werden soll. Ohne diese von allen Kantonen zugegebene Annahme würde die Lösung derselben etwas schwieriger, jedoch auch dann das letzte Resultat einer gründlichen Untersuchung dasselbe sein. Um unsere Leser über unsere Ansicht nicht im Zweifel zu lassen, sprechen wir sogleich ganz unser Urtheil dahin aus, daß unsers Bedünkens alle Erwägungen, die bei der Bestimmung des Bundessitzes von mehr oder weniger Gewicht sind, sich für Zürich vereinigen. Es wird nun unsere Sache sein zu zeigen, daß unser Urtheil auf einer ganz unparteiischen, rein objektiv gehaltenen Prüfung beruht.

Wir durchgehen zuerst die minder bedeutsamen Erwägungen, die wir zum Theil, weil die Thatsachen, auf die wir uns stützen, offen da liegen, nur ganz kurz zu berühren nöthig haben; den Hauptgrund, der entscheidend ist, bringen wir zuletzt zur Sprache. Wir werden uns bei der Vergleichung des Anspruchs Zürichs — meriti causa — mit denjenigen der andern Prätendenten oft nur leiser Andeutungen bedienen, um nicht zu erbittern; allein zu der Methode, wichtige Reflexionen, weil sie auf der einen oder andern Seite unangenehm sein möchten, ganz zu verschweigen, können wir uns nicht entschließen, weil auf diese Weise gar keine feste Ueberzeugung gewonnen wird.

Der Korrespondent aus Luzern in Nr. 298 der N. Z.-Ztg. führt in seinem Plädoyer für Luzern besonders, ja wir möch-

ten sagen vorzugsweise den Grund an, daß es dieser Stadt nicht an Gebäulichkeiten und Lokalen zur Unterbringung der Bundesbehörden fehle, und von Bern vernehmen wir, daß die dortige Bürgerschaft sich zu dem dono grato von einer Million Franken entschlossen habe, um die nöthigen Gebäulichkeiten herzustellen. So viel wir wissen, besitzt keiner der drei gewesenen Vororte so viel passende Staatsgebäude und so viele für diesen Zweck geeignete Lokale der Stadt als Zürich, was sich aus der eigenthümlichen Geschichte dieses Kantons erklärt; und sollten noch neue Bauten erforderlich sein, so wird die Bürgerschaft von Zürich auch zu den nöthigen Zuschüssen bereit sein. Dieser Umstand entscheidet also gar nichts, und lasse daher die Eidgenossenschaft sich ja nicht durch die Berner Million blenden, wenn andere kräftige Gründe anders rathen.

Daß eine schöne Natur bei dem Vorhandensein anderer, wichtigerer Erfordernisse nicht ohne Werth seie, geben wir dem Luzerner Korrespondenten gerne zu. Wir denken aber, die wunderlieblichen Ufer des Zürichsees, mit dem romantischen Gemisch, der Zauber der Natur mit den Reizen menschlicher Kunst werden auch in Zukunft wie bisher mehr anziehen, als die wilden Felsenmassen des Vierwaldstättersees oder die ernste melancholische Umgebung Berns.

Bedeutender ist in unsern Augen die Rücksicht auf das gesellschaftliche Leben für so viele gebildete Männer, die an dem Bundessitz zusammen kommen. Daß in dieser Hinsicht Luzern den Vorzug vor Bern habe, wo der traditionelle Unterschied der Stände noch lange nicht verwischt ist und die größte Armut an Vereinigungsorten herrscht, geben alle zu, die in beiden Städten gelebt haben; beide aber halten in dieser Beziehung keine Vergleichung mit Zürich aus. Die republikanische Verschmelzung der Stände, die seit 1830 hier vollständig durchgedrungen ist; das geistige Leben, das aus den vielen wissenschaftlichen Instituten sich in allen Richtun-

gen ausbreitet; eine wohlhabende, bedeutende Bürgerschaft, die eine großartige, gebildete Kaufmannschaft und nicht bloß einen geringen Krämerstand in sich schließt; die große Zahl einheimischer und fremder Gelehrter und kenntnißreicher Männer aus allen Fächern; die wohlthuende, kosmopolitische Denkungsart und Hospitalität, die im Grunde von jeher, besonders aber seit 1830 in Zürich heimisch ist, — haben hier dem gesellschaftlichen Leben eine solche Verfeinerung, einen so veredelten und geistvollen Gehalt und doch zugleich eine solche Freiheit in der geistigen Bewegung verliehen, daß weit gereiste Fremde von Vermögen, Namen und Ruf Zürich in dieser Hinsicht den berühmtesten Städten vorzogen. Den Reichthum und die Manigfaltigkeit von Gesellschaftsorten innerhalb und in der Nähe der Stadt, im Sommer und im Winter, welche der gesellschaftliche Trieb und das Bedürfniß der Mittheilung sich geschaffen haben, trifft man in keiner Stadt der Schweiz und in wenigen Deutschlands an, und überall weht derselbe heitere, humane, soziale Geist, der keine andern Schranken als den Anstand kennt, oder jeden Zwang absurder Konvention und namentlich jede Verletzung der Meinungsfreiheit, die nur engherzigen Philistern oder brutalem Hochmuth entspringt, gänzlich verbannt hat. Da wir hier von den Mitteln der Erholung sprechen, so wird es erlaubt sein, auch die Dampfschiffe und Eisenbahn zu erwähnen. Was den Preis der Lebensmittel und Logis anbelangt, so mag sich wol Luzern, nicht aber Bern, namentlich nicht in Bezug auf Logis und auf Auswahl von Kostorten nach verschiedenen Preisen, durch größere Wohlfeilheit mehr empfehlen. Es ist indessen zu bedenken, daß der rege schaffende Geist der Zürcher auch in diesem Punkt bald durch neue Einrichtungen dem Bedürfnisse des Acht-Franken-Gehaltes zu Hülfe kommen wird.

Was die Institute der Wissenschaft und Kunst und die damit verbundenen Einrichtungen und Anstalten, Lesekabinete, Museen, Bibliotheken, Kunstsammlungen, Buchhandlungen,

mit einem Worte die Vergnügungen der Wissenschaft und des Geschmacks betrifft, so wird wol kein vernünftiger Berner oder Luzerner in diesen Dingen an einen Wettstreit ihrer Kantone mit Zürich im Ernste denken. Zürich war und ist nun einmal der Lieblingssitz der Musen, und diese haben bekanntlich ihren geweihten Boden und finden nicht in jedem Berg einen Parnaß.

Unter den äußeren Vortheilen, welche Zürich als Bundessitz empfehlen, müssen wir endlich noch einen anführen, der in gewisser Beziehung der wichtigste von allen aus dieser Masse ist. Zürich ist der Zentralknoten des Verkehrs sowol zwischen den verschiedenen Theilen der Schweiz als auch zwischen der Schweiz und dem Ausland. Luzern hat in dieser Hinsicht einen Vorzug vor Bern, das ziemlich außerhalb der Verkehrslinie liegt, steht aber offenbar Zürich schon wegen dessen ausgedehntem Handel nach. Zürich ist der Mittelpunkt des Verkehrs zwischen Italien und der Schweiz, Deutschland und der Schweiz und Deutschland und Italien; die Linie von Frankreich über Basel nach Zürich ist wenigstens kürzer als die von Basel nach Bern. Für den ganzen Osten der Schweiz und die innern Kantone, also für weit mehr als die Hälfte der Schweiz ist Zürich der natürliche Zentralpunkt; nur für $^1/_3$ derselben ist Bern vortheilhafter gelegen. Wie bedeutsam dieser Moment sowol für die laufende Mittheilung, als auch besonders in allen politischen Kreisen ist, bedarf keiner weitern Erörterung.

Das sind die äußeren Vorzüge, welche durchweg Zürich als Bundessitz empfehlen. Gehen wir nun zu den inneren Momenten über. Es bedarf hier nur einer unparteiischen und wahrheitsgetreuen Erörterung, um die Untersuchung zu einem entscheidenden Resultate zu Gunsten Zürichs zu führen.

b.

Der Ort, welcher zum Bundessitz gewählt wird, erhält für die Zukunft die größte Bedeutung für die Eidgenossenschaft

und ihre edelsten Interessen. Hier vereinigen sich die eidgenössischen Behörden und entwickeln ihre Thätigkeit für das gesammte Vaterland; hier gestaltet sich der Geist, in welchem regiert, die Grundsätze, nach welchen das Ganze verwaltet und großentheils erst noch geordnet werden soll. Denn wol zu bemerken ist, daß in der neuen Bundesakte nicht bloß die Bestimmungen über den Organismus erst durch eine neue organische Gesetzgebung verwirklicht werden, sondern auch die zum Theil vagen und zweideutigen Bestimmungen über die Interessen der Kultur und einer höheren Zivilisation durch eine edle Auffassung in ausreichende, harmonische und wohlthätige Gesetze verwandelt werden sollen. Hier knüpfen sich auch die nicht allgemein eidgenössischen Verbindungen zwischen den einzelnen Kantonen (Konkordate) und bereiten sich allmälig sogar die Maximen vor, nach welchen in den einzelnen Kantonen regiert wird; denn hier treffen die tüchtigsten Kräfte derselben als in ihrem natürlichen Mittelpunkt zusammen. Hier ist der Heerd der in- und ausländischen Diplomatie und es bilden sich hier die Ansichten aus, nach welchen sie geleitet wird; auch alle andern Verbindungen mit dem Ausland, kurz alles, was in andern Staaten für die Eidgenossenschaft von Interesse und Wichtigkeit ist, wird hier verhandelt und zu praktischen Resultaten geführt werden. Die neue Aera für das eidgenössische Staatsleben entfaltet sich an dem Ort des Bundessitzes.

In dieser Aera sollen die Errungenschaft aus den letzten, an Ereignissen und Reformen so reichen fünfzig Jahren verbürgt und die praktischen Aufgaben und neuen Schöpfungen, die aus ihr sich ergeben, ins Leben geführt werden. Diese Errungenschaft bilden, um es kurz zu bezeichnen, die zur praktischen Geltung erhobenen Grundsätze der Freiheit, Gerechtigkeit und Humanität; hier sind die Lebensprinzipien der jetzigen Eidgenossenschaft, das geläuterte Gold, das aus den fünf Dezennien harter Prüfungen hervorgegangen

ist. „Der Geist,“ sagt ein großer Denker, „die Prinzipien, die das Leben beherrschen, diese sind es, die den Charakter der geschichtlichen Epochen eines jeden Volkes bezeichnen.“ Jene Grundsätze sollen wir in dem Staatsleben der einzelnen Kantone so in dem Streben nach einer höhern nationalen Einigung, welche die eigentliche Aufgabe der neuen Bundesversammlung ist, sich mit unverfälschter Wahrheit immer reiner und kräftiger bewähren.

Hier ist es nun jedem einleuchtend, wie nothwendig es ist, daß die Regierung und das ganze Staatsleben des Kantons, in welchem der Bundessitz ist, mit diesen Lebensprinzipien der verjüngten Eidgenossenschaft in einem innig befreundeten, sympathetischen Verhältniß stehe, oder mit andern Worten, daß das Staatsleben des Kantons, wo der Bund seinen Sitz hat, selbst von jenem Grundsatze durchdrungen und vollständig beherrscht sei. Ist dies der Fall, so wird die fernere Entwicklung der Eidgenossenschaft frei und selbständig, zum Glück und zur Wohlfahrt der Schweiz erfolgen. Ist es nicht der Fall, sind jene Grundsätze in der betreffenden Kantonsregierung noch nicht zu ihrer vollen Kraft gelangt, oder will, wie der Luzerner Korrespondent der N. Z.-Ztg. andeutet, diese Regierung einen ungebürlichen Einfluß auf die Bundesregierung ausüben und ihr durch ihre Macht imponiren, so sind die traurigsten Verirrungen und Entartungen unvermeidlich. Es werden sich Koterien des Ehrgeizes bilden, welche die selbständige Thätigkeit der Bundesbehörden unterdrücken; der Polizeistaat mit seinen Auswüchsen kann an die Stelle des Rechtsstaats treten; der Kanton der Bundesstadt kann sich anmaßen wollen, seine Gebrechen dem Bunde einzuimpfen; das ganze innere eidgenössische Staatsleben kann verderben und zum Rückschritt verkränkelt und die Diplomatie im Sinne einer Partei ausgebeutet werden. Die Rückwirkungen auf die Nation werden Zwiespalt, Parteiungen und Erschütterungen sein.

Wir dürfen nun getrost behaupten, daß jenes nothwendig geforderte befreundete Verhältniß des Staatslebens in dem Kanton der Bundesstadt mit dem bezeichneten Geist der verjüngten Eidgenossenschaft in wenigen Kantonen in dem Grade vorhanden ist wie in dem Kanton Zürich. Um dieser Behauptung ihr volles Licht zu geben, bedürfen wir eines flüchtigen Rückblickes auf die Geschichte; es ist dies eine von den Fragen, für welche, wie Luden sagt, die Gegenwart von der Geschichte die Antwort empfängt. Wir ersuchen also unsere Leser, uns auf dieser scheinbaren Abschweifung, die indessen gerade zum Ziele führt, zu folgen. Daß wir uns bei diesem Ueberblick auch erlauben, die unbestreitbaren Verdienste Zürichs um die ganze Eidgenossenschaft zu berühren, wird uns niemand verargen.

Als nach dem Eintritte der Städte in den Bund der Eidgenossenschaft die Demokratie der Urkantone aufhörte, das staatenbildende, organische Prinzip der Eidgenossenschaft zu sein, und die aristokratische Richtung in den Städten mehr und mehr die Oberhand gewann, waltete in dieser Hinsicht gleichwol ein bedeutender Unterschied. In denjenigen Städten, wo sich die Zunftverfassungen ausbildeten, — Städtearistokratien — war die Aristokratie weit milder als in denen, wo eine Familienherrschaft, — das Patriziat — aufwuchs. In den erstern hatte doch wenigstens die gesammte Stadtbürgerschaft Theil an der Regierung, in den letztern ward sie allmälig gänzlich ausgeschlossen; in beiden wurden die Landschaften freilich auf gleiche Weise einer patriarchalischen Willkür unterworfen; das lag in der Regierungsweise des Mittelalters. In den erstern blühten bald Handel und Fabrikation auf — wie in Zürich, Basel, St. Gallen, Genf.*) Die letztern blieben dieser Lebensrichtung fremd bis auf die Ge-

*) Der Leser sieht, daß wir hier den weitern Verband des eidgenössischen Staatenvereines im Sinne haben.

gegenwart. Und wir treffen hier auf die Keime eines tiefen, durchgreifenden Unterschiedes. Da im Mittelalter der Handel einer der Hauptträger der geistigen Kultur war, so erzeugte sich in den handeltreibenden Städtearistokratien ein Streben und Sinn für Bildung und Kenntnisse, welche sie wesentlich vor den Städten des Patriziats auszeichneten. In der erstern Linie standen in dieser Hinsicht Basel, Zürich und Genf. Da Zürich bei seiner Aufnahme in den Bund der Eidgenossen an die Spitze derselben trat, so trug auch dieser Umstand nicht wenig zur Förderung der geistigen Bildung bei. Die Staatsmänner Zürichs bedurften für die Leitung der eidgenössischen Angelegenheiten höherer Einsicht, Staatsklugheit und Gewandtheit, welche sie bei dem wiederholten Kampf mit Bern um die Hegemonie in der Schweiz dem materiellen Gewicht, worauf sich das letztere ausschließend stützte, entgegen setzten. Schon vor der Reformation unterstützte der Rath in Zürich den Trieb fähiger Jünglinge nach gelehrtem Wissen durch Stipendien *). Aus der Pflege der Wissenschaften und des unzertrennlich damit verbundenen Strebens nach geistiger Freiheit erklärt sich die geistige Aufnahme, welche noch vor der Reformation kirchliche Reformatoren in Zürich fanden und endlich die große welthistorische Thatsache der Reformation selbst. Durch diese und ihren unermeßlichen Einfluß auf das bürgerliche Leben, auf die Industrie, die Wissenschaften und geistige Freiheit hat sich Zürich das erste große und unvergängliche Verdienst um die Eidgenossenschaft erworben.

Eine der Hauptsorgen Zwinglis und der andern Reformatoren war, Zürich zur dauernden Pflanzstätte und Pflegerin der Wissenschaften zu machen, und diese Sorge wurde zur Staatsmaxime der Zürcher Regenten und durch alle Wechsel der Ereignisse und Stürme der Zeit festgehalten. Auch in

*) S. Gerold Meyer's von Knonau Statistik von Zürich; 2. Band.

Basel und Genf blühten nach der Reformation die Wissenschaften mit verjüngter Kraft auf; aber sie verloren in Genf ihre Unabhängigkeit und Würde, weil sie in die Politik verflochten wurden; in Basel aber erhielten sie eine untergeordnete Stellung neben dem übermäßigen Ansehen, welches dort die Reichthümer gewannen. In Zürich wurden sie um ihrer selbst willen geachtet und geehrt, und die Zürcher Regierung betrachtete sie als den Stolz und die schönste Zierde ihres Staates; ihre Förderung und der Schutz gegen rohe Gewalt oder pfäffische Angriffe blieb durch alle Zeiten eine der ersten Aufgaben der Zürcher Regenten. Zürich wurde der geweihte Sitz der Wissenschaften und Künste und ihrer Freiheiten für die Schweiz, und darin erblicken wir das zweite große Verdienst dieser Republik um die Eidgenossenschaft. Es ist nicht nöthig an die vielen großen Geister und Literatoren zu erinnern, welche nach der Reformation, namentlich im 18. Jahrhundert, die Schweiz und zum Theil ganz Europa erleuchteten. Nur das Eine fügen wir noch bei, daß in den Gelehrten Zürichs die ultramontane Verfinsterungssucht ihre stärksten und entschlossensten Gegner fand. Während in Zürich die Wissenschaften lebenskräftig in der Atmosphäre der Freiheit aufblühten, dienten die Unterrichtsanstalten in den katholischen Kantonen unter den Flügeln der Jesuiten nur als Mägde für die Kirche und in Bern als Mittel für die Staatspraxis und waren streng bevogtet. Der schöne, uneigennützige Bund der Staatsgewalt mit den Wissenschaften und ihren Pflegern konnte nicht fehlen, in der Bürgerschaft der Stadt und selbst in einem Theil der unterworfenen Landschaften, besonders am See, einen regen Sinn für Bildung, der nie mehr erlischt, zu verbreiten.

c.

In den Stürmen der Helvetik erhob sich zwar die Zürcher Regierung wie alle Aristokratien gegen diese große Umwäl-

zung; allein der Adel der Gesinnung, den ihr die wissenschaftliche Bildung ertheilte, ließ die Regenten dieses Kantons nie zu solch niederträchtigem Verrath an ihrem Vaterlande herabsinken, womit sich die Patriziate brandmarkten. Es ist bekannt, daß der Bürgermeister Wyß mit dem eisernen Arm es verschmähte, nach Schultheiß Steigers Tod die englische Pension anzunehmen, mit den Worten: er wolle nicht gegen sein Vaterland dienen. Die Mediation war ein fremdes Werk. Mit dem Sturze ihres Gründers mußte es sich zeigen, ob die schweizerischen Regenten aus freiem Willen die großen Resultate der Helvetik und Mediation anerkennen würden oder nicht. Bern mit den anderen Patrizierkantonen nebst den Urkantonen erkannten die Aufhebung der Unterthanenschaft und das Dasein der neuen Kantone nicht an und wollten die dreizehnörtige Eidgenossenschaft restauriren; — ein Plan, dessen Ausführung die heillosesten Folgen gehabt hätte. Es ist kein Zweifel, wenn Zürich eingestimmt hätte, Oestreich, das nie in der Restauration zu weit gehen konnte, hätte diesem Zerstörungsplan seinen Arm geliehen. Aber die Staatsmänner Zürichs, Usteri und Reinhard an der Spitze, stellten sich entschieden entgegen und retteten die Thatsachen der Helvetik und Mediation *). Das war das dritte große Verdienst Zürichs um die Eidgenossenschaft; es war der Erhaltungspunkt, ja man darf sagen, der erste Schöpfungsakt der neuen Schweiz, der ihr Schicksal feststellte.

In Folge dieser entschiedenen Stellung, welche Zürich der Reaktionspartei gegenüber einnahm, ward es fortan in der der ganzen Schweiz als der Vorkämpfer für eine neue Entwicklungsepoche und zwar während der Restaurationsperiode selbst betrachtet. Zwar befolgte die Regierung in dieser traurigen Periode im Ganzen dieselben Maximen wie die übri-

*) An den dunkeln Machinationen des Waldshuterkomites hatte die Zürcher Regierung durchaus keinen Theil.

gen, jedoch immer mit Schonung und oft trat sie mäßigend und abwehrend der reaktionssüchtigen Aristokratie Berns entgegen. Aber neben der Regierung wuchs in Zürich die Kraft für eine neue Zeit auf. Fast alle jüngern Männer von Bildung nahmen eine freiere, politische Richtung und Meier von Knonau, Obmann Füßli und vorzüglich Usteri waren die älteren Stützen, an welche sich jene und die ganze vorwärtsstrebende wissenschaftliche Jugend der Schweiz anschlossen, und die Regierung befleckte sich durch keinen unterdrückenden Gewaltakt gegen diese Partei. Zürich ward der Mittelpunkt der freisinnigen Publizistik und aller Reformtendenzen der Schweiz. Da ward seit 1820 die Saat gesäet, die am Tag von Uster 1830 aufging, und dieser Tag und die Instruktion, die in der denkwürdigen Sitzung des großen Rathes am 18. Dzbr. für die Dezembersitzung der Tagsatzung in Bern gefaßt wurde, war der Ruf für die politische Regeneration der ganzen gebildeten Schweiz. Bei jener Instruktion, welche auf der Tagsatzung zu Bern das Einschreiten des Bundes gegen die Verfassungsreformen der einzelnen Kantone beseitigte, waren abermals die Aristokraten Zürichs mit den Liberalen einig, weil sie die Nothwendigkeit einer neuen Entwicklung erkannten. So ging nach dem Erhaltungsakt für die neue Schweiz auch der Regenerationsakt derselben von Zürich aus.

Was Zürich in der Reformperiode vor 1830 bis 1839 für die Eidgenossenschaft durch seine musterhafte Verfassung, die durch ihre festen Garantien des Rechts und der Volksfreiheit noch immer die erste Stelle einnimmt, durch seine weise Gesetzgebung und die zahlreichen neuen Schöpfungen für die Eidgenossenschaft geworden ist, liegt noch frisch in aller Andenken. Doch können wir nicht umhin zwei Lichtpunkte hervorzuheben: die treffliche Reform der Rechtspflege und die neue Volksschule, durch welche die große Wahrheit anerkannt wurde, daß aller politische Fortschritt auf

Veredlung der Volksbildung beruht. Auch das Verdienst können wir nicht übergehen, daß Zürich bei den vielfachen Verfassungswirren auf den Tagsatzungssitzungen das Stanzerverkommniß im Bunde mit den Rechten des Volkes durch eine mildere Praxis in Einklang brachte.

Die Septemberreaktion von 1839 bis 1842 ist freilich ein trüber Fleck in der glänzenden Reformepoche Zürichs; aber selbst diese dunkle Zeit liefert einen unwiderleglichen Beweis, wie tief der Geist und die Prinzipien der verjüngten Eidgenossenschaft in dem zürcherischen Staatsleben durchgedrungen waren. Nachdem einmal die Revolution vollbracht war, wagte die September-Regierung keinen Gewaltakt gegen die kühne Presse und die noch kühnere Opposition des Lehrerstandes, sie ließ überall die Gerichte entscheiden. Kein Professor der Hochschule wurde willkürlich entsetzt und verjagt, kein Lehrer der Volksschule seinen Gerichten entzogen oder wegen seiner Ansichten abgesetzt. Die Verfassung war zu einer solchen Macht gelangt, daß sie selbst die September-Regierung beherrschte. Einen zweiten Beweis von der ungeschwächten Kraft des Volksgeistes liefert die Thatsache, daß das Volk durch eigene innere Stärke ohne fremde Hülfe auf verfassungsmäßigem Wege schon nach wenig Jahren den Betrug des September-Regimentes überwand und selbst während dieses Regimentes durch den Tag von Schwamendingen Aargau vor dem Untergang, den ihm die drohende Wiederherstellung der Klöster unausweichlich würde gebracht haben, rettete; — ein Akt schweizerischer Sympathie, der sich dem entschlossenen bewaffneten Einschreiten Berns für Solothurn und Aargau, dessen Verdienst wir gerne anerkennen, wol zur Seite stellen darf*).

*) Der Tag von Schwamendingen hat eine tiefe Bedeutung. Hätte einer der Führer nur mit einem Worte versichert, es sei nothwendig, nach Zürich zu ziehen, die ganze Masse wäre gezogen und hätte das Bluntschli-Regiment mit Stöcken hinausgeputscht. Aber Volk und

Der Kanton Zürich hat die Septemberei als eine Krise, welche andere Kantone wie ein schleichendes Fieber durchgearbeitet haben oder noch durcharbeiten müssen, rasch wie eine hitzige Krankheit durchgemacht, und seit seiner Genesung und Selbstermannung steht er durch tieferes Selbstbewußtsein, unschätzbare Lehren der Erfahrung und erhöhte Achtung vor seinen großen Lebensgütern weit stärker und kraftvoller da als vorher. Die Verfassung und konstitutionelle Gesinnung und die hohen praktischen Ideen der Verfassung — Volksfreiheit, Humanität und Gerechtigkeit — haben eine Macht und eine Ehrfurcht in dem Bürgersinn gewonnen, neben und über welche der Einfluß von Persönlichkeiten, Parteien oder Koterien und selbstsüchtigen Herrschlingen, die so oft den Republiken nur ein erheucheltes Scheinleben von Recht und Freiheit anlügen, nichts vermag. Zürich hat keine Partei von Schul- und Jurisprudenz-Stürmern zu fürchten. Kein Magistrat darf es wagen, dem großen Rath oder Regierungsrath zu imponiren, in übermüthiger Empfindlichkeit davon zu laufen oder gar mit dem Austritt aus den Behörden zu drohen; man ließe ihn ruhig abziehen. Dem edeln Ehrgeiz sind die verfassungsmäßigen Bahnen geöffnet: aber der verirrte Ehrgeiz würde durch ein verwerfliches Spiel von Intriguen und Anfeindungen

---

Führer waren von einem solchen Abscheu vor dem Septemberputsch und überhaupt von einem solchen Widerwillen gegen jede rohe Gewalt erfüllt, daß man wol sagen kann: ein Bauersmann von 80 Jahren, der mit sechs Söhnen da war, habe die Volksgesinnung in den wenigen an Prof. K. v. Orelli gerichteten Worten ausgesprochen: „Ja, Herr Professor! Wir wollen mit Ihnen keine neue Prügelregierung, nie und nimmermehr! Mit der Kraft der Wahrheit werden wir mit der Septemberei bald fertig werden. In Gottes Namen schüßt nüd." Als ich soches hörte, sagte ich zu meinem Freund: „Ein Volk mit solchem Gott- und Selbstvertrauen, zugleich mit solcher Selbstbeherrschung ausgerüstet, ist ein frei gewordenes Volk. In Zürich hat Gedankenfreiheit, Recht und Gesetz eine unüberwindliche Burg. Der 6. Sept. ist nicht mehr."

nur sich selbst und zwar schnell ruiniren. Prinzipien herrschen und nicht Personen und daher steht Zürich mit allen bedeutenden Männern anderer Kantone in einem befreundeten Verhältniß. Man schafft sich keine Götzen, vor denen man erst niederfällt und deren man sich dann, wenn man sie zu Despoten aufgeschmeichelt hat, hintenher oft durch eine halbe Revolution wieder entledigen muß. An Faust-Griffe oder Ansinnen, die nach dem Polizeistaate riechen, denkt niemand, nicht einmal im Traum; das Gesetz würde die Hand zermalmen, die so etwas wagte. Ja, es ist wahr, was die N. Z. Z. sagte, zwischen der Septemberei und der Gegenwart liegt ein Jahrhundert, und wenn der Berner „Verfassungsfreund" daran zweifelt, so sehe er, der mit H. Karlen ganz in der Septembersprache von der „Emanzipation der Bürger und von der Herrschaft der Schulmeister" spricht, auf die Thatsache, daß Zürich „Schulmeister" in den großen Rath sendet. Von der zwar entschiedenen, aber durchweg legalen (was unsers Wissens bei dem größten Theil der Miteidgenossen volle Billigung erhalten hat) Stellung Zürichs gegen die Jesuitenreaktion und den Sonderbund und dessen Anstrengungen im Sonderbundskrieg, wo es sich nicht mehr, aber auf keinen Fall auch weniger Lorbeeren erworben hat als andere Kantone, wollen wir nicht reden, es sind das bekannte Dinge.

12.

Die neuere Gesellschaft und die Wissenschaften*).

a.

Mit großem Vergnügen hat der Verfasser dieser Zeilen, der vor geraumer Zeit in dem „Volksblatt" einige Andeutungen über die Ersprießlichkeit populärer Vorlesungen für

*) S. neues schweiz. Volksblatt Nr. 5, 6 und 7 vom 3., 10. und 17. Febr. 1854.

Arbeiter, besonders in den induktiven Wissenschaften, niedergelegt hatte, aus demselben Blatte entnommen, daß mehrere der Herren Professoren in Zürich mit solchen Vorlesungen wirklich den Anfang gemacht haben. Es wird dadurch ein neues und fügen wir hinzu nothwendiges Band zwischen den höhern Unterrichtsanstalten und der modernen Gesellschaft des Kts. Zürich, d. h. der volkswirthschaftlichen Gesellschaft, geschlossen. Sobald die Volkswirthschaft, die Industrie im weitern Sinne, sich in einer Staatsgesellschaft in allen ihren Zweigen zu entwickeln beginnt, übt sie rasch, oft in unglaublich kurzer Zeit einen reformatorisch umbildenden Einfluß auf alle Gebiete des sozialen Lebens aus. Mit ihren eigenthümlichen und unwandelbaren Prinzipien, — als welche ein scharfer Denker, Stein in der Geschichte der sozialen Bewegung in Frankreich, die unbeschränkte Freiheit jeder menschlichen Thätigkeit, so lange nicht die Rechte anderer verletzt werden, die Gleichheit der Rechte, woraus in politischer Beziehung die Souveränetät des Volkes fließt und eine zweckmäßige, d. h. schnelle, feste und unabhängige Justizpflege nebst der Jury bezeichnet — mit diesen Prinzipien schafft die volkswirthschaftliche Gesellschaft, wo sie zum Siege gelangt, in allen Richtungen neue Gestaltungen und bereitet den alten aristokratisch- und monarchisch-feudalen Zuständen und Institutionen unwillkürlich ihr Grab. Ist sie zur nöthigen physischen Macht herangereift, so ergreift sie zuerst mit aller Energie die Aufgabe einer auf politische Rechtsgleichheit gebauten Verfassung und vernichtet alle Privilegien des Adels, der Stadtaristokratie und des Patriziates. Das Bedürfniß führt bald auf die Umbildung des Zivilrechtes, aus welchem der historische Wust, die ererbten Mißbräuche und die Reste der Feudalzeit nach den bezeichneten Grundsätzen ebenso mit der Wurzel ausgerottet werden; mit dem neuen Zivilrecht ist oft die Reform vollendet; wie z. B. jetzt im Kt. Neuenburg das neue Zivilgesetz der Sarg des

Royalismus ist. Wundern muß man sich nur, daß der Kanton Zürich so lange mit dieser nothwendigen Arbeit gezögert hat; aber der schlagendste Beweis von der Macht der Fundamentalgesetze der industriellen Gesellschaft ist der Umstand, daß der Verfasser des Entwurfs des neuen Zivilgesetzes, Dr. Bluntschli, der historischen Schule angehört und seine eigenen Grundsätze verläugnen mußte. Freilich hat die Kommission viel an dem Entwurf zeitgemäß eingerichtet und sodann ist nicht zu läugnen, daß das neue Zivilrecht nur als der erste Schritt betrachtet werden kann und bald eine neue Bearbeitung erforderlich wird. Die Verwaltung nimmt die Gesellschaft sogleich mit der neuen Verfassung selbst in die Hand, die Büreaukratie-Vorrechte jeder Art werden ausgetilgt und es entsteht die Selbstregierung des Volks, das Selfgovernement der Engländer.

Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts hat die volkswirthschaftliche oder industrielle Gesellschaft gearbeitet, kam aber erst mit der Helvetik in der Schweiz zum Durchbruch und zu ihrer ganzen organisirenden Kraft im Jahr 1830, in der durch das Wort „Regeneration" trefflich in ihrem tiefen Inhalt bezeichneten Epoche. Von wenigen wurden die Gesetze, die Bedürfnisse und Forderungen der volkswirthschaftlichen Gesellschaft so klar und richtig erkannt als von den Schöpfern der zürcherischen Verfassung von 1831, weßhalb einer dieser Schöpfer in der Septemberperiode — der Periode der versuchten Wiederherstellung der Stadtherrschaft — diesen Versuch im Republikaner als Unsinn titulirte. Der Kanton Zürich steht an der Spitze aller Kantone, in denen diese Form der Gesellschaft, das Kind des modernen Fortschritts der Menschheit, sich entwickelt hat oder in der Entwicklung begriffen ist, d. h. aller protestantischen und paritätischen Kantone, mit Ausnahme von Bern; denn in den katholischen Kantonen, ausgenommen Tessin, das sich emanzipirt hat, wird die römische Kirche, der Todfeind dieser gesellschaftlichen

Reform, sie stets hindern, so lange dieselbe ihre Gewalt daselbst behält und in Bern stellt ihr das Patriziat mit der ganzen Macht, die es in den Zuständen des feudal-artigen Ackerbaues hat, nebst dem mit ihr verbundenen Agrikulturproletariat unübersteigliche Hindernisse entgegen; in diesem Kanton hat daher die Reaktion ihren Sitz. Doch wir brechen hier die interessante Reihe von Gedanken ab und werfen nach diesen wenigen Bemerkungen über die reformatorische Gewalt der industriellen Gesellschaft die Frage auf: Welche Bedeutung haben in dieser Form der Gesellschaft die Wissenschaften und die höhern Unterrichtsanstalten? Bei der Frage über die Stellung derselben im Staate hängt alles davon ab, wer regiere, — die ganze Gesellschaft oder ein Theil derselben und wie dieser Theil beschaffen sei. In der Feudalmonarchie waren alles höhere Wissen und alle Pflegestätten desselben nur für die Kirche vorhanden, seit der den Zünften nachgebildeten Universitäten auch für das kleine Häuflein der Gelehrten und die Staatsmänner in den Kabineten. Außerdem dienten die Wissenschaften zur Verherrlichung und Verschönerung der Höfe und der Paläste des hohen Adels, der selbst roh blieb wie seine Ahnen. Aehnlich gestaltete sich die Sache in unserer Aristokratie, nur mit dem Unterschiede, daß in Zürich stets die Musen geliebt und gepflegt und die Gelehrten geschützt wurden, auch die Staatsmänner in der Regel wissenschaftlich gebildete Männer waren, in anderen Aristokratien dagegen, z. B. in Bern, wo die jungen Patrizier ihr Regierungsgeschäft im Fremdendienst und in Wirthshäusern lernten, man gar nicht wußte, was man mit großen Gelehrten machen sollte und daher den berühmten Haller als Salzfaktor anstellte. In Zürich aber so gut wie in andern Aristokratien wurden, mit theilweiser Ausnahme der Stadt, das Volk, die Gesammtgesellschaft, von jeder Berührung mit dem Lichte der Wissenschaften sorgfältig und ängstlich abgeschlossen.

In der büreaukratisch-absolutistischen Beamtenmonarchie,

die sich allmälig aus jener Staatsform herausgestaltete, sind die höhern Unterrichtsanstalten für den Beamtenstand bestimmt; da ist das Land, wo die Hofräthe blühen. Aber unter der äußern Decke dieser Büreaukratie hat sich — nach der treffenden Bemerkung von Stein, daß in dem gährenden Prozeß der Staatsformen der neuern Zeit sich Richtungen von allen zusammen finden —, immer entschiedener die Industriegesellschaft sich entwickelt und damit auch eine ganz andere Ansicht über die Bestimmung der Wissenschaften und eine ganz andere Wirksamkeit derselben, zwar weniger durch den Staat als durch die Gesellschaft selber, aber unaufhaltsam fortschreitend, bis diese Reform vollendet ward durch die Gelangung der volkswirthschaftlichen Gesellschaft zur Regierung des Staats.

b.

Wir haben angedeutet, wie grundverschieden die Stellung der Wissenschaften und der für den Unterricht und die Pflege derselben bestimmten Anstalten, je nach dem verschiedenen Charakter der in dem Staatsverband vereinigten Gesellschaft ist. Fassen wir diesen Gedanken nun etwas schärfer ins Auge in Beziehung auf diejenige Form der Gesellschaft, die unter dem Namen der volkswirthschaftlichen bekannt ist und zwar auf derjenigen Stufe ihrer Entfaltung, wo sie nicht erst nach der Herrschaft ringt, sondern dieselbe wirklich erlangt hat.

Wenn in den durch scharfe Ständeunterschiede und durch politische und bürgerliche Rechtsprivilegien gegliederten Feudalstaaten die Wissenschaften nur für die herrschenden Kasten und in den absoluten Staaten nur für die Beamten und die Beamtenaristokratie vorhanden sind; so sind sie in der volkswirthschaftlichen Staatsgemeinde für die ganze Gesellschaft bestimmt und diese Bestimmung derselben ist durch ein inneres nothwendiges Band zwischen beiden gegeben. Wenn Cicero sagen konnte, Sokrates habe die Philosophie vom Himmel ge=

rufen und in die Wohnungen der Menschen eingeführt, so konnte Adam Smith mit noch größerm Rechte sagen, die Industrie habe die Wissenschaften mitten in den Markt des Lebens hineinversetzt. Es bedarf nur geringes Nachdenken, um die Richtigkeit dieser Behauptung einzusehen.

In der volkswirthschaftlichen Gesellschaft sind die Kräfte aller mit Ausnahme einer nach der Entwicklungsstufe derselben immer geringer werdenden Zahl von Staatsbeamten und einigen Rentiers auf das große Geschäft der Produktion, der Erschaffung von Werthen in ihren verschiedenen Gebieten gerichtet. Was heißt produziren? Die Natur dem menschlichen Willen unterwerfen und zwar nach ihren eigenen Gesetzen und Kräften zur Bearbeitung von Gütern für die Befriedigung der sinnlichen und geistigen Bedürfnisse oder die Konsumtion. Daraus folgt, daß der Mensch, um diese Bearbeitung der natürlichen Dinge mit Erfolg zu betreiben, das Wesen der Stoffe kennen, die Kräfte und Gesetze der Natur erforschen muß und daß aller Fortschritt in der Produktion durch die Fortschritte in diesen Erkenntnissen bedingt ist. Und darin besteht die unermeßliche Wichtigkeit dieser Wissenschaften für die Volkswirthschaft, nur durch ihre Hülfe hat die vorwärts gehende Bewegung derselben vermittelst immer neuer Erfindungen weder einen Stillstand noch ein Endziel. In den Kreis dieser Erkenntnisse gehören die Mathematik, mit allen ihren Anwendungen und die Naturwissenschaften in allen ihren Zweigen, wohin wir auch Länder- und Völkerkunde, Statistik der Produkte und Stoffe u. s. f. rechnen. Außer diesem Kreis des Wissens, der auf das Güterleben und seine Bewegung Bezug hat, tritt ein zweiter Kreis von Wissenschaften in den engsten Zusammenhang mit der volkswirthschaftlichen Gesellschaft, derjenige, der ihren Organismus und ihre sittlichen Grundlagen zum Gegenstand hat.

Das sind die politischen und moralischen Wissenschaften und die religiöse Bildung, die in dem wahren Christenthum

— nicht in der sogenannten christlichen Dogmatik — als Weltreligion und gerade als Religion der arbeitenden Menschheit reiner und lauterer als irgendwo aufgeschlossen ist. Wir haben auf die reformatorisch umbildende und neugestaltende Macht hingewiesen, durch welche in allen Zweigen des öffentlichen Lebens sich die industrielle Gesellschaftsform in Folge ihrer eigenen, inneren Prinzipien offenbart. Waren diese Reformen in der Verfassung und Verwaltung, in dem Finanzwesen, in dem Rechtsgesetz und der Rechtspflege u. s. f. nothwendig? Ja, weil ohne sie diese Art der menschlichen Gesellschaft zu diesen Zwecken gar nicht arbeiten, ja gar nicht existiren kann; ihr Dasein ist schon ein Sieg über den historischen Wust der vergangenen Jahrhunderte, ein Zeugniß über den großartigen Gang, den die französische Revolution mit ihren denkwürdigen gesetzgeberischen Schöpfungen nahm. Wenn also die erste Reihe der Wissenschaften sich unmittelbar auf die Güterproduktion und Güterbewegung bezieht und ihre Fortschritte vermittelt, so bezieht sich die zweite Reihe auf die politischen Bedingungen, die rechtlichen und sittlichen Verhältnisse der produzirenden Gesellschaft und ist für ihre Existenz sowie für alle weitern Fortschritte ebenso nothwendig wie die erste, zumal da aus dem Schooße dieser industriellen Gesellschaft selbst sich eigenthümliche Uebel entwickeln, die nur durch weitere Forschungen im Gebiete jener Erkenntnisse oder der eigentlichen Sozialreformen gehoben werden können.

Fügen wir zu den zwei bezeichneten wissenschaftlichen Sphären noch die sogenannten allgemein bildenden Wissenschaften und die neuern Sprachen, so haben wir den Umfang der Erkenntnißgebiete, welche die moderne menschliche Gesellschaft für ihre Aufgaben und Fortschritte verlangt, angedeutet. Die wechselseitige Beziehung und Stellung von beiden ist also klar. Die bezeichneten Wissensgebiete sind eine Lebensbedingung für die volkswirthschaftliche Gesellschaft; aber die letztere ist dies nichts weniger für die erstere; die Wissenschaften empfan-

gen ihre Nahrung, ihren Werth und ihre ganze Bedeutung aus dem Dienst, den sie der ganzen menschlichen Gesellschaft leisten.

Trefflich sagt der mehrmals erwähnte Denker: „Ohne die Hinwendung des Geistes auf das praktische Leben bleibt alle Wissenschaft im menschlichen Leben machtlos und wie jede Einseitigkeit schadet sie mehr, als sie nützt. Eine Bildung, sei es die eines einzelnen Menschen oder die eines Volkes, die nicht ihren Ausgangspunkt in ihrer praktischen Anwendung hat, erfüllt ihre eigene Bestimmung nicht und ist vor allen Dingen eine sehr untergeordnete gesellschaftliche Thatsache."

c.

Mit der veränderten Ansicht über die Bedeutung der Wissenschaften für unser jetziges gesellschaftliches Leben hat sich natürlich auch die Ansicht über die Stellung und die Aufgabe der höhern Lehranstalten gänzlich geändert.

Wie die „neue Volksschule" durch die Realkenntnisse und die geistige Bildung, welche sie ihren Zöglingen ertheilt, eine ganz andere Bestimmung und ein anderes Verhältniß zum Leben ankündigt als die alten Kirchenschulen, die nur der kirchlichen Dogmatik in die Hände arbeitete, so ist ein gleicher großer Umschwung für die höhern Bildungsanstalten eingetreten; sie sollen in ihrer Sphäre ebenfalls der Aufgabe der Gesellschaft, den Bedürfnissen des Lebens ihren Dienst leihen. Thun sie das, so erfüllen sie die bisher ausführlich entwickelte Bestimmung, welche die Wissenschaften durch die Reform der menschlichen Gesellschaft in dem letzten Jahrhundert empfangen haben. Thun sie das nicht, so treten sie aus der Beziehung heraus, welche der Entwicklungsgang der Menschheit als nothwendig für die Wissenschaften und ihre Pflegestätten vorgezeichnet hat und zwar zu ihrem eigenen größten Nachtheil.

In den Zeiten, wo alles in Stände abgesondert war und

jeder Stand seine besondern Interessen und Rechte und seine eigene Stellung hatte, war es natürlich, daß auch die Professoren der höhern Lehranstalten — und hier meinen wir vorzüglich die Universitäten — sich von den andern Ständen schieden, eine Korporation für sich, gleichsam eine eigene Welt, eine rempublicam litterarum, bildeten; denn alles war in Stände getrennt und eine Gemeinschaft der Interessen in Einem Verbande gab es nicht. Wenn aber jene Anstalten noch jetzt, nach der besprochenen, gewaltigen Reform in den politischen Ansichten wie im Güterleben sich in ihrem Geist und ihren Einrichtungen als Reste des Mittelalters, wie in der Universitätsdebatte in der Bundesversammlung die deutschen Universitäten treffend genannt wurden, geltend machen wollen; wenn die Professoren sich selbst genügsam von der Gesellschaftsaufgabe der Gegenwart abschließen; wenn sie in der bestaubten Gelehrsamkeit vergangener Jahrhunderte ihre Verherrlichung suchen oder ihren Jüngern zwar das germanische und römische Recht und das monarchische Staatsrecht der Fürsten einpfropfen, auf das vaterländische Recht und die freien Verfassungen vornehm herabblicken, sich mit Luxusartikeln *) beschäftigen und den Lehrerstand der Volksschule ver-

*) Wir verwahren uns ausdrücklich gegen den möglichen Vorwurf, als ob wir auch die sogenannten Humaniora, d. h. das Studium des klassischen Alterthums, dessen Wesen niemand schöner als Jean Paul dargestellt hat, unter die Luxusartikel rechnen. Das geistige Leben der klassischen Völker hat zwei Elemente, durch welche es zu einem allgemeinen Bildungsmittel der Menschheit wird. Diese sind erstens in sittlicher Hinsicht: die Hoheit und Größe der Gesinnung, die Allgewalt des sittlichen Willens gegenüber allen Mächten der Außenwelt und die rein menschliche Auffassung aller Lebensverhältnisse; zweitens in ästhetischer Hinsicht: die Schönheit und Vollendung in der Kunst, besonders in allen Gattungen der Redekünste. Indessen sind die Stockphilologen am wenigsten geeignet, diesen entwickelten Geist ihren Schülern zur Anschauung zu bringen; sie bleiben mit ihnen in den Dornhecken der Gram-

achten: — so werden Fragen in der Volksgemeinde entstehen, die für niemanden gefährlicher sind als für sie selbst. In dem Grade, in welchem heut zu Tage solche Anstalten sich von dem Standpunkt der Gesellschaft und ihrer Interessen entfernen, wird ihre Existenz gefährdet sein. „Warum soll der Staat mit schweren Kosten Institute und Lehrer an denselben bezahlen, die mit den Interessen der Staatsgemeinde in keiner Verbindung oder gar mit ihnen im Widerspruche stehen? Wer aber gelehrte Luxusartikel liebt, wie z. B. die Poesie der Indier oder die ägyptischen Alterthümer, der mag sich einen Lehrer aus seinem Sack bezahlen, aber das Lehrgeld nicht von denen fordern, deren Lebensthätigkeit mit diesen Raritäten nicht in der geringsten Verbindung steht." So wird sich die öffentliche Meinung aussprechen. Von den alten Universitäten Oxford und Cambrigde nimmt die englische Nation gar keine Notiz und sie wären schon längst verschwunden, wenn sie nicht Anhängsel der Kirche wären, mit der man nicht gern Händel anfängt.

Aber das Bedürfniß der Gegenwart hat sich eine Hochschule in London geschaffen. Wenn der Frühling die deutschen Völkerschaften von ihren Zwingherren befreit, werden die Herbstblätter auf das Grab der mittelalterlichen Universitäten fallen und es werden Hochschulen entstehen, wie die Amerikaner sie ins Leben gerufen haben.

Wir brechen hier diese Betrachtungen ab und bemerken

---

matik hängen. So absurd es freilich heut zu Tage wäre zu behaupten, daß eine tüchtige Entwicklung der menschlichen Kräfte ohne die Literatur der Griechen und Römer unmöglich, und deßhalb die Kenntniß der alten Sprachen obligatorisch für den Besuch der höhern Unterrichtsanstalten zu machen sei; so beibt gleichwol die alte Stelle, die man denjenigen Bildungsmitteln eingeräumt hat, welche zweimal die Welt aus der Nacht zur Barbarei erhoben und den göttlichen Funken der schönen Künste wieder angefacht haben, gerechtfertigt. Nur muß die Anwendung derselben auf andere Weise, als gewöhnlich geschieht, geregelt werden.

nur noch, um Mißverständnissen vorzubeugen, daß wir dabei keine einzelne bestimmte Universität im Auge hatten, sondern nur den allgemeinen Gedanken verdeutlichen wollten, daß die höhern Lehranstalten wie die Volksschule mit den Bedürfnissen und Interessen der volkswirthschaftlichen Gesellschaft, welche die Grundlage der neuern sozialen Entwicklung bildet, in Harmonie stehen müssen. Daraus ergiebt sich von selbst, daß jeder, der diese Wahrheit und die Berechtigung ihrer Forderungen an das Leben einsieht, mit Freuden jede Erscheinung begrüßen wird, worin sich jene Harmonie offenbart. Und das ist unzweifelhaft der Fall bei den wissenschaftlichen Vorlesungen, welche eine Anzahl von Professoren in Zürich für Arbeiter und Handwerker veranstaltet haben. Denn hier tritt die Einheit und Uebereinstimmung der Wissenschaften mit den Zwecken des Lebens so recht anschaulich an den Tag — non scholae, sed vitae discendum est; — weßhalb auch da, wo das Leben seine Rechte geltend macht wie in England und Nordamerika, zum Theil auch in Frankreich, solche Vorlesungen schon lange bestehen. Sie gewähren noch einen besondern großen Vortheil dadurch, daß sie die Wirksamkeit der höhern Lehranstalten gleichsam ergänzen; denn auch da, wo diese noch so gut nach den Bedürfnissen der Gesellschaft eingerichtet sind, fließen die Quellen der Belehrung, welche sie öffnen, doch nur für die, welche die Mittel und die Zeit haben, aus ihnen zu schöpfen. Die erwähnten Vorlesungen aber verbreiten diese Quellen durch kleinere Kanäle in ein größeres Gebiet, gleich den befruchtenden Wasserleitungen, die in einem ganzen Feld die produzirenden Kräfte wecken. Daher haben diese populären Vorträge in England allmälig die zwei Reihen von Wissenschaften, welche wir als die Angelpunkte der heutigen Gesellschaft bezeichnet haben, vollständig in sich aufgenommen. Nicht allein die Mathematik und die Naturwissenschaften, auch die politischen und moralischen Wissenschaften, — die leitenden Grundsätze des bürgerlichen Rechtes,

das philosophische Staatsrecht, die Vorschriften einer geläuterten Moral, die Geschichte und die Nationalökonomie sind mit großem Erfolg Gegenstand solcher Vorträge geworden und die berühmten essays von J. Mill, sowie die trefflichen Abhandlungen von Parker in Nordamerika über die Religion sollen aus dieser Veranlassung entstanden sein. Es ist nichts als ein lächerliches Vorurtheil, daß das Staatsrecht, die Nationalökonomie nur ein Fachstudium der Juristen seien, die gerade in der Regel am allerwenigsten davon verstehen. Nein! alles, was Wohl und Wehe, Gedeihen oder Zurückschreiten des Gemeinwesens betrifft, soll von allen mit der Zeit erkannt werden und alle Fortschritte denkender Geister in diesen Gebieten, wie Lord Brougham sagt, eine Gemeinheit der ganzen Gesellschaft werden.

13.

An die liberalen Schulfreunde des Kantons Zürich.

Auf meinem Krankenlager ließ ich mir die letzte Nr. der schweizerischen Schulzeitung mittheilen, in welcher meiner Stellung zu dem zürcherischen Schulwesen und der Lehrerschaft gedacht wird. Die Nähe des Grabes schwächt nicht, sondern erhöht vielmehr meinen Eifer jetzt noch wie immer den wärmsten Antheil zu nehmen an allem, was das innere Gedeihen und die Wirksamkeit der auf die Veredlung und wahre Beglückung des Volkes gerichteten Anstalten betrifft, und darum fühle ich mich verpflichtet, noch ein kurzes, wahrscheinlich letztes öffentliches Wort an meine Freunde zu richten.

Ich habe die Begründung und Pflege guter Volksbildungsanstalten immerfort als die erste Bedingung einer glücklichen Entwicklung des republikanischen Lebens betrachtet, und daher dem öffentlichen Unterrichtswesen vor allem meine Theilnahme geschenkt. Welche große Hoffnngen ich an eine Volksschule knüpfe, wie sie nach 1830 im Kanton Zürich begründet wurde,

habe ich in vielen Artikeln des schweizerischen Republikaners und dann besonders in der 1840 erschienenen Schrift über den „Geist der neuen Volksschule" dargelegt. Durch alle meine vieljährigen Erfahrungen hindurch ist mir bis zur Stunde die Ueberzeugung geblieben, daß der Kanton Zürich sein Bestes in dem wohleingerichteten Volksschulwesen besitze, und daß seine Bedeutung und Wohlfahrt nur so lange gesichert seien, als er dasselbe in gleichem Geiste erhalte und fortentwickle.

Während mehr als 20 Jahren lebte ich in engster Verbindung mit der Lehrerschaft des Kantons Zürich und blieb bis jetzt mit den einflußreichsten Männern unter derselben durch die Bande inniger Freundschaft verbunden. Was von dieser Seite geleistet wurde und für die Zukunft angestrebt wird, ist mir gänzlich klar geworden und hat mir die feste Ueberzeugung gegeben, daß in dem zürcherischen Lehrerstande eine geistige Kraft und Gesinnung ruht, welche die Achtung und das Vertrauen des Volkes verdient, und alle edeln Schöpfungen, welche die liberale Partei erstreben soll, kräftigst zu befördern bereit und tüchtig ist.

Es war mir vergönnt, auch mit denjenigen Staatsmännern des Kantons Zürich, welche jetzt zur Erhaltung und Fortentwicklung des öffentlichen Unterrichtswesens vorzugsweise berufen sind, in vertrautere Verbindung zu treten, und ich schöpfte hier die freudige Hoffnung, daß mit reinem Willen und ausgezeichneten Kräften die Ausbildung der Volksschule nach den Prinzipien, durch welche dieselbe zu ihrer gegenwärtigen Blüthe gelangte, angestrebt werde.

Ich kann nicht glauben, daß die Männer, die ich in den wichtigsten Grundsätzen einig fand, je gegen einander wirken werden, wo es sich um die Fortentwicklung der Volksbildungsanstalten handelt und ich betrachte die in jüngster Zeit erfolgten Angriffe gegen den zürcherischen Lehrerstand als die leidenschaftlichen Aeußerungen einzelner, die keinen Beruf und keine Bestimmung haben, namens der liberalen Partei, in

die zürcherischen Schulangelegenheiten einzugreifen. Die Verschiedenheit der Ansichten über die neuesten, das Schulwesen betreffenden Reformfragen kann und darf zu keiner Trennung der bisherigen Träger des Fortschrittes im öffentlichen Bildungswesen führen; sie ist von zu geringer Bedeutung gegen die Aufgabe, welche im eigentlichen Kulturgebiete zu lösen ist. Das Gesetz des republikanischen Lebens, daß man keinem Bürger die freie Meinungsäußerung verkümmere, und über untergeordnete Streitigkeiten sich erhebe, um in den wichtigsten Angelegenheiten mit vereinigten Kräften zu handeln, wird auch im Kanton Zürich fernerhin volle Geltung finden; und es zeugte von ungeheurer Täuschung und unverzeihlicher Schwäche, wenn in einem der geachtetsten und einflußreichsten Kulturstaate der Schweiz die politische Ueberzeugung einzelner dem ganzen Stande derselben als Verbrechen angerechnet, der letztere deßhalb und mit ihm das großartigste und wohlthätigste Institut, die Perle des Kantons, die Volksschule, verkümmert und herabgewürdigt würde.

Die nicht ungegründete Furcht, es möchte solches in momentaner Mißstimmung von einzelnen angestrebt werden, bewegt mich in der Zeit, da ich nicht weiß, wann der höchste Richter über alle mich zu sich ruft, nochmals wie in der Septemberperiode, da der schweizerische Republikaner, wie der selige Bürgermeister Hirzel sich ausdrückte, gleich einem schützenden Cherub vor der in den dreißiger Jahren geschaffenen Volksschule stand, meine Stimme für dieselbe zu erheben, zu warnen vor der geringsten Beeinträchtigung derselben, zu ermuntern, ihren Ausbau im Vereine mit den anerkannten Trägern ihrer Idee, wie diese von ihren Gründern Scherr, Hirzel, Ulrich, Keller, Weiß und mir festgestellt wurde, zu vollenden. Wie nach dem Jahre 1830 aus dem vereinigten Wirken der freisinnigen Männer der Stadt und Landschaft des Kantons die gegenwärtige Größe desselben erwachsen ist, so möge durch einträchtiges und friedliches Zusammenwirken

der jetzt mehr äußerlich, jedoch durchaus nicht prinzipiell geschiedenen Kräfte sich fortentwickeln und empor blühen das wahrhaft belebende Element, die Seele des republikanischen Staatslebens, — die Volksbildung; denn sie ist ja, wie der treffliche Zschokke so wahr sagt, Volksbefreiung.

Mögen bornirte Menschen dieses oder jenen Standes meine vielleicht letzten Worte belächeln, ich sehe dem Tode mit dem beseligenden Gedanken entgegen, daß jetzt schon der ächte Freund des Volkes und später jeder denkende Mensch im Hinblick auf das, was ich für das Volk gethan und erreicht habe, sich sagen wird: der Mann hat für das Volk eine Seele gehabt, und für dasselbe bis zu seinem letzten Athemzuge alle seine Kräfte aufgeopfert.

Küsnach, den 26. Juni 1854.

Prof. Dr. Ludwig Snell.

Kleinere Errata möge der Leser gütigst entschuldigen, bedeutendere, wie folgt, verbessern:

S. 10 Z. 12 v. u. lies „des klassischen Studiums“;
S. 45 Z. 10 v. u. „ 1830;
S. 66 Z. 13 v. o. „ „In diesem Entwurfe“;
S. 78 Z. 9 v. u. „ „ochlokratischen“;
S. 141 Z. 1 v. u. „ setze das „st“ am Ende der Zeile an den Anfang derselben;
S. 199 Z. 11 v. u. „ „ließen“;
S. 257 Z. 2 v. u. streiche „zu“.

Druck von E. Kiesling.

Stiefel, Hch.

Dr. Ludwig Snell's Leben und Wirken Ein Beitrag z. Gesch. der regenerierten Schweiz, bearb. nach den von dem Verstorbenen hinterlass. Papieren u. Schriften von einem jüngern Freunde desselben

Zürich 1858